Roman in zwei Bänden (gebunden in drei Bände)

Fyodor Dostoyevsky

Digitized by Google

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski
herausgegeben von Moeller van den Bruck

Erste Abteilung: Zehnter Band, erster Halbband

Digitized by Google

F. M. Dostojewski

Die Brüder Karamasoff

Roman in zwei Bänden
(Gebunden in drei Bände)

Mit einer Einleitung von Dmitri Mereschkowski

Zweiter Band

Erster Halbband

R. Piper & Co. Verlag, München, 1920

Digitized by Google

BURDACH

19. bis 28. Tausend

Übertragen von E. K. Rahsin

Copyright 1914 by R. Piper & Co., G. m. b. H.,
Verlag in München

Digitized by Google

PG3327
G5 B7
1920
v.2:1
MAIN

836
D724
bG
v.2:1

Inhalt

Sechstes Buch: Der russische Mönch

		Seite
I. Kap.	Der Staretz Sossima und seine Gäste . . .	569
II. „	Aufzeichnungen aus dem Leben des in Gott verschiedenen Priestereinsiedlermönches, des Staretz Sossima, zusammengestellt nach dessen eigenen Worten von Alexei Fedorowitsch Karamasoff. Biographische Aufzeichnungen.	
a)	Vom jungen Bruder des Staretz Sossima .	577
b)	Von der Heiligen Schrift im Leben des Staretz Sossima	584
c)	Erinnerungen des Staretz Sossima aus den Knaben- und Jugendjahren seines weltlichen Lebens. Das Duell	594
d)	Der geheimnisvolle Gast	607
III. „	Aus den Gesprächen und Predigten des Staretz Sossima.	
e)	Einiges über den russischen Mönch und seine Bedeutung	630
f)	Einiges über Herren und Diener	635
g)	Vom Gebet, von der Liebe und von der Berührung mit anderen Welten	642
h)	Kann man Richter über seinesgleichen sein? Vom Glauben bis ans Ende	647
i)	Von der Hölle und vom höllischen Feuer. Eine mystische Betrachtung	651

Siebentes Buch: Aljoscha

I. Kap.	Der Verwesungsgeruch	656
II. „	Solch ein Augenblick	678
III. „	Das Zwiebelchen	688
IV. „	Die Hochzeit zu Kana in Galiläa	722

M83940

Digitized by Google

Achtes Buch: Mitjá

		Seite
I. Kap.	Kusima Ssamssonoff	731
II. „	Ljágawyj	750
III. „	Die Goldgruben	763
IV. „	In der Dunkelheit	784
V. „	Der plötzliche Entschluß	795
VI. „	„Ich fahre!"	825
VII. „	Der Erste und Unbestrittene	840
VIII. „	Rausch	871

Neuntes Buch: Die Voruntersuchung

I. Kap.	Der Anfang der Laufbahn des Beamten Perchotin	897
II. „	Der Alarm	910
III. „	Der Gang der Seele durch die Hölle. Das erste Purgatorium	922
IV. „	Zweites Purgatorium	939
V. „	Das dritte Purgatorium	954
VI. „	Der Staatsanwalt	976
VII. „	Mitjás großes Geheimnis	991
VIII. „	Die Aussagen der Zeugen. „Das Kindchen"	1014
IX. „	Wie Mitjá fortgeführt wurde	1032

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Sechſtes Buch

Ein ruſſiſcher Mönch

I.

Der Staretz Soſſima und ſeine Gäſte

Als Aljoſcha mit Schmerz und Aufregung im Herzen die Zelle des Staretz betrat, blieb er im erſten Augenblick vor Verwunderung ſtehen: ſtatt einen ſterbenden Kranken vorzufinden, der vielleicht ſchon beſinnungslos war (wie er die ganze Zeit gefürchtet hatte), erblickte er ihn plötzlich im Lehnſtuhl ſitzend, wenn auch anſcheinend etwas erſchöpft und ſchwach, ſo doch jedenfalls mit frohem Antlitz, und umgeben von Gäſten, mit denen er eine ruhig heitere Unterhaltung führte. Übrigens war er erſt eine viertel Stunde vor Aljoſchas Ankunft aufgeſtanden. Die Gäſte hatten ſich ſchon früher in der Zelle verſammelt und auf ſein Erwachen gewartet, denn Pater Paiſſij hatte ihnen geſagt, daß der Lehrer ſich gewiß noch erheben werde, um ſich noch einmal mit allen, die ſeinem Herzen teuer waren, auszuſprechen, wie er dies ſelbſt am Morgen gewünſcht und verſprochen hatte. An dieſes Verſprechen, wie überhaupt an jedes Wort des ſterbenden Staretz glaubte Pater Paiſſij unerſchütterlich, ſo daß

Digitized by Google

er ſogar dann, wenn er ihn ſchon bewußtlos und ſterbend geſehen und gleichwohl ſein Verſprechen, noch einmal aufzuſtehen, gehabt hätte, ja daß er dem Tode ſelbſt nicht geglaubt, ſondern immer noch erwartet haben würde, der Sterbende werde ſich erheben und ſein Verſprechen halten. Am Morgen aber hatte ihm der Staretz vor dem Einſchlafen geſagt: „Ich werde nicht früher ſterben, als bis ich noch einmal vorher, ihr Geliebten meines Herzens, eure lieben Geſichter geſchaut und vor euch meine Seele ausgeſchüttet habe.“ Die vier Mönche, die ſich zu dieſer letzten Unterhaltung beim Staretz eingefunden hatten, waren ſeine Freunde, die innig an ihm hingen: die beiden Prieſtermönche Pater Joſſiff und Pater Paiſſij und der Prieſtermönch Pater Michail. Es war das der Vorſteher der Einſiedelei, eigentlich noch kein alter Mann, auch war er nicht gerade ſehr gelehrt, dafür aber ein feſter Charakter mit ſchlichtem, unerſchütterlichem Glauben und von ſtrengem Äußeren; ſein Herz war von tiefſter Güte durchdrungen, die er jedoch äußerlich faſt wie aus einem gewiſſen Schamgefühl heraus zu verbergen ſuchte. Der vierte Gaſt war ein kleines, altes, einfaches Mönchlein aus niedrigſtem Bauernſtande, Bruder Anfim, der kaum leſen und ſchreiben konnte, ſtill und ſchweigſam war, ſelten mit jemandem ſprach, der Demütigſte aller Demütigen. Er hatte das Ausſehen eines Menſchen, der durch etwas Großes und Schreckliches, für ſeinen Geiſt Unfaßliches auf ewig erſchreckt worden iſt. Dieſen gleichſam vor Furcht bebenden Menſchen liebte der Staretz Soſſima ſehr und behandelte ihn ſtets mit außergewöhnlicher Hochachtung.

Trotzdem hatte Pater Anfim vielleicht in ſeinem ganzen Leben mit niemandem weniger geredet als mit dem Staretz, obgleich er viele Jahre mit ihm allein als Pilger durch das heilige Rußland gewandert war. Das aber war ſchon vor langer Zeit geweſen, ungefähr vor vierzig Jahren, als der Staretz Soſſima erſt ſeine Laufbahn als Mönch in einem armen, faſt ganz unbekannten Koſtromaſchen Kloſter begonnen hatte. Bald darauf begleitete ihn Pater Anfim auf ſeinen Wanderungen zum Sammeln von Opfergaben für ihr armes Kloſter. Sie alle, der Staretz wie ſeine Gäſte, hatten ſich im zweiten Zimmer der Zelle verſammelt, in dem auch das Bett ſtand. Dieſes Zimmer war, wie ich ſchon einmal erwähnte, ſehr klein, ſo daß alle vier (außer dem Novizen Porphirij, der die ganze Zeit über ſtand) um den Lehnſtuhl des Staretz auf den Stühlen, die aus dem erſten Zimmer herbeigebracht waren, kaum Platz fanden. Draußen dunkelte es bereits, und das Zimmer wurde nur durch die Lämpchen und Wachslichte vor den Heiligenbildern erleuchtet. Als der Staretz Aljoſcha erblickte, der beim Eintreten an der Tür ſtehen geblieben war, lächelte er freudig und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„Sei gegrüßt, mein Stiller, ſei gegrüßt, mein Lieber, da biſt ja auch du! Ich wußte doch, daß du kommen würdeſt.“

Aljoſcha trat auf ihn zu, verbeugte ſich vor ihm bis zur Erde und brach in Tränen aus. Sein Herz wollte zerſpringen; ſeine Seele erbebte, und am liebſten hätte er laut aufgeſchluchzt.

„Was tuſt du? warte noch mit dem Weinen,“ ſagte

der Staretz lächelnd und legte ihm die rechte Hand auf den Scheitel, „siehe, ich sitze und plaudere hier, vielleicht werde ich noch zwanzig Jahre leben, wie es mir gestern die Gute, Liebe aus Wyschegorje, mit dem Töchterchen Lisaweta auf dem Arme, gewünscht hat. Herr, segne sie und ihr Töchterchen Lisaweta!" (er bekreuzte sich). „Porfirij, hast du die Gabe dorthin gebracht, wie ich es dir befahl?" Ihm waren die sechzig Kopeken eingefallen, die ihm seine opferfreudige Verehrerin mit der Bitte übergeben hatte, sie „einer, die ärmer ist als ich", zu spenden. Solche Spenden, die man sich freiwillig auferlegt, müssen durchaus durch eigene Arbeit erworben werden, um ein Bußopfer zu sein. Der Staretz hatte Porfirij damit noch am selben Abend zu einer armen Bürgersfrau geschickt, einer Witwe mit Kindern, die durch einen Brand alles verloren hatte. Porfirij meldete sofort, daß er die Sache besorgt und das Geld, wie er beauftragt war, „von einer unbekannten Wohltäterin" überbracht habe.

„Steh auf, mein Lieber," wandte sich der Staretz wieder zu Aljoscha, „laß mich dich ansehen. Warst du bei den Deinen und sahst du deinen Bruder?"

Aljoscha schien es sonderbar, daß er so bestimmt nur nach einem von seinen Brüdern fragte — aber nach welchem? Folglich hatte er ihn gestern wie auch heute nur um dieses Bruders willen fortgeschickt.

„Den einen der Brüder habe ich gesehen," antwortete Aljoscha.

„Ich meine den von gestern, den älteren, vor dem ich niederfiel."

„Den habe ich gestern gesehen, heute aber konnte ich ihn nicht finden," sagte Aljoscha.

„Suche ihn eiligst auf, morgen gehe wieder hin, beeile dich, laß alles andere bleiben und beeile dich. Vielleicht gelingt es dir noch, etwas Schrecklichem vorzubeugen. Denn wisse: ich bin gestern wegen des großen Leidens, das ihn in Zukunft erwartet, vor ihm niedergefallen."

Er verstummte plötzlich und versank in Gedanken. Sonderbar waren seine Worte. Der Pater Josssiff, der Zeuge des gestrigen Kniefalls gewesen war, und der Pater Paissij tauschten einen Blick aus. Aljoscha aber konnte nicht an sich halten:

„Mein Vater und mein Lehrer," stieß er in ungewöhnlicher Aufregung hervor, „unklar sind mir Eure Worte . . . Welch ein Leiden erwartet ihn?"

„Frage nicht. Mir schien gestern etwas Schreckliches . . . In seinem Blick konnte man sein ganzes Schicksal lesen. Nur ein Blick war es, und in diesem Augenblick erschrak ich in meinem Herzen über das, was dieser Mensch sich selbst bereitet. Ein- oder zweimal in meinem Leben habe ich diesen Gesichtsausdruck gesehen . . . einen Gesichtsausdruck, der das ganze Schicksal dieser Menschen kennzeichnete, und wehe! das sie auch ereilte. Ich habe dich zu ihm geschickt, Alexei, denn ich dachte, daß das Bruderantlitz ihn retten könnte. Doch alles kommt vom Herrn, auch alle unsere Geschicke. ‚Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und nicht stirbt, so bleibt es allein; stirbt es aber, so bringt es viele Früchte.' Denke daran, mein Sohn. Dich aber, Alexei, habe ich oft in Gedanken um deines

Blickes willen geſegnet, damit du es weißt," ſagte der Staretz, und ein ſchwaches Lächeln huſchte über ſeine Lippen. „Oft denke ich von dir: Du wirſt wie ein Einſiedler aus dieſen Mauern hinausgehen in die Welt. Viele Gegner wirſt du haben, aber ſelbſt deine Feinde werden dich lieben. Viel Leid wird dir das Leben bringen, doch nur durch Leid wirſt du glücklich ſein, und nur um des Leidens willen wirſt du das Leben ſegnen, und du wirſt auch andere zwingen, es zu ſegnen — was das wichtigſte iſt. Siehe, das biſt du. Meine Väter und Lehrer," wandte er ſich gerührt lächelnd an ſeine Freunde — „bis zu dieſer Stunde habe ich niemandem geſagt, auch ihm ſelbſt nicht, warum der Anblick dieſes Jünglings mir ſo lieb war. Jetzt werde ich es ſagen: Sein Antlitz war mir eine Erinnerung und eine Prophezeiung. In der Morgenröte meiner Tage, als ich noch ein ganz kleines Kind war, hatte ich einen älteren Bruder; es war ein Jüngling, der mit ſiebzehn Jahren ſtarb. Später als ich mein Leben begann, überzeugte ich mich immer mehr, daß dieſer Bruder in meinem Schickſal gleichſam ein Hinweis zu etwas Höherem geweſen war, denn wäre er in meinem Leben nicht geweſen, ſo wäre ich vielleicht nie auf den Gedanken gekommen, die Mönchskutte zu wählen und dieſen Weg zu betreten, der mir jetzt ſo teuer iſt. Dieſe Erſcheinung kreuzte in meiner Kindheit meinen Weg, und ſiehe, am Ende meiner Tage tritt ſie wie wiedererſtanden aufs neue mir entgegen. Wunderbar iſt es, meine Väter und Lehrer, daß Alerei, auch wenn er dem Antlitze nach ihm weniger ähnlich wäre, geiſtig ihm doch ſo gleicht, daß ich ihn

oft für jenen Jüngling, für meinen Bruder gehalten habe, der am Ende meiner Tage mir geheimnisvoll erschienen ist, zur Erinnerung und zur Erleuchtung. Ich habe mich selbst oft über diesen meinen Gedanken gewundert. Merke es dir, Porfirij, wandte er sich an den bedienenden Novizen. Oft sah ich auf deinem Gesicht Unmut darüber, daß ich Alexei mehr liebte als dich. Jetzt weißt du, warum das geschah, doch liebe ich auch dich. Wisse, ich war oft betrübt, daß du darüber grolltest. Euch aber, liebe Gäste, will ich von diesem Jüngling, meinem Bruder erzählen, denn seine Erscheinung war in meinem Leben die teuerste, die prophetischste und die ergreifendste. Mein Herz ist von Rührung ergriffen, und mir ist, als durchlebte ich in dieser Minute nochmals mein ganzes Leben . . ."

* *
*

Hier muß ich bemerken, daß dieses Gespräch des Staretz mit seinen Gästen, am letzten Tage seines Lebens, später von seinen Anhängern aufgeschrieben und aufbewahrt worden ist. Alexei Fedorowitsch Karamasoff schrieb es einige Tage nach dem Tode des Staretz aus dem Gedächtnis nieder. Ob er nun bloß das letzte Gespräch von damals aufgeschrieben oder einiges aus den früheren Erzählungen seines Lehrers noch hinzugefügt hat, das kann ich nicht feststellen. In der Niederschrift zieht sich das Gespräch des Staretz ununterbrochen hin, als ob er sein Leben den Freunden

in der Form einer Erzählung wiedergegeben hätte, während es ſich doch in Wirklichkeit ohne Zweifel anders verhalten hat. Die Unterhaltung an dieſem Abend war eine allgemeine geweſen; denn wenn auch die Gäſte ihren Meiſter nur wenig unterbrachen, ſo miſchten ſie ſich doch zuweilen in das Geſpräch ein, teilten auch ihre Meinungen und Erlebniſſe mit, abgeſehen davon, daß der Staretz ununterbrochen ſeine Erzählung gar nicht hätte zu Ende führen können, da er viel zu erſchöpft war, die Stimme ihm verſagte und er ſich von Zeit zu Zeit aufs Bett legen mußte, um ſich zu erholen, während die Gäſte ihren Platz nicht verließen. Ein- oder zweimal wurde die Unterhaltung durch Leſen des Evangeliums unterbrochen. Pater Paiſſij las vor. Bemerkenswert iſt auch noch, daß niemand von ihnen ahnte, wie nahe ſein Ende war — daß er noch in dieſer Nacht ſterben werde. Er hatte an dieſem letzten Abend ſeines Lebens nach einem tiefen Nachmittagsſchlaf neue Kräfte geſchöpft, die ihn während des langen Geſpräches mit ſeinen Freunden aufrecht erhielten. Doch waren es, wie ſich erwies, ſeine letzten Kräfte geweſen . . . Aber davon ſpäter. Jetzt will ich nur mitteilen, daß ich mich hier bei der Erzählung des Staretz auf die Niederſchrift Alexei Fedorowitſch Karamaſoffs beſchränke, ohne auf alle Einzelheiten der Unterhaltung mit ſeinen Gäſten einzugehen. So iſt ſie überſichtlicher und nicht ſo ermüdend, obgleich, ich wiederhole es, Aljoſcha ſie nicht wörtlich wiedergegeben hat.

II.

Aufzeichnungen aus dem Leben des in Gott verſchiedenen Prieſtereinſiedlermönches, des Staretz Soſſima, zuſammengeſtellt nach deſſen eigenen Worten von Alexei Fedorowitſch Karamaſoff

Biographiſche Aufzeichnungen

a) Vom jungen Bruder des Staretz Soſſima

Inniggeliebte Väter und Lehrer. Ich wurde hoch im Norden, in einem entfernten Gouvernement, geboren, in der Stadt W. Mein Vater war Edelmann, doch weder von hohem Adel, noch von hohem Rang. Er ſtarb, als ich zwei Jahre alt war, und ich erinnere mich ſeiner nicht. Er hinterließ meiner Mutter ein nicht ſehr großes Wohnhaus und ein Kapital, das für ſie und ihre Kinder zum Leben ausreichte. Sie hatte nur uns beide: mich, Sinowij, und meinen älteren Bruder Markell. Er war acht Jahre älter als ich, war reizbar und heftig, doch nichtsdeſtoweniger gut und zartfühlend, verſchloſſen, beſonders zu Hauſe, ſowohl gegen mich, gegen meine Mutter und gegen die Dienſtboten. Im Gymnaſium war er ein guter Schüler, aber mit ſeinen Mitſchülern verſtand er ſich nicht, obgleich er mit ihnen auch nicht gerade in Feindſchaft lebte, wie die Mutter behauptete. Ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, als er ſchon ſiebzehn Jahre alt war, ging er häufig zu einem einſamen Menſchen, der, aus Moskau als politiſcher Verbrecher

verbannt, in unserer Stadt lebte. Dieser Verbannte war kein geringer Gelehrter und ein berühmter Philosoph der Universität. Warum er Markell liebte und ihn bei sich empfing, weiß ich nicht. Jedenfalls verbrachte Markell bei ihm alle Abende. Den ganzen Winter hindurch besuchte er ihn, bis man schließlich den Verbannten auf dessen Bitte an die Petersburger Universität berief, denn er hatte gute Protektion. Die großen Fasten begannen, aber Markell weigerte sich, zu fasten, und er machte sich über das Fasten nur lustig: „Das ist doch nichts als Unsinn, denn es gibt ja gar keinen Gott," sagte er. Meine Mutter und die Dienstboten waren darüber entsetzt, und auch ich war es; wenn ich auch erst neun Jahre alt war, so erschrak ich doch sehr, als ich diese Worte hörte. Unsere vier Dienstboten waren als Leibeigene und alle auf den Namen eines uns bekannten Gutsbesitzers gekauft.*) Ich erinnere mich noch, wie Mütterchen eine von diesen vier, die Köchin Afimja, ein hinkendes, ältliches Weib, für sechzig Rubel verkaufte und an ihrer Stelle eine Freie annahm. In der sechsten Woche der Fasten wurde mein Bruder krank. Er war schon immer kränklich gewesen, hatte eine schwache Brust, war zart gebaut und neigte zur Schwindsucht; klein von Wuchs war er gerade nicht, aber schmal und schwächlich; sein Gesicht dagegen war wohlgebildet. Wahrscheinlich hatte er sich erkältet. Der Doktor kam und flüsterte bald darauf meinem Mütterchen zu, daß es die Schwindsucht sei und er den Frühling wohl nicht

*) Es war verboten, Leibeigene ohne Land zu kaufen.
E. K. R.

überleben werde. Die Mutter weinte, bat aber ſchüchtern den Bruder — um ihn nicht zu erſchrecken —, er möge durch Faſten und Kirchenbeſuch ſich zum Abendmahl vorbereiten, denn damals konnte er noch ausgehen. Als er das hörte, wurde er zornig und läſterte das Gotteshaus, indeſſen dachte er doch nach: Er erriet ſofort, daß er gefährlich krank war, und daß die Mutter ihn nur darum bat, zum Abendmahl zu gehen, weil er noch bei Kräften war. Übrigens wußte er ſelbſt ſchon lange, daß er krank war, ſchon ein Jahr vorher hatte er einmal bei Tiſch mir und der Mutter kaltblütig geſagt: „Ich bin unter euch gar nicht wie ein Bewohner dieſer Erde, vielleicht werde ich ſchon im nächſten Jahre nicht mehr leben," ganz als ob er ſeinen Tod prophezeit hätte. Es vergingen zwei, drei Tage, und die Paſſionswoche begann. Und ſiehe, der Bruder ging vom Dienstagmorgen an zur Beichte. „Ich tue es nur deinetwegen, Mütterchen, nur um dich zu erfreuen und zu beruhigen," ſagte er zu ihr. Die Mutter weinte vor Freude und vor Leid: „Nah muß ſein Ende ſein, wenn ſich in ihm eine ſolche Umwandlung vollzogen hat," ſagte ſie. Aber nicht lange mehr konnte er in die Kirche gehen, ſo daß die Beichte und das Abendmahl im Hauſe vollzogen werden mußten. Es kamen heitere und klare Tage, voll Licht und Duft; es waren ſpäte Oſtern. In den Nächten ſchlief er ſchlecht und huſtete — ich erinnere mich deſſen noch —, am Morgen aber kleidete er ſich immer an und ſetzte ſich in einen weichen Lehnſtuhl. So ſehe ich ihn noch jetzt vor mir: ſtill ſitzt er da und lächelt, zwar iſt er krank, aber ſein Blick iſt ſtrahlend. Seeliſch hatte er ſich ganz ver-

ändert — eine wunderbare Veränderung hatte ſich in ihm vollzogen! Seine alte Kinderfrau trat einmal zu ihm ins Zimmer und ſagte: „Erlaube, mein Täubchen, daß ich auch bei dir das Lämpchen vor dem Heiligenbilde anzünde.“ Früher erlaubte er es nicht und hatte das Lämpchen ſogar ausgelöſcht. „Zünde an, meine Liebe, zünde es an. Ein Ungeheuer war ich, als ich es dir verbot. Du zündeſt das Lämpchen an und beteſt zu Gott, und ich freue mich über dich und bete gleichfalls. Folglich beten wir beide zu einem Gott.“ Sonderbar ſchienen uns dieſe Worte; die Mutter ging in ihr Zimmer und weinte immerfort, nur wenn ſie zu ihm kam, wiſchte ſie ſich die Augen ab und machte ein frohes Geſicht. „Mütterchen, weine nicht, mein Liebes,“ ſagte er gar manches Mal, „ich lebe ja noch lange mit euch, kann mich noch mit euch freuen, ſieh, welch eine Freude iſt doch das Leben!“ — „Ach, mein Lieber, was iſt denn das für eine Freude für dich, wenn du die ganze Nacht im Fieber liegſt und huſteſt, daß dir die Bruſt zerſpringt.“ — „Mama,“ antwortete er ihr, „weine nicht, das Leben iſt ein Paradies, und alle ſind wir im Paradieſe, wir wollen es nur nicht erkennen; wenn wir es aber erkennen könnten, ſo würden wir morgen im Paradieſe ſein.“ Und alle wunderten ſich über ſeine Worte, ſo ſonderbar und beſtimmt ſprach er ſie aus; und ſie weinten alle vor Rührung. Auch Bekannte kamen zu uns. „Meine Lieben,“ ſagte er zu ihnen, „meine Teuren, wodurch habe ich verdient, daß Sie mich lieben, warum lieben Sie mich denn, und warum habe ich das früher nicht gewußt und geſchätzt?“ Den Dienſtboten ſagte er

wenn ſie zu ihm kamen: „Meine Lieben, meine Guten, warum bedient ihr mich, bin ich es denn wert, daß man mich bedient? Wenn Gott ſich meiner erbarmte und mich leben ließe, ſo würde ich ſelbſt euch dienen, denn ein jeder ſoll dem anderen dienen.“ Als Mütterchen dies hörte, ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte: „Das kommt von deiner Krankheit, daß du ſo ſprichſt!“ — „Mama, du meine Freude, gewiß muß es Diener und Herren geben, möge ich aber auch einmal der Diener meiner Diener ſein und ihnen dienen, wie ſie mir. Ja, und ich ſage dir, Mütterchen, jeder von uns iſt in allem vor allen ſchuldig, und ich bin es mehr als alle anderen.“ Die Mutter lächelte darüber, weinte und lächelte: „Nun, weshalb ſollteſt du denn von allen am meiſten ſchuldig ſein? Da gibt es Mörder und Räuber, worin kannſt du denn ſo geſündigt haben, daß du dich mehr als alle anderen beſchuldigſt?“ — „Mütterchen, du mein leibliches Mütterchen, mein eigenes Herzblut (liebe, ganz ungewohnte Worte ſagte er damals), meine Liebe, meine Freudige, ich ſage dir, in Wahrheit iſt ein jeder in allem und vor allen ſchuldig. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären ſoll, aber ich fühle es, fühle es bis zur Qual. Wie haben wir nur ſo leben und uns kränken können und es nicht gewußt?“ So erhob er ſich jeden Morgen immer freudiger und immer mehr von Liebe überwältigt und verklärt. Wenn der Doktor kam, Doktor Eiſenſchmidt, ein Deutſcher, ſcherzte er mit ihm: „Nun, Doktor, werde ich noch einen Tag auf der Welt erleben?“ — „Nicht nur einen Tag, noch viele Tage werden Sie leben,“ antwortete ihm manches Mal der

Doktor, „und Monate und Jahre werden Sie noch leben.“ — „Wozu denn noch Monate und Jahre!“ rief er aus. „Wozu da die Tage zählen. Dem Menschen genügt ja ein einziger Tag, um das ganze Glück zu erfahren. Meine Lieben, warum ſtreiten wir uns, warum tun wir wichtig voreinander, warum vergeben wir nicht einander? — Gehen wir lieber gradeswegs in den Garten, luſtwandeln wir und freuen wir uns, lieben wir einander und lobpreiſen wir unſer Leben! . . .“ „Ihr Sohn iſt nicht von dieſer Welt,“ ſagte der Doktor zur Mutter, wenn die ihn zur Tür begleitete, „durch die Krankheit verfällt er in Phantaſien.“ Die Fenſter ſeines Zimmers gingen auf den Garten hinaus; der Garten war ſchattig, voll alter Bäume, und an den Bäumen ſproßten Frühlingsknoſpen, und die erſten Vögel zwitſcherten und ſangen vor ſeinem Fenſter. Er freute ſich über ſie, und plötzlich begann er auch, ſie um Verzeihung zu bitten: „Gottes Vöglein, ſelige Vöglein, vergebt auch ihr, daß ich auch euch gegenüber geſündigt habe.“ Das nun konnte niemand mehr von uns verſtehen; er aber weinte vor Freude: „Ja,“ ſagte er, „ſo groß war der Ruhm Gottes um mich her: Vögel, Bäume, Wieſen und Himmel, nur ich allein lebte in Sünde und ſchändete alles, weil ich die Schönheit der Welt und den Ruhm des Herrn nicht beachtete.“ „Zu viel Sünden nimmſt du auf dich,“ ſagte oft weinend die Mutter. „Mütterchen, meine Freude,“ ſagte er ihr darauf, „ich weine ja nicht vor Kummer; vor Freude weine ich. Ich ſelbſt will vor ihnen ſchuldig ſein. Alles das kann ich dir nicht erklären, denn ich weiß nicht, wie ich ſie lieben ſoll.

Möge ich doch ſchuldig ſein vor allen, dafür aber wird man mir vergeben, ſiehe, und das iſt ein Paradies. Bin ich denn jetzt nicht im Paradieſe?"

Und was gäbe es nicht noch alles zu berichten von ihm! und auszulegen! Ich erinnere mich noch, daß ich einmal ganz allein bei ihm war. Es war zur Abendſtunde, die Sonne beleuchtete mit letzten ſchrägen Strahlen das ganze Zimmer. Als er mich erblickte, winkte er mich zu ſich heran. Und ich ging zu ihm; er aber faßte mich mit beiden Händen an den Schultern, ſah mir mit rührender Liebe ins Geſicht, ſagte nichts, ſah mich nur minutenlang an: „Nun," ſagte er dann, „gehe jetzt, ſpiele und lebe für mich!" Ich ging damals hinaus, um zu ſpielen, aber im ſpäteren Leben dachte ich oft mit Tränen daran, wie er mir befohlen hatte, für ihn zu leben. Viele ſolcher wunderbaren und ſchönen Worte, die uns damals unverſtändlich blieben, hat er noch geſprochen. Er ſtarb in der dritten Woche nach Oſtern bei voller Beſinnung, obgleich er ſchon aufgehört hatte, zu ſprechen, doch bis zum letzten Augenblick veränderte er ſich nicht: freudig ſtrahlten ſeine Augen, mit ſeinen Blicken ſuchte er uns, lachte er uns zu, und rief er uns. In der Stadt ſprach man viel über ſeinen Tod. Das alles erſchütterte mich damals nicht allzu tief, obgleich ich ſehr weinte, als man ihn beerdigte. Ich war ja jung, ein Kind war ich noch, aber in meinem Herzen blieb die Erinnerung daran zurück. Es mußte erſt die Zeit kommen, da ſie auferſtehen und Antwort geben ſollte. Und ſo geſchah es denn auch.

b) Von der Heiligen Schrift im Leben des Staretz Sossima

So waren wir denn allein, meine Mutter und ich. Bald kamen gute Bekannte mit ihrem Rat zu uns: „Ihnen ist nur ein Sohn verblieben," sagten sie zu meiner Mutter, „arm sind Sie nicht, Sie haben ein gewisses Vermögen, warum sollten Sie nicht Ihren Sohn nach Petersburg schicken, damit er, da er aus guter Familie ist, dort seine Karriere mache?" Und sie beredeten meine Mutter, mich nach Petersburg in die Kadettenschule zu bringen, damit ich später in die Kaiserliche Garde eintreten könnte. Meine Mutter konnte sich zuerst nicht recht dazu entschließen: wie sollte sie sich von dem letzten und einzigen Sohne trennen? Indessen entschloß sie sich endlich doch dazu, wenn auch unter vielen Tränen, aber sie glaubte dadurch mein Glück zu fördern. Sie brachte mich nach Petersburg, und ich wurde in die Kadettenschule aufgenommen. Ich sollte meine Mutter nicht mehr wiedersehen, denn nach drei Jahren starb sie; die ganzen drei Jahre hat sie nur um ihre beiden Söhne getrauert. Aus meinem Elternhaus habe ich die allerteuersten Erinnerungen, denn keine Erinnerung ist dem Menschen so teuer, als die der ersten Kindheit in seinem Elternhause, und das ist fast immer so, wenn in der Familie nur etwas Liebe und Einigkeit herrscht. Ja, selbst aus der schrecklichsten Familie kann man die teuersten Erinnerungen bewahren, wenn nur die Seele selbst fähig ist, das Wertvolle zu finden. Zu den Erinnerungen aus meinem Vaterhause gehören auch die Erinnerungen an

die bibliſchen Geſchichten, die ich, obwohl ich noch ein kleines Kind war, ſehr zu hören liebte. Ich beſaß damals eine Bibliſche Geſchichte mit ſchönen Bildern und mit dem Titel: „Hundertundvier bibliſche Geſchichten aus dem Alten und Neuen Teſtament". Und aus dieſem Buch lernte ich das Leſen. Und noch jetzt ſteht ſie hier auf meinem Bücherbrett, und ich bewahre ſie als teures Andenken auf. Aber noch bevor ich das Leſen erlernt hatte, noch vor meinem achten Jahre, hatte ich ein geiſtiges Erlebnis. Meine Mutter brachte mich allein (ich weiß nicht, wo mein Bruder damals war) am Montag der Karwoche zum Abendmahl in die Kirche. Der Tag war hell, und ich erinnere mich noch jetzt, als ob ich es vor mir ſähe, wie der Weihrauch aus dem Räucherfaß leiſe aufſtieg, von oben aber aus den ſchmalen Fenſtern der Kuppel über uns das Licht Gottes ſich ergoß, und wie der emporſteigende Weihrauch ſich mit den Sonnenſtrahlen vermiſchte. Eine heilige Empfindung durchſchauerte mich, und zum erſtenmal nahm ich bewußt das Wort Gottes in mich auf. Ein Knabe mit einem großen Buche trat in die Mitte der Kirche vor, ſo groß war das Buch, daß er es, wie mir ſchien, nur mit Mühe tragen konnte. Er legte es aufs Pult nieder, ſchlug es auf und fing zu leſen an, und plötzlich begriff ich etwas davon, und ich begriff zum erſtenmal in meinem Leben, daß in der Kirche geleſen wurde. „Es war ein Mann im Lande Uz, der war ſehr gottesfürchtig, und er beſaß großen Reichtum, viele Kamele und Schafe, und ſeine Kinder lebten in Freuden, und er liebte ſie ſehr und betete zu Gott für ſie, auf daß ſie nicht ſündigten in ihrem

Frohſinn. Da trat eines Tages zuſammen mit den Engeln auch der Böſe vor den Thron des Herrn, und er ſagte zum Herrn, er habe alles Land durchzogen, über und unter der Erde. Und Gott der Herr fragte ihn: Haſt du auch meinen Knecht Hiob geſehen? Und Gott rühmte ſich vor dem Satanas ſeines großen treuen Dieners. Da lachte der Böſe über die Worte Gottes und ſprach: „Übergib ihn mir, und du wirſt ſehen, daß dein treuer Knecht murren und deinen Namen verfluchen wird.“ Und da übergab Gott ſeinen Gerechten, ſeinen geliebten treuen Diener dem Teufel, und der Teufel ging hin und vernichtete ſeine Kinder, ſeine Herden und ſeinen ganzen Reichtum, wie mit einem Donnerſchlag Gottes. Da zerriß Hiob ſeine Kleider und warf ſich hin zur Erde und rief: „Nackt bin ich hervorgegangen aus meiner Mutter Leibe, nackt fahre ich wieder dahin, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobt von nun an bis in alle Ewigkeit!“

Meine Väter und Lehrer, verzeiht mir meine Tränen, denn meine ganze Kindheit ſteht wieder auf in mir, und ich atme wieder, wie ich damals mit meiner kleinen Kinderbruſt atmete, und ich fühle wie damals Erſtaunen, Rührung und Freude. Und die Kamele beſchäftigten meine Phantaſie, und der Satan, der ſo zu Gott ſprach, und Gott, der ſeinen Knecht dem Unglück überlieferte, und der Knecht, der da ausrief: „Nackt haſt Du mich geſchaffen, nackt ſterbe ich, Dein Name, o Herr, ſei gelobt!“ und darauf der leiſe und ſüße Kirchengeſang: „Erhöre mein Gebet“, und der aufſteigende Thymianrauch aus dem Weihrauchfaſſe

des Prieſters, und dann das Gebet auf den Knien. Seit der Zeit — und noch geſtern las ich ſie — kann ich dieſe heilige Erzählung nicht ohne Tränen leſen. Wieviel Großes, Geheimnisvolles und Unbegreifliches liegt darin! Später hörte ich ſtolze Worte von Spöttern und Läſterern darüber: „Wie konnte Gott ſeinen Lieblingsknecht dem Teufel ausliefern, ihm ſeine Kinder nehmen, ihn mit Krankheit und Wunden ſchlagen, ſo daß er mit Scherben den Eiter aus ſeinen Wunden und Beulen herausbringen mußte, und warum und wozu? Um ſich etwa vor dem Satan rühmen zu können: „Sieh, was er um. meinetwillen leiden kann!“ Aber das Große in ihm bleibt uns ein Geheimnis, das vergängliche Irdiſche und die ewige Wahrheit kreuzen ſich hier. Die ewige Gerechtigkeit ſteht über dem irdiſchen Recht. Hier iſt es der Schöpfer, der in den erſten Tagen ſeiner Schöpfung nach jedem Tagewerk ſagt: „Es iſt gut, was ich geſchaffen habe“, der Schöpfer, der Hiob ſieht, und dieſes ſein Geſchöpf lobt. Und Hiob, Gott lobend, dient nicht nur ihm, ſondern er dient auch der ganzen Schöpfung Gottes, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, denn das war doch ſeine Beſtimmung. Mein Gott, was für ein Buch das iſt, und welche Weisheit es enthält! Welche Wunder enthält die Heilige Schrift, und welche Kraft iſt in ihr den Menſchen gegeben! Welche Auslegung der Welt und des Menſchen und der menſchlichen Charaktere, und alles iſt gezeigt und erwieſen bis in die Ewigkeit aller Zeiten. Und welch gelöſte und offenbarte Geheimniſſe: und Gott richtet Hiob wieder auf, ſchenkte ihm wieder Reichtum, und es vergehen

viele Jahre, und er hat wieder neue Kinder, andere Kinder, die er liebt. Mein Gott: „Wie konnte er," ſollte man meinen, „dieſe neuen lieben und die anderen, die erſten, vergeſſen? Wie konnte er, wenn er an ſie dachte, vollkommen glücklich ſein mit den neuen, wie lieb er dieſe auch haben mochte?" Und doch iſt es möglich, iſt es möglich: der alte Kummer — das große Geheimnis des Menſchenlebens — verwandelt ſich allmählich in eine ſtille, freudige Rührung; an Stelle des jungen, kochenden Blutes tritt die Ruhe demütigen klaren Alters. Ich preiſe den täglichen Aufgang der Sonne, und mein Herz jubelt ihm wie früher zu, und doch liebe ich jetzt mehr ihren Untergang, ihre langen ſchrägen Strahlen mit ihren ſtillen, verſöhnenden, rührenden Erinnerungen, mit den lieben Bildern aus meinem ganzen langen und geſegneten Leben — und über alledem ſchwebt die friedenſpendende, allvergebende Gerechtigkeit Gottes! Mein Leben geht zu Ende, ich weiß und fühle es, doch fühle ich auch mit jedem ſich neigenden Tage, wie mein Leben dieſer Erde mit einem neuen, unendlichen, unbekannten, aber ſchon neu heraufkommenden Leben zuſammenfließt, deſſen Vorgefühl meine zitternde, bebende Seele mit Entzücken erfüllt. Mein Geiſt leuchtet, und mein Herz weint vor Freude . . . Meine Freunde und Lehrer, hörte ich nicht des öfteren und jetzt in der letzten Zeit mehr denn früher, wie bei uns die Prieſter des Herrn, und beſonders die vom Lande, ſich überall mit Tränen über ihren geringen Unterhalt und ihre geringe Stellung beklagen; gerade heraus ſagen ſie (ich habe es ſelbſt geleſen), daß ſie nicht mehr imſtande

wären, dem Volke die Schrift auszulegen, denn ihr Unterhalt wäre so gering, und wenn die Lutheraner oder andere Ketzer ihnen die Herde abtrünnig machten, so möchten sie es nur tun, sie hätten keine Kraft mehr, sie aufzuhalten. „Herr!“ denke ich, „möge Gott ihnen doch ein besseres Gehalt geben“ (denn gerecht sind ihre Klagen), aber in Wahrheit sage ich: Wenn jemand daran schuld ist, so sind zur Hälfte wir es selbst! Denn möge er recht haben, daß er dazu keine Zeit mehr finden kann, da er arbeiten muß und ihn Notdurft peinigt — doch nicht die ganze Zeit braucht er zu arbeiten, eine Stunde in der Woche wird er Zeit finden, um an Gott zu denken. Und doch nicht das ganze runde Jahr über hat er zu arbeiten! Möge er einmal in der Woche bei sich die Kinder zur Abendstunde versammeln — und wenn das die Eltern hören, so kommen auch die Eltern mit. Auch keine besonderen Gebäude hat man dazu nötig, nein, einfach in deine Stube nimm sie; fürchte dich nicht, sie werden deine Stube nicht verunreinigen, nur auf eine Stunde versammeln sie sich ja in ihr. Schlage die Heilige Schrift auf und lies sie ihnen vor, ohne hohe Worte und ohne Hochmut und Überhebung, bescheiden und von Herzen kommend, und freue dich, daß du liest und sie dich hören und verstehen, weil du selbst die Worte lieb hast. Unterbrich dich nur selten, nur um dem einfachen Volk ein Wort, das ihm unverständlich ist, zu erklären; beunruhige dich nicht, sie werden alles verstehen, alles versteht das rechtgläubige Herz! Lies ihnen von Abraham und Sarah, von Isaak und Rebekka; davon, wie Jakob zu Laban ging und im Traume Gott sah und

mit ihm kämpfte. Das wird auf den einfachen, gottesfürchtigen Mann einen tiefen Eindruck machen. Lies ihnen vor, und besonders den Kindern, wie die Brüder ihren leiblichen Bruder, den lieben Knaben Joseph, den späteren großen Seher und Propheten, in die Sklaverei verkauften, dem Vater aber sagten sie, daß die Tiere seinen Sohn zerrissen hätten, und zeigten ihm seine mit Blut befleckte Kleidung. Lies ihnen vor, wie darauf die Brüder nach Ägypten fuhren, um Brot einzukaufen, und Joseph, der große Schatzmeister, von ihnen nicht erkannt, sie quälte, beschuldigte und den Bruder Benjamin als Pfand zurückbehielt: „Ich liebe euch, und liebend quäle ich euch.“ Denn sein ganzes Leben hatte er ununterbrochen daran gedacht, wie sie ihn dort in der heißen Wüste beim Brunnen den Händlern verkauft hatten, wie er die Hände gerungen, geweint und die Brüder gebeten hatte, ihn doch nicht als Sklaven in ein fremdes Land zu verkaufen. Und siehe da, wie er sie nach so vielen Jahren wiedersieht, liebt er sie von neuem grenzenlos, und er quält sie in seiner Liebe. Wie er schließlich die Qualen seines Herzens nicht mehr ertragen kann, hinausgeht, sich auf sein Lager wirft und in Tränen ausbricht; nachdem er aber sein Gesicht gekühlt hat, tritt er strahlend und reich gekleidet wieder zu ihnen und ruft ihnen zu: „Brüder, ich bin Joseph, euer Bruder!“ Und lies weiter, wie der greise Jakob sich freute, als er erfuhr, daß sein lieber Knabe noch lebe und in Ägypten sei, wie er sogar sein Vaterland verließ und auf fremder Erde starb und bei seinem Tode das große Wort aussprach, das während seines ganzen Lebens in seinem

Herzen geruht hatte: daß aus ſeinem Stamme, aus dem Stamme Juda, der Erlöſer und der Friedensfürſt der Welt kommen werde! Meine Väter und Lehrer, verzeiht mir und ärgert euch nicht, daß ich darüber wie ein Kind rede, was ihr ſchon lange wißt, und was ihr ſelbſt hundertmal vollkommener zu lehren wüßtet. Nur aus Begeiſterung rede ich dieſes, und vergebt mir meine Tränen, denn ich liebe dieſes Buch! So möge auch er, der Prieſter des Herrn, weinen, und er wird ſehen, wie die Herzen der Zuhörer ihm darauf antworten werden. Es genügt ein winziges Samenkorn, das er in die Seele des einfachen Mannes legt, und es wird nicht ſterben, ſondern in ſeiner Seele durch das ganze Leben hindurch fortwirken; es wird wie ein heller Punkt, wie eine große Erinnerung inmitten der Finſternis und des Abſchaumes ſeiner Sünden ſtehen bleiben. Und es iſt nicht nötig, nicht nötig, alles zu erläutern und zu erklären; je einfacher ihr es ſagt, deſto beſſer verſteht er es. Oder glaubt ihr, daß der einfache Mann etwa nichts davon verſtehen könne? Verſucht es doch, leſt ihm die rührende und ergreifende Geſchichte von der ſchönen Eſther oder die wunderbare Erzählung vom Propheten Jonas im Bauche des Walfiſches vor. Vergeßt auch nicht die Gleichniſſe des Herrn, vorzugsweiſe nach dem Evangelium Lucas (ſo habe ich es gemacht) und dann aus der Apoſtelgeſchichte die Bekehrung Sauls (gerade das, durchaus das). Und ſchließlich aus den heiligen Legenden, wenn auch nur die Lebensgeſchichte Alexeis des Gottesknechtes und der Ägyptiſchen Mutter Maria, die groß iſt unter den Großen, die freudige große Dulderin, Gottſeherin

und Kreuzesträgerin — und ihr werdet sein Herz mit diesen einfachen Erzählungen durchdringen. Nur auf eine Stunde in der Woche, trotz des geringen Gehaltes, nur auf eine kleine Stunde ruft sie zu euch. Und jeder, der so tut, wird selbst erfahren, daß unser Volk gut und dankbar ist und ihm hundertfältig danken wird; der Sorgfalt und der gütigen Worte des Priesters wird es gedenken und aus Dankbarkeit wird es ihm freiwillig auf seinem Acker Hilfe leisten, und auch im Hause wird es ihm helfen und wird ihm mehr Achtung zollen als früher — und siehe, da wäre ihm denn auch schon sein Gehalt erhöht. Die Sache ist so schlicht und einfach, daß man sich manchmal geradezu scheut, sie auszusprechen, denn die Leute lachen darüber, und dennoch ist sie so wahr! Wer an Gott nicht glaubt, glaubt auch nicht an ein Gottesvolk. Wer aber an ein Gottesvolk glaubt, der wird auch sein Allerheiligstes erschauen, auch wenn er bis dahin nicht daran geglaubt hat. Nur das Volk und seine aufsteigende geistige Kraft kann die Atheisten, die sich von der heimatlichen Erde losgelöst haben, wieder zu ihr zurückführen. Und was ist das Wort Christi ohne Beispiel? Ohne Gottes Wort geht das Volk unter, denn seine Seele dürstet nach dem Wort und nach der Empfängnis alles Schönen. In meiner Jugend, es ist schon lange her, vor vierzig Jahren, durchwanderte ich mit dem Pater Anfim ganz Rußland, um fürs Kloster Almosen zu sammeln, und wir nächtigten mit Fischern zusammen am Ufer eines großen schiffbaren Flusses. Zu uns setzte sich ein wohlgestalteter Jüngling, dem Aussehen nach ein

Bauer von achtzehn Jahren; er hatte ſich beeilt, an Ort und Stelle zu ſein, um am nächſten Morgen die Kaufmannsbarke ſtromhin an der Leine zu ſchleppen. Ich ſah, daß er mit guten, klaren Augen in die Welt ſchaute. Die Nacht war hell, ruhig und warm, eine Julinacht; vom breiten Strome erhob ſich der Nebel und erfriſchte uns; von Zeit zu Zeit plätſcherte ein Fiſch, die Vögel waren verſtummt, alles war ruhig und erhaben, als betete die Natur zu Gott. Nur wir beide, dieſer Jüngling und ich, ſchliefen nicht, ſondern ſprachen von der Schönheit und dem großen Geheimnis dieſer Gotteswelt. Jedes Hälmchen, jeder Käfer, die Ameiſe und die goldene Biene, alle kennen ſie zum Verwundern ihren Weg, ohne Vernunft zu beſitzen, und zeugen von dem Geheimnis Gottes, indem ſie es ununterbrochen ſelbſt erfüllen. Auch das Herz des lieben Jünglings war entzündet. Er vertraute mir an, daß er den Wald liebe und die Vögel des Waldes. Er war Vogelfänger, kannte ihren Ruf und verſtand es ſelbſt, ſie anzulocken. „Beſſeres als den Wald kenne ich nicht," ſagte er, „ja, und alles iſt gut." — „Wahrlich," antwortete ich ihm, „alles iſt gut und vollkommen, denn alles iſt Wahrheit. Siehe, ſage ich zu ihm, das Pferd, dieſes große Tier, das dem Menſchen am nächſten ſteht, oder den Stier, der ihn ernährt und für ihn arbeitet, wie er ernſt und nachdenklich ausſieht! Betrachte ſeine Augen: welche Demut, welche Anhänglichkeit an den Menſchen, der ihn oft unbarmherzig ſchlägt, welch eine Gutmütigkeit, welch eine Zutraulichkeit und welche Schönheit liegt in dieſem Blick des Tieres! Rührend iſt es zu wiſſen, daß ſie

keine Sünde begehen, denn alles ist vollkommen, und alles außer den Menschen ist sündlos, und Christus ist mit ihnen eher als mit uns." „Ja, haben sie denn auch Christus?" fragte der Jüngling. — „Wie könnte es anders sein," sagte ich zu ihm, „denn für alle ist das Wort, die ganze Schöpfung und jegliches Geschöpf. Jedes Blättchen strebt zum Wort, preist Gott und weint zu Christo, sich selbst unbewußt, allein schon durch das Geheimnis seines sündenlosen Daseins. Siehe," sagte ich zu ihm, „im Walde haust der schreckliche Bär, der grausam und wild und doch ganz schuldlos ist." Und ich erzählte ihm, wie einmal ein Bär zu einem großen Heiligen kam, der im Walde in einer kleinen Zelle sein Leben fristete, und der große Heilige ging furchtlos zu ihm hinaus und gab ihm ein Stück Brot: „Gehe hin, Christus sei mit dir," sagte er zu ihm, und das grimme Tier war sanft und gehorsam und tat ihm nichts zuleide. Es rührte den Jüngling, daß er ihm nichts zuleide getan hatte, und daß auch Christus mit ihm wäre. „Ach, wie ist das schön, und wie ist doch alles Göttliche gut und wunderbar!" Er saß da und dachte tief und glücklich nach. Ich sah, daß er es begriffen hatte. Er schlief neben mir ein; leicht und sündlos war sein Schlaf. Herr, segne die Jugend! Und ich betete daselbst für ihn, bevor ich einschlief. Herr, sende Frieden und Licht deinen Menschen.

c) Erinnerungen des Staretz Sossima aus den Knaben- und Jugendjahren seines weltlichen Lebens. Das Duell.

In der Kadettenanstalt zu Petersburg blieb ich fast acht Jahre, und in der neuen Umgebung traten

viele meiner Kindheitseindrücke zurück, doch habe ich ſie ſelbſt dort nie ganz vergeſſen. Zum Erſatz dafür nahm ich ſo viel neue Angewohnheiten und ſogar Anſchauungen in mich auf, daß ich mich alsbald in ein wildes, grauſames und albernes Weſen verwandelt hatte. Die Formen der Höflichkeit und des weltlichen Umgangs eignete ich mir zuſammen mit der franzöſiſchen Sprache an, die Soldaten aber, die uns in der Anſtalt bedienten, wurden von meinen Kameraden nicht höher als das Vieh geachtet, und auch von mir nicht. Ich mißachtete ſie vielleicht ſogar am meiſten von allen anderen Kameraden, denn ich war der Empfänglichſte von ihnen. Als wir als Offiziere die Anſtalt verließen, waren wir bereit, für die ſogenannte Ehre unſeres Regiments unſer Blut zu vergießen; die wahre Ehre aber kannte niemand von uns, und wenn ſie uns jemand erklärt hätte, ſo würden wir ſie verlacht haben. Man prahlte mit Liederlichkeit, Trunkenheit und Wildheit. Ich kann nicht ſagen, daß alle dieſe jungen Leute ſchlecht geweſen wären, nein, ſie waren gut, aber ſie führten ſich nur ſchlecht auf, und von ihnen allen führte ich mich am ſchlechteſten auf. Die Hauptſache war, daß ich Geld hatte, und ſo lebte ich denn nur fürs Vergnügen, ſtürmte mit vollen Segeln ins Leben hinein, ohne meine jugendlichen Begierden zu zügeln. Aber eines iſt wunderbar: ich las damals mit vielem Vergnügen Bücher, nur die Bibel habe ich nie aufgeſchlagen, doch trennte ich mich niemals von ihr, ich führte ſie überall mit mir: wahrlich, ich bewahrte dieſes Buch auf, ohne zu wiſſen für welchen Tag, für welche Stunde, welchen Monat oder welches Jahr. So war ich ſchon ſeit vier Jahren Leutnant, als ich

in der Stadt K. ankam, wohin unser Regiment verlegt worden war. Die Gesellschaft dieser Stadt war sehr lustig, gastfrei und reich. Man empfing mich überall äußerst liebenswürdig, denn ich war sehr lebhaft, und man hielt mich obendrein für reich, was in dieser Welt nicht wenig zu bedeuten hat. Da ereignete sich aber etwas, was den Anfang zu allem übrigen bildete. Ich verliebte mich in ein junges und schönes Mädchen, die Tochter geachteter Eltern; sie war klug und hatte einen edlen Charakter. Es war eine angesehene Familie, die Vermögen hatte und nicht geringen Einfluß besaß; ich wurde freundlich und zuvorkommend in ihrem Hause aufgenommen. Auch schien mir, daß das junge Mädchen mir wohlgeneigt war — und mein Herz flammte auf. Später kam ich zu der Überzeugung, daß ich sie gar nicht so sehr geliebt hatte, sondern nur ihren hohen Verstand und ihren Charakter verehrte, wie es auch nicht anders sein konnte. Meine Eigenliebe verhinderte aber, daß ich damals um ihre Hand anhielt; ich konnte mich nur schwer von meinem liederlichen und freien Junggesellenleben in so jungen Jahren trennen, besonders da ich zum Überfluß selbst Geld besaß. Indessen machte ich ihr aber Andeutungen. Auf jeden Fall schob ich einen entscheidenden Schritt noch hinaus. Da erhielt ich eine Abkommandierung auf zwei Monate in einen anderen Kreis. Als ich wieder zurückkehrte, erfuhr ich, daß das junge Mädchen sich mit einem reichen Gutsherrn aus der Nachbarschaft verheiratet hatte, einem jungen, wenn auch mir an Jahren überlegenen Mann, der obendrein zu reichen Familien in Petersburg Verbindungen hatte, was mir fehlte,

und dazu ein ſehr liebenswürdiger und gebildeter Mann war, während ich faſt gar keine Bildung beſaß. Ich war ſo betroffen von dieſer unerwarteten Tatſache, daß ich faſt meine Sinne verlor. Die Hauptſache beſtand aber darin, daß, wie ich erfuhr, der junge Gutsbeſitzer ſchon lange mit ihr verlobt geweſen war — ich ſelbſt war ihm mehrere Male in ihrem Hauſe begegnet. So blind war ich alſo von meinen Vorzügen überzeugt geweſen, daß ich nichts von alledem bemerkt hatte! Das war es, was mich jetzt vor allem beleidigte. Wie, alle hatten es gewußt, nur ich allein hatte nichts davon gewußt? Eine ſchreckliche Wut packte mich. Ich errötete vor Scham, wenn ich daran dachte, wie oft es meinerſeits faſt zu einem Liebesgeſtändnis gekommen war, und da ſie mich weder unterbrochen, noch gewarnt hatte, ſo hatte ſie ſich alſo, dachte ich bei mir, nur über mich luſtig gemacht. Später freilich geſtand ich mir ein, als ich mir alles klar ins Gedächtnis zurückgerufen, daß ſie keineswegs über mich gelacht hatte, ſondern ſtets bemüht geweſen war, ſolche Geſpräche ſcherzend abzubrechen und auf anderes überzugehen. Doch damals hatte ich nicht die nötige Ruhe, um mir das einzugeſtehen: alles brannte in mir vor Rachedurſt. Mit Verwunderung denke ich noch jetzt daran zurück. Dieſe Rachſucht und mein Zorn waren für mich ſelbſt bis zum äußerſten ſchwer zu ertragen, weil ich, als ein lebhafter und leichter Charakter, niemals lange auf irgend jemanden böſe ſein konnte. Damals aber nährte ich ſie künſtlich und ſtachelte ſie in mir auf, bis ich ſchließlich widerlich und albern wurde. Ich wartete nun

darauf, und es gelang mir auch, meinen „Gegner" einmal in einer zahlreichen Gesellschaft, bei einem ganz nebensächlichen Anlasse, zu beleidigen. Ich verlachte eine seiner Meinungsäußerungen über eine damals wichtige Begebenheit, und wie viele behaupteten, soll es mir tatsächlich gelungen sein, ihn gewandt und geistreich zu verspotten. Ich zwang ihn zu einer Erklärung, und dabei verhielt ich mich so grob zu ihm, daß er meine Herausforderung sofort annahm, ungeachtet des großen Abstandes zwischen mir und ihm, da ich jünger und viel niedriger im Range war als er. Hernach erfuhr ich denn, daß er aus Eifersucht auf mich meine Herausforderung zum Duell sofort angenommen hatte. Er war auch früher schon, als er noch verlobt war, auf mich eifersüchtig gewesen, und so dachte er: „Wenn sie erfährt, daß ich eine Beleidigung von ihm ertragen habe, ohne ihn zum Duell herauszufordern, so wird sie mich verachten und ihre Liebe zu mir wird erkalten." Einen Sekundanten hatte ich bald zur Stelle, einen Kameraden, einen Leutnant unseres Regiments. Obgleich damals Duelle streng bestraft wurden, so waren sie doch bei dem Militär geradezu Mode, — bis zu solch einem Wahnsinn können sich manchmal Vorurteile festsetzen. Es war Ende Juni, unser Rendezvous war auf den nächsten Tag um sieben Uhr morgens außerhalb des Städtchens festgesetzt worden. Da ereignete sich in Wahrheit etwas Verhängnisvolles mit mir. Am Abend, als ich angetrunken und wütend nach Hause zurückkehrte, ärgerte ich mich über meinen Burschen Afanassij und schlug ihm mit ganzer Kraft zweimal ins Gesicht, so daß er blutete. Er diente schon

lange bei mir, und es war auch ſchon früher vorgekommen, daß ich ihn geſchlagen hatte, aber niemals noch hatte ich es mit einer ſo tieriſchen Roheit getan. Und glaubt es mir, meine Lieben, vierzig Jahre ſind ſeitdem vergangen, aber noch jetzt denke ich mit Qual und Scham daran zurück. Ich legte mich ſchlafen und ſchlief drei Stunden. Als ich aufwachte, fing es gerade an zu tagen. Ich erhob mich ſofort, denn ich wollte nicht mehr ſchlafen, ging ans Fenſter, öffnete es — und lehnte mich zum Garten hinaus. Die Sonne ging gerade auf, es war warm und wundervoll, die Vögel zwitſcherten. Warum, dachte ich, empfinde ich in meiner Seele etwas Schmutziges und Niedriges? Etwa deshalb, weil ich im Begriff war, Blut zu vergießen? Nein, denke ich, das iſt es nicht. Vielleicht, weil ich den Tod fürchte und fürchte erſchoſſen zu werden? Nein, das iſt es auch nicht, das iſt es erſt recht nicht . . . Und plötzlich wußte ich, um was es ſich handelte: ich hatte geſtern abend Afanaſſij geſchlagen! Plötzlich ſehe ich alles vor mir, als ob die Szene ſich von neuem wiederholte: er ſteht vor mir, und ich ſchlage ihn mit voller Kraft ins Geſicht, er aber hält ſeine Hände an den Hoſennähten, den Kopf gerade, die Augen, wie in der Front, geradeaus gerichtet. Bei jedem Schlage fährt er zuſammen, und doch wagt er nicht, zum Schutze ſeine Hände zu erheben — und ich laſſe mich ſo gehen und ſchlage einen anderen Menſchen. Wie mit ſpitzen Nadeln ſtach es in mein Herz. Mir ſchwindelte. Die Sonne aber leuchtete ſo hell, die Blättchen blitzten feucht vom Tau, und die Vögel, die Vögel lobten Gott . . . Ich bedeckte mein Geſicht

mit beiden Händen, warf mich aufs Bett und ſchluchzte laut auf. Da erinnerte ich mich denn der Worte meines Bruders Markell, die er vor ſeinem Tode zu den Dienſtboten geſagt hatte: „Ihr, meine Lieben, Teuren, warum dient ihr mir, und warum liebt ihr mich? Bin ich deſſen wert, daß ihr mir dient?“ „Ja, bin ich denn deſſen wert?“ ging es mir durch den Kopf. In der Tat, wodurch bin ich wert, daß ein anderer Menſch, ſo einer, wie ich es bin, das Ebenbild Gottes — daß er mir dient? Und zum erſtenmal in meinem Leben ging mir dieſe Frage durch den Sinn ...

„Mütterchen, mein eigenes liebes Herzblut, in Wahrheit iſt jeder vor allen ſchuldig, nur wiſſen es die Menſchen nicht, wenn ſie es aber wüßten, ſo würde ſofort das Paradies auf Erden ſein.“ „Herrgott, wie ſollte das nicht wahr ſein,“ denke ich und weine, „wahrlich, ich bin von allen Menſchen auf der Welt der Schuldigſte und Schlechteſte!“ Und vor mir tauchte die ganze Wahrheit auf mit ihrem ganzen Licht. Was war ich im Begriff zu tun? Einen guten, klugen, edlen Menſchen zu töten, der mir gegenüber keine Schuld hatte, und ſeine Frau auf ewig ihres Glückes zu berauben und ſie zu quälen und gleichfalls zu vernichten! So lag ich auf dem Bett, das Geſicht in die Kiſſen gepreßt, und ich gewahrte nicht, wie die Zeit verging. Plötzlich tritt mein Kamerad, der Leutnant, der mein Sekundant ſein ſollte, mit dem Piſtolenkaſten unterm Arm, bei mir ein: „Gut,“ ſagte er, „daß du ſchon angekleidet biſt, es iſt Zeit zum Aufbruch.“ Ich fuhr auf und konnte mich gar nicht faſſen. Wir traten hinaus, um in den Wagen einzuſteigen. „Warte hier

einen Augenblick," ſagte ich zu ihm, „ich laufe nur auf einen Moment hinein, habe mein Portemonnaie vergeſſen." Und ich lief in die Wohnung zurück, geradeswegs in die Kammer Afanaſſijs: „Afanaſſij," ſage ich, „ich habe dich geſtern zweimal ins Geſicht geſchlagen, verzeihe es mir." Er fuhr zuſammen, als hätte ich ihn erſchreckt, er ſieht mich erſtaunt an — und ich ſah, daß das zu wenig war, und plötzlich fiel ich, ſo wie ich war, in Uniform und Epauletten, vor ihm hin und mit der Stirn berührte ich die Erde: „Vergib mir!" ſagte ich. Da erſtarrte er einfach: „Euer Wohlgeboren, Väterchen, Herr, was tun Sie ... bin ich es denn wert!" und er brach in Tränen aus; gerade wie ich es getan hatte, bedeckte nun auch er mit beiden Händen ſein Geſicht, wandte ſich ab zum Fenſter, und ſein Körper wurde vom Weinen erſchüttert. Ich lief hinaus zu meinem Kameraden, ſtieg in den Wagen und ſchrie dem Kutſcher zu: „Fort!" „Ich habe einen Sieger geſehen," rief ich meinem Kameraden zu „ſiehſt du, hier ſteht er vor dir." Ein ſolches Entzücken hatte mich gepackt, ich lachte während der ganzen Fahrt und ſprach und ſprach, ich weiß nicht mehr, was ich ſprach. Er ſieht mich an: „Nun, Bruder," ſagte er zu mir, „du biſt ein ganzer Kerl, wirſt der Uniform Ehre machen." So kamen wir am Orte an. Die anderen waren ſchon dort und erwarteten uns. Man ſtellte uns auf zwölf Schritt Diſtanz. Er hatte den erſten Schuß. Ich ſtand vor ihm, fröhlich, gerade mit dem Geſicht zu ihm, unbeweglich, Auge in Auge, ſah ihn liebevoll an, und ich wußte, was ich tat. Er ſchoß ab, die Kugel ſchrammte ein wenig meine

Wange und ſtreifte mein Ohr. „Gott ſei Dank," rief ich, „Sie haben keinen Menſchen getötet!" erhob meine Piſtole, kehrte mich zurück und warf ſie mit einem Bogen in den Wald: „Dahin," rief ich — „gehörſt du!" Darauf wandte ich mich an meinen Gegner: „Geehrter Herr," ſagte ich, „verzeihen Sie mir dummen, jungen Menſchen, daß ich Sie abſichtlich beleidigt habe, und Sie durch mich jetzt gezwungen waren, auf mich zu ſchießen. Ich bin zehnmal ſchlechter als Sie und vielleicht ſogar noch mehr. Berichten Sie das, bitte, der Dame, die Sie vor allen anderen Menſchen auf der Welt am meiſten achten." Kaum hatte ich das geſagt — ſo ſchrien ſie alle drei. „Aber ich bitte Sie," ſagte mein Gegner ſehr geärgert, „wenn Sie nicht ſchießen wollen, wozu haben Sie uns denn hierher bemüht?" — „Geſtern war ich noch dumm, heute aber bin ich ſchon klüger," antwortete ich ihm lächelnd. „Was Sie von geſtern ſagen, glaube ich Ihnen, was Sie aber von heute ſagen, ſo weiß ich noch nicht, ob ich Ihrer Meinung beiſtimmen kann." — „Bravo," rief ich aus und klatſchte in die Hände, „auch darin bin ich mit Ihnen einverſtanden, habe es verdient!" — „Werden Sie ſchießen, mein Herr, oder nicht?" — „Ich werde nicht ſchießen," antwortete ich, „aber wenn Sie wollen, ſo ſchießen Sie noch einmal, nur beſſer wäre es für Sie, nicht zu ſchießen." Die Sekundanten riefen, beſonders der meinige: „Wie können Sie das Regiment ſo beſchimpfen, daß Sie vor dem Schuß ſtehend um Verzeihung bitten? Wenn ich das gewußt hätte!" Da ſtand ich nun vor ihnen; ich lachte aber nicht mehr: „Meine Herren," ſagte ich, „iſt es denn

wirklich ſo erſtaunlich in unſerer Zeit, einen Menſchen zu treffen, der ſeine Dummheit bereut und öffentlich ſeine Schuld eingeſteht?" — „Aber doch nicht vor dem Schuß!" ſchrie wieder mein Sekundant. — „Das iſt es ja," antwortete ich ihm, „das iſt ja freilich ſehr wunderlich, ich hätte gleich meine Entſchuldigung machen ſollen, als wir hierherkamen, noch vor Ihrem Schuß, und Sie nicht zu einer ſo großen und todbringenden Sünde zwingen ſollen, aber wir haben uns in der Welt ſo ſinnlos eingerichtet, daß mir anders zu handeln unmöglich war, ich mußte erſt Ihren Schuß auf zwölf Schritt Diſtanz aushalten, um Ihnen allen meine Meinung darüber ſagen zu können. Hätte ich es aber vor dem Schuß, als wir hier zuſammentrafen, geſagt, ſo hätten Sie einfach geurteilt: Dieſer Feigling, die Piſtole hat ihm Angſt gemacht! Meine Herren," rief ich plötzlich von ganzem Herzen aus, „ſehen Sie um ſich, auf dieſe Götterwelt: Der Himmel iſt klar und die Luft iſt rein, wie zart iſt das Gras, wie ſchön und ſündlos iſt die Natur, nur wir, nur wir allein ſind gottlos und dumm und verſtehen nicht, daß das Leben ein Paradies iſt — wenn wir es nur verſtehen wollten, ſo würde die Erde in ihrer ganzen Schönheit zum Paradieſe, und wir würden einander umarmen und vor Freude weinen . . ." Ich wollte noch weiter fortfahren, konnte aber nicht, der Atem ging mir aus, ſo ſelig, ſo jugendlich war mir zumute, das Herz voller Glück, wie ich es in meinem ganzen Leben nicht empfunden hatte. „Alles das iſt ſehr vernünftig und ehrenwert," ſagte mein Gegner „und jedenfalls ſind Sie ein origineller Menſch . . ." „Lachen

Sie nur, ſpäter werden auch Sie mich loben," rief ich ihm lachend zu. — „Ich bin bereit, Sie ſchon jetzt zu loben, erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Hand reiche, denn es ſcheint, daß Sie wirklich ein aufrichtiger Menſch ſind." — „Nein," ſagte ich, „jetzt iſt das nicht nötig, ſpäter, wenn ich beſſer ſein und Ihre Achtung verdient haben werde, dann reichen Sie mir Ihre Hand." Wir kehrten nach Haus zurück; mein Sekundant ſchimpfte mich während der ganzen Fahrt tüchtig aus, ich aber — küßte ihn. Sofort erfuhren es alle meine Kameraden und verſammelten ſich noch am ſelben Tage, um über mich Gericht zu halten: „Er hat das Regiment beſchimpft, er ſoll ſeinen Abſchied einreichen!" Einige verteidigten mich und meinten: „Den Schuß hat er doch abgewartet." — „Ja, aber die anderen Schüſſe hat er eben gefürchtet und daher um Verzeihung gebeten." — „Aber, wenn er die Schüſſe gefürchtet hätte," erwiderten die Verteidiger, „ſo hätte er erſt aus ſeiner Piſtole geſchoſſen und dann um Verzeihung gebeten, er aber warf ſie geladen in den Wald! Nein, dem liegt etwas anderes zugrunde, etwas Originelleres." Ich hörte ihnen zu; mir war ſo heiter zumut, wenn ich ſie ſo anſchaute: „Meine lieben Freunde und Kameraden, ſorgen Sie ſich nicht um meinen Abſchied; ich habe ihn ſchon eingereicht, heute morgen, und ſobald ich ihn erhalte, gehe ich ſofort ins Kloſter — darum habe ich es getan." Als ich das kaum ausgeſprochen hatte, lachten alle bis auf den Letzten laut auf: „Ja, wenn du uns das nur gleich mitgeteilt hätteſt, ſo wäre uns ja alles klar geworden, einen Mönch kann man doch nicht verurteilen!" Sie lachten

und hörten gar nicht auf damit, aber nicht ſpöttiſch, ſondern freundlich und heiter lachten ſie. Und alle liebten ſie mich plötzlich, ſogar meine heftigſten Ankläger, und den ganzen Monat, ſolange ich meinen Abſchied noch nicht erhalten hatte, trugen ſie mich faſt auf den Händen: „Ach, du Mönch,“ ſagten ſie. Und jeder hatte für mich ein freundliches Wort. Sie beredeten mich und bedauerten mich ſogar: „Was machſt du aus dir?“ — „Nein,“ ſagten ſie, „er iſt tapfer, er hat den Schuß nicht gefürchtet und auch ſelbſt hätte er geſchoſſen, ihm hatte aber die Nacht vorher geträumt, daß er Mönch werden ſollte, und daher iſt alles gekommen.“ Dasſelbe geſchah mit mir auch in der Geſellſchaft. Früher hatte man mich nicht ſonderlich beachtet, obgleich man mich überall freundlich empfangen hatte, jetzt aber kannten mich alle und luden mich täglich zu ſich ein: ſie lachten dabei über mich, aber ſie liebten mich. Ich muß noch bemerken, daß, obwohl allgemein in der Geſellſchaft und öffentlich über das Duell geſprochen wurde, die Obrigkeit die Sache gefliſſentlich überſah; da mein Gegner ein naher Verwandter unſeres Generals war, und da die Sache ſo günſtig und ohne alles Blutvergießen verlaufen war, ganz wie ein Scherz, und da ich zudem meinen Abſchied eingereicht hatte, ſo faßte man denn auch wirklich die ganze Sache nur als Scherz auf. Ich ſprach daher ganz offen über die Sache, ungeachtet ihres Gelächters, denn ich wußte, ihr Lachen war nicht böſe, ſondern gut gemeint. Dieſes Geſpräch war an den Abenden beſonders beliebt; in der Damengeſellſchaft hörte man mir gerne zu, und die Damen forderten auch

ihre Männer auf, mir zuzuhören. „Wie ist denn das möglich, daß ich allen gegenüber schuldig bin?“ fragte mich ein jeder und lachte mir ins Gesicht, „wie soll ich denn zum Beispiel Ihnen gegenüber schuldig sein?“ — „Ja, wie sollten Sie das wohl wissen,“ antwortete ich ihnen, „da die ganze Welt schon seit langem einen anderen Weg eingeschlagen hat, und die Lüge als Wahrheit anerkannt ist, und daher auch ein jeder vom anderen solche Lüge verlangt. Einmal im Leben habe ich aufrichtig gehandelt, und da erscheine ich nun Ihnen allen als Geistesschwacher: obgleich Sie lieb zu mir sind, so lachen Sie doch alle über mich.“ — „Wie sollte man Sie, so wie Sie sind, nicht lieben?“ sagte laut die Hausfrau und lächelte mir zu. Es war bei ihr eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Und plötzlich sehe ich, löst sich aus der Gesellschaft eine Dame und tritt auf mich zu. Es war dieselbe junge Dame, um derentwillen es zum Duell gekommen war, und die ich mir noch vor kurzer Zeit als Braut zugedacht hatte. Ich hatte es nicht bemerkt, daß auch sie sich im Salon befand. Sie kam auf mich zu und reichte mir die Hand: „Erlauben Sie, bitte, Ihnen zu sagen, daß ich nicht über Sie lache, im Gegenteil, mit Tränen in den Augen danke ich Ihnen, und ich drücke Ihnen meine Hochachtung aus, die ich für Sie wegen Ihrer Tat empfinde.“ Da kam auch ihr Mann auf mich zu, reichte mir die Hand, und die ganze Gesellschaft umringte mich und drückte mir somit ihr Mitgefühl aus. Es fehlte nicht viel, so hätten sie mich alle umarmt. Mir war sehr froh zumute. Damals fiel mir aber besonders ein Herr auf, ein älterer Herr, der auch zu mir

herangetreten war, den ich wohl dem Namen nach kannte, doch mit dem ich noch nie ein Wort gewechſelt hatte.

d) Der geheimnisvolle Gaſt

Schon ſeit langer Zeit nahm er in unſerer Stadt eine angeſehene Stellung ein; er wurde von allen geachtet, war reich und als wohltätig bekannt. Er hatte ein anſehnliches Kapital dem Krankenhauſe wie dem Waiſenhauſe übergeben und tat im geheimen viel Gutes, was erſt ſpäter, nach ſeinem Tode, bekannt wurde. Er zählte ungefähr fünfzig Jahre, hatte ein ſtrenges Ausſehen und war ſehr wortkarg; mit ſeiner jungen Frau, von der er drei unmündige Kinder hatte, war er ſeit zehn Jahren verheiratet.

Am Abend darauf ſaß ich bei mir zu Hauſe, als plötzlich meine Tür ſich öffnete und dieſer Herr bei mir eintrat. Ich muß hierbei bemerken, daß ich nicht mehr in meiner früheren Wohnung lebte; als ich den Abſchied eingereicht hatte, nahm ich mir eine Wohnung mit Bedienung bei einer alten Dame, einer Beamtenwitwe. Der Umzug in dieſe Wohnung war nur darum geſchehen, weil ich Afanaſſij noch am ſelben Tage, gleich nach dem Duell, in die Kompagnie zurückſchickte, denn ich ſchämte mich nach dem Vorgefallenen, ihm in die Augen zu ſehen, — ſo ſehr iſt ein weltlich erzogener Menſch verbildet, daß er ſich ſogar einer gerechten Tat ſchämen kann.

„Ich habe Ihnen ſchon einigemal und in verſchiedenen Häuſern mit großem Anteil zugehört," ſprach der bei mir eintretende Herr, „ſo daß ich wünſchte,

endlich mit Ihnen persönlich bekannt zu werden, um mich noch eingehender mit Ihnen zu unterhalten. Können Sie mir diesen großen Gefallen erweisen?" — „Mit dem größten Vergnügen, und ich rechne es mir zu einer ganz besonderen Ehre an," antwortete ich ihm darauf, selbst aber erschrak ich, solch einen Eindruck hatte das auf mich gemacht. Denn wie gern man mich auch angehört und wie sehr man mir allgemeine Anteilnahme gezeigt hatte, so war doch noch niemand mit solchem Ernst und aus innerer Überzeugung an mich herangetreten. Dieser aber kam sogar zu mir in die Wohnung. Er setzte sich. „Ich erkenne eine große Charakterstärke in Ihnen," fuhr er fort, „denn Sie haben sich nicht gefürchtet, der Wahrheit zu dienen, und das noch in einer Sache, in der Sie riskierten, die Verachtung aller auf sich zu ziehen." — „Ihr Lob scheint mir etwas zu groß," sagte ich zu ihm. — „Nein, durchaus nicht," antwortete er mir, „glauben Sie, solch eine Handlung zu begehen, ist viel schwerer, als Sie denken. Damit haben Sie mich in Erstaunen gesetzt, und darum bin ich zu Ihnen gekommen. Beschreiben Sie mir, bitte, wenn meine Neugier Sie nicht verletzt, was Sie in diesem Moment empfanden, als Sie sich entschlossen, bei dem Duell um Entschuldigung zu bitten, wenn Sie sich dessen noch erinnern können. Halten Sie meine Frage nicht für leichtfertig, denn wenn ich Ihnen solch eine Frage stelle, so habe ich dabei einen geheimen Zweck, den ich in der Folge Ihnen mitteilen werde, wenn es Gott gefallen sollte, uns einander noch näher zu führen."

Die ganze Zeit, während der er sprach, sah ich

ihm gerade in die Augen, und plötzlich fühlte ich zu ihm ein unbegrenztes Vertrauen, und gleichfalls empfand ich auch meinerseits eine ganz ungewöhnliche Neugier, denn ich fühlte, daß er in seiner Seele ein ungewöhnliches Geheimnis barg.

„Sie fragen mich, was ich in jener Minute empfand, als ich meinen Gegner um Verzeihung bat? Ich werde Ihnen besser alles das von Anfang an erzählen, was ich einem anderen nicht erzählen würde." Und ich erzählte ihm, was sich mit mir und Afanassij zugetragen, und wie ich mich vor ihm zur Erde niedergeworfen hatte. „Aus alledem können Sie ersehen," schloß ich meine Erzählung, „daß es mir schon während des Duells leichter zumute war, da ich ja meinen Weg bereits betreten hatte: jawohl, deshalb war auch alles Weitere gar nicht mehr schwer, sondern leicht und freudvoll für mich."

Er hatte mich angehört und sah mich freundlich an: „Das alles," sagt er, „interessiert mich außerordentlich, und ich werde noch öfter zu Ihnen kommen." Seit der Zeit kam er denn auch jeden Abend zu mir, und wir hätten uns gewiß sehr befreundet, wenn er mir nur von sich etwas erzählt hätte. Er erzählte aber von sich kein Wort, sondern fragte immer nur mich aus. Ungeachtet dessen hatte ich ihn sehr lieb gewonnen; ich schilderte ihm alle meine Empfindungen und dachte bei mir: Was gehen mich schließlich seine Geheimnisse an, ich sehe ja ohnedem, daß er ein rechtschaffener Mensch ist. Dazu ist er ein so ernster Mensch, viel älter als ich, und doch kommt er zu mir, einem Jüngling, ohne sich an mein Alter zu stoßen.

Und viel Nützliches lernte ich aus den Gesprächen mit ihm, denn er war ein sehr intelligenter Mensch. „Daß das Leben ein Paradies ist," sagte er einmal zu mir, „darüber habe ich schon lange nachgedacht," und plötzlich fügte er hinzu: „Das ist es ja, woran ich eigentlich immer denke." Darauf sah er mich an und lächelte: „Ich bin mehr als Sie davon überzeugt," sagte er, „Sie werden später erfahren, warum." Als ich das hörte, dachte ich bei mir: Sicher will er mir was anvertrauen. „Das Paradies ist in jedem von uns verborgen, auch in mir verbirgt es sich jetzt, und wenn ich will, wird es morgen in Wirklichkeit in mir erstehen und dann für mein ganzes Leben andauern." Ich betrachtete ihn: gerührt und geheimnisvoll sah er mich an, als ob er eine Antwort von mir erwartete. „Was das anbelangt," fuhr er fort, „daß jeder Mensch vor allen und in allem schuldig ist, abgesehen von seinen eigenen Sünden, so haben Sie darüber ganz richtig geurteilt, und es ist zu verwundern, wie Sie diesen Gedanken in seinem ganzen Umfange erfaßt haben. Wahrlich, es ist so: daß, sobald nur die Menschen diesen Gedanken begriffen haben werden, das Himmelreich nicht nur in der Vorstellung, sondern in Wirklichkeit beginnen wird." — „Aber wann," rief ich voll Leid aus, „wann wird das geschehen und wird das überhaupt je geschehen können? Wird das nicht immer nur ein Traum bleiben?" — „Sehen Sie, da haben Sie schon keinen Glauben daran, Sie prophezeien es nur, aber selbst glauben Sie nicht daran. Ich sage Ihnen, daß dieser Traum, wie Sie es nennen, in Erfüllung gehen wird, glauben Sie

es mir. Aber es wird noch nicht so bald geschehen, denn jeder Vorgang vollzieht sich nach seinem Gesetz. Dieser Vorgang ist ein seelischer, ein psychologischer. Um die Welt zu etwas Neuem umzugestalten, ist erforderlich, daß auch die Menschen sich umgestalten und einen anderen Weg betreten. Keine Brüderschaft kann früher sein, als bis tatsächlich ein jeder dem anderen ein Bruder geworden ist. Durch keine Wissenschaft und durch keine äußeren Hilfsmittel werden die Menschen lernen, ihre Rechte und ihre Güter zu verteilen, ohne sich gegenseitig zu kränken. Immer wird Alles für Jeden zu wenig sein, immer werden sie murren, sich gegenseitig beneiden und zu vertilgen suchen. Sie fragen, wann das andere sein wird? Es wird sein, aber zuerst muß die Periode der menschlichen Absonderung und Isolierung überwunden werden." — „Welcher Isolierung?" fragte ich ihn. — „Derselben, die jetzt überall herrscht, besonders in unserem Jahrhundert. Noch ist nicht alles dazu reif, noch ist die Zeit nicht gekommen. Jeder strebt jetzt danach, seine Person abzusondern, ein jeder möchte in sich selbst die Fülle des Lebens erfahren, indessen ergibt sich aus all seinen Anstrengungen nicht die Fülle des Lebens, sondern vollständiger Selbstmord, statt Selbstbestimmung eben: vollständige Isolierung. Alle sondern sich in unserem Jahrhundert zu Einzelexistenzen ab; jeder isoliert sich in seiner Höhle, jeder entfernt sich vom anderen, verbirgt sich und verbirgt, was er hat, und es endet damit, daß er die Menschen abstößt und die Menschen ihn abstoßen. Er scharrt sich ein Kapital zusammen und denkt: „Wie stark bin

ich jetzt, jetzt bin ich gesichert", und der Unsinnige weiß nicht einmal, daß er, je mehr er ansammelt, desto mehr in eine selbstmörderische Ohnmacht verfällt. Denn er hat sich daran gewöhnt, nur auf sich selbst zu hoffen, und er hat sich als Isolierter vom Ganzen abgetrennt, er hat seine Seele gelehrt, nicht an die Hilfe der Menschen zu glauben, weder an die der Menschen, noch an die der Menschheit, und er zittert nur davor, daß er sein Geld und die durch dasselbe erworbenen Rechte verlieren könnte. Der Menschengeist will allgemein heutzutage nicht einsehen, daß die wahre Sicherheit des Individuums nicht in seiner persönlichen isolierten Kraft besteht, sondern im Zusammenhang mit der Gesamtheit der Menschen. Aber gewiß wird es so sein, und die Stunde wird kommen, wo diese furchtbare Isolierung aufhören wird, und man wird plötzlich begreifen, wie unnatürlich es gewesen ist, sich voneinander abzusondern. Und der Geist der Zeit wird ein anderer sein, und man wird an ihm erkennen, wie lange man in der Finsternis gelebt hat, ohne das Licht zu erblicken. Dann wird auch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen . . . Bis zu der Zeit aber muß dieses Zeichen behütet werden, und wenn es auch nicht anders geht, so muß doch von Zeit zu Zeit wenigstens ein Mensch durch sein Beispiel die Seele aus dieser Isolierung befreien und ihr den Weg zur allgemeinen Bruderliebe zeigen, und wenn er auch damit sich dem aussetzt, daß er als Geistesschwacher verschrien wird — wenn nur der große Gedanke nicht stirbt!"

In ſolchen begeiſterten und flammenden Geſprächen verbrachten wir unſere Abende miteinander. Ich vernachläſſigte ſogar die Geſellſchaft und erſchien nur mehr ſelten in ihr, zumal es auch aufhörte, Mode zu ſein, ſich mit mir zu beſchäftigen. Ich ſage das nicht, um damit die Geſellſchaft zu verurteilen, denn man fuhr fort, mich zu lieben und gegen mich freundlich zu ſein, doch muß man nicht vergeſſen, wie ſehr die Mode die Geſellſchaft beherrſcht. An meinem geheimnisvollen Gaſt aber hing ich ſchließlich mit Begeiſterung, denn abgeſehen von den Genüſſen, die mir die Unterhaltung mit ihm bereitete, fühlte ich, daß er ſich mit irgendeinem Gedanken trug und ſich vielleicht zu irgendeiner großen Tat vorbereitete — vielleicht gefiel es ihm, daß ich äußerlich für ſein Geheimnis keine Neugier bekundete, weder direkt noch indirekt ihn danach fragte. Aber es ſchien mir, daß ihn ſelbſt immer mehr und mehr der Wunſch quälte, mir etwas anzuvertrauen. Es war ſchon ein ganzer Monat vergangen, ſeitdem er mich beſuchte: „Wiſſen Sie auch," fragte er mich da, „daß man viel über uns in der Stadt ſpricht und ſich darüber wundert, daß ich Sie ſo oft beſuche? Aber mögen ſie, bald wird ſich doch alles offenbaren." Zuweilen überfiel ihn plötzlich eine außerordentliche Aufregung, und dann ſtand er jedesmal auf und ging fort. Zuweilen wiederum ſah er mich lange und durchdringend an, und ich dachte ſchon: „Jetzt wird er gleich etwas ſagen —" und plötzlich ging er dann auf etwas ganz Gleichgültiges und Alltägliches über. Oft beklagte er ſich auch über Kopfſchmerzen. Und einmal, ganz unerwartet kam es: als er lange begeiſtert über

etwas gesprochen hatte, erbleichte er plötzlich, sein Gesicht verzerrte sich, und er starrte mich an.

„Was haben Sie," fragte ich erschrocken, „ist Ihnen schlecht?" Er hatte sich kurz vorher wieder über Kopfweh beklagt.

„Ich . . . wissen Sie . . . ich . . . habe einen Menschen ermordet."

Er sprach es aus und lächelte, selbst aber war er weiß wie Kreide. Warum lächelt er? fuhr es mir durchs Herz, ohne das Gehörte noch ganz begriffen zu haben. Und ich fühlte, wie auch ich erbleichte.

„Was sagen Sie da?" rief ich ihm zu.

„Sehen Sie," antwortete er mir mit einem schwachen Lächeln, „wie schwer mir wurde, das erste Wort zu sagen. Jetzt habe ich es getan und damit den Weg betreten. Und nun möge es kommen!"

Lange wollte ich ihm nicht glauben, und nicht mit einem Male konnte ich ihm alles glauben. Erst als er drei Tage nacheinander bei mir gewesen war und mir alle Einzelheiten mitgeteilt hatte, glaubte ich es. Ich hielt ihn für wahnsinnig, aber schließlich mußte ich mich doch von der Tat überzeugen lassen, wenn auch mit großer Verwunderung und großem Schmerz. Er hatte vor vierzehn Jahren ein furchtbares Verbrechen begangen an einer jungen und schönen Frau, der Witwe eines Gutsbesitzers, die in unserer Stadt ein eigenes Haus besaß, in das sie gelegentlich einkehrte. Er fühlte zu ihr eine große unbezwingliche Liebe, gestand ihr diese Liebe und wollte sie bereden, ihn zu heiraten. Aber ihr Herz gehörte schon einem anderen,

einem hohen und angeſehenen Offizier, der damals im Felde ſtand, und deſſen baldige Ankunft ſie erwartete. Sie ſchlug daher ſeinen Antrag ab und bat ihn, ſie nicht mehr zu beſuchen. Da war er, der alle Zimmer ihres Hauſes gut kannte, in der Nacht vom Garten aus und über das Dach, mit unerhörter Kaltblütigkeit und alles aufs Spiel ſetzend, zu ihr eingedrungen. Ein ſo außergewöhnliches Unternehmen, mit der größten Kaltblütigkeit ausgeführt, gelingt ja faſt immer. Durch das Dachfenſter war er auf den Boden des Hauſes gelangt und über eine kleine Bodentreppe zu ihr in die Wohnzimmer gedrungen: er hatte einmal bemerkt, daß die Tür dieſer kleinen Treppe durch die Nachläſſigkeit der Dienſtboten unverſchloſſen geblieben war. Er hoffte auf dieſen Zufall, und ſiehe da, es war ſo. Er ſchlich ſich durch die Wohnzimmer bis in ihr Schlafgemach, wo das Lämpchen vor dem Heiligenbilde brannte. Und als ob es beabſichtigt geweſen wäre, waren beide Stubenmädchen ohne Erlaubnis zu einem Namensfeſte in der Nachbarſchaft fortgeſchlichen. Die übrige Dienerſchaft ſchlief in der Geſindeſtube und in der Küche, die ſich in der unteren Etage befand. Beim Anblick der Schlafenden entbrannte in ihm die Leidenſchaft, und zu gleicher Zeit wurde ſein Herz von einer rachſüchtigen und eiferſüchtigen Wut ergriffen, und wie ein Beſinnungsloſer und Trunkener ſtürzte er ſich auf ſie und bohrte ihr das Meſſer mitten ins Herz, ſo daß ſie nicht einmal aufſchreien konnte. Darauf richtete er es mit der teufliſchſten und verbrecheriſchſten Berechnung ſo ein, daß der Verdacht auf die Dienerſchaft fallen mußte. Es widerte ihn nicht an,

ihren Geldbeutel zu nehmen, ihre Kommode mit den Schlüsseln, die er unter ihrem Kopfkissen fand, aufzuschließen und ihr nur diejenigen Sachen zu entnehmen, die auch ein dummer Diener genommen hätte, das heißt, die Wertpapiere ließ er liegen und nahm nur das bare Geld, nahm einige schwer goldene Sachen, die anderen aber, die zehnmal wertvolleren doch kleineren Schmuckgegenstände nahm er nicht. Darauf nahm er sich noch etwas zum Andenken, aber davon später. Nachdem das geschehen war, hatte er das Haus auf demselben Wege verlassen. Weder am folgenden Tage, als sich die Nachricht vom Morde verbreitete, noch jemals später, war es jemandem in den Sinn gekommen, den wirklichen Mörder zu verdächtigen! Auch von seiner Liebe zu ihr wußte niemand, denn er war immer verschlossen und wortkarg gewesen, und einen Freund, dem er die Tat hätte mitteilen können, besaß er nicht. Man zählte ihn einfach zu den Bekannten und nicht einmal zu den nahen Vertrauten der Ermordeten, denn er hatte sie in den letzten Wochen gar nicht besucht. Man verdächtigte vielmehr sofort ihren leibeigenen Diener Pjotr, und alle Umstände schienen diesen Verdacht zu bestätigen. Der Diener hatte gewußt, und die Verstorbene hatte es ihm nicht verheimlicht, daß sie auch ihn unter der Anzahl Rekruten, die sie von ihren Leibeigenen zu stellen hatte, in den Militärdienst zu schicken beabsichtigte. Zudem war er unverheiratet und ein schlechter Charakter. Man hatte gehört, wie er aus Wut und angetrunken in einer Kneipe gedroht hatte, sie zu erschlagen. Zwei Tage vor ihrem Tode war er entlaufen und hatte sich in der

Stadt herumgetrieben. Am anderen Tage nach dem Morde fand man ihn auf der Landstraße vor der Stadt steif betrunken liegen, mit dem Messer in der Tasche, und dazu war noch seine rechte Handfläche mit Blut befleckt. Er versicherte, daß er Nasenbluten gehabt hätte, aber man glaubte es ihm nicht. Die Mägde gestanden ihre Schuld ein, daß sie auf dem Feste gewesen wären, und daß die Treppentür bis zu ihrer Rückkehr unverschlossen geblieben sei. Und eine Menge ähnlicher Anzeichen ergaben sich noch, so daß man daraufhin den unschuldigen Diener hinter Schloß und Riegel brachte. Doch siehe, schon nach einer Woche erkrankte er an einem Nervenfieber und starb besinnungslos im Krankenhause. Und damit endete die Sache. Man ergab sich dem Willen Gottes, und alle, das Gericht wie die Obrigkeit, waren fest überzeugt, daß den Mord niemand anders als der verstorbene Diener vollführt hätte — der aber war dem Gericht Gottes überliefert worden!

Der geheimnisvolle Gast, der damals schon mein Freund geworden war, sagte mir, daß er zu Anfang gar keine Gewissensbisse empfunden hätte. Wohl litt er sehr, aber nur, weil er das geliebte Weib ermordet hatte, weil sie jetzt nicht mehr lebte, weil er, indem er sie getötet, auch seine Liebe getötet hatte, während die Leidenschaft in seinem Blut noch fortbrannte. An das unschuldig vergossene Blut, an den Mord habe er damals gar nicht gedacht. Der Gedanke, daß sein Opfer die Gattin eines anderen hätte werden können, schien ihm so unmöglich, und daher war er vor seinem Gewissen vollständig überzeugt, daß er anders gar nicht

hätte handeln können. Am Anfang quälte ihn ein wenig die Gefangennahme des Dieners, aber deſſen Krankheit und Tod beruhigten ihn wieder. Glaubte er doch, daß dieſer Tod nicht etwa durch den Schreck oder die Angſt erfolgt war, ſondern infolge einer Erkältung, die er ſich an den Tagen, als er betrunken die ganze Nacht über auf feuchter Erde gelegen, zugezogen hatte. Die geſtohlenen Sachen und das Geld beunruhigten ihn gleichfalls nicht, denn den Diebſtahl hatte er ja nur zur Ablenkung des Verdachts vollführt. Die geſtohlene Summe war unbedeutend, und bald darauf gab er dieſe Summe und noch viel mehr zur Errichtung einer Wohltätigkeitsanſtalt in unſerer Stadt. Das hatte er alles nur getan, um ſein Gewiſſen über den Diebſtahl zu beruhigen — und bemerkenswert iſt, daß dies tatſächlich ihn auf lange Zeit beruhigte: wenigſtens beteuerte er es mir. Er ſelbſt ſtürzte ſich damals in eine große geſchäftliche Tätigkeit, übernahm ſchwierige und mühevolle Aufträge, die ihn zwei Jahre lang ganz in Anſpruch nahmen, und da er einen ſtarken Charakter hatte, ſo vergaß er das Vorgefallene ganz; wenn es ihm aber einfiel, ſo bemühte er ſich einfach, nicht daran zu denken. Er tat viel für die Armen, und für unſere Stadt. Auch in den Reſidenzen, Moskau und Petersburg, zeichnete er ſich durch ſeine Wohltätigkeit aus und wurde daher zum Vorſtand von Wohltätigkeitsvereinen gewählt. Aber ſchließlich erlag er doch den vielen Qualen, die faſt über ſeine Kräfte gingen. Da gefiel ihm ein reizendes und kluges Mädchen, und er heiratete ſie bald darauf in der Hoffnung, daß das

Eheleben ihn ſeine Qual vergeſſen machen werde, und daß auf dieſem neuen Wege, in eifriger Pflichterfüllung gegen ſeine Frau und ſeine Kinder, ſeine alten Erinnerungen verblaſſen würden. Aber gerade das Gegenteil ſeiner Erwartungen traf ein. Schon im erſten Monat ſeiner Ehe quälte ihn ununterbrochen der Gedanke: „Meine Frau liebt mich — wenn ſie es aber wüßte!“ — Als ſie ſich zum erſtenmal guter Hoffnung fühlte und es ihm mitteilte, da wurde alles in ihm aufgewühlt: „Einem Kinde habe ich das Leben gegeben, und einem anderen Menſchen habe ich es genommen.“ Es kamen die Kinder: „Wie wage ich es, ſie zu lieben, ſie zu erziehen und ſie zu belehren, wie kann ich ihnen von Tugend reden: ich, der ich doch Blut vergoſſen habe.“ Die Kinder wuchſen prächtig heran, er wollte ſie liebkoſen, aber — „ich konnte nicht in ihre hellen unſchuldigen Augen ſehen, ich war deſſen nicht würdig.“ So quälte ihn grauſam und bitter das Blut des unſchuldig erſchlagenen Opfers, das vernichtete, junge Leben. Ihr Blut ſchrie nach Rache. Schreckliche Träume verfolgten ihn. Aber ſein ſtarkes Herz ertrug ſtandhaft die Qualen. „Ich ſühne vielleicht meine Schuld durch meine geheimen Qualen.“ Aber auch dieſe Hoffnung war vergebens: je länger, deſto qualvoller wurden ſeine Leiden. In der Geſellſchaft wurde er wegen ſeines wohltätigen Wirkens hoch geehrt, obgleich ihn alle wegen ſeines ſtrengen und düſteren Charakters fürchteten. Je mehr ſie ihn jedoch achteten, deſto unerträglicher wurde es ihm. Er geſtand mir, daß er ſich habe töten wollen. Doch gleichzeitig tauchte in ihm eine Idee auf, eine Idee,

die er zuerſt für unmöglich und wahnſinnig hielt, die ſich aber zuletzt ſo in ſeinem Herzen feſtſetzte, daß er ſich von ihr nicht mehr losreißen konnte. Er gedachte plötzlich hinauszugehen und vor allem Volk zu erklären, daß er einen Menſchen ermordet habe. Drei Jahre lang trug er ſich mit dieſer Idee, in den verſchiedenſten Arten tauchte ſie in ihm auf. Schließlich wurde es bei ihm zur feſten Überzeugung, daß ſeine Seele erſt dann, wenn er ſein Verbrechen eingeſtanden haben würde, Heilung und auf immer Ruhe finden werde. Trotz dieſer Überzeugung aber empfand er in ſeiner Seele einen Schrecken bei der Frage, wie das Geſtändnis auszuführen ſei? Da ereignete ſich zufällig meine Duellgeſchichte. „Dank Ihrem Beiſpiel," ſagte er, „habe ich mich jetzt dazu entſchloſſen."

Ich blickte ihn an.

„Iſt es möglich?" ſagte ich faſt erſchrocken und ſchlug die Hände zuſammen, „dieſer geringe Vorfall hätte Sie zu ſolch einem Entſchluß gebracht?"

„Meinen Entſchluß trage ich bereits ſeit drei Jahren mit mir herum," antwortete er mir. „Ihre Tat hat ihm den letzten Anſtoß gegeben. Angeſichts Ihres Beiſpiels habe ich mir ſchon bittere Vorwürfe gemacht, ich habe Sie beneidet," ſagte er zu mir, und ſeine Stimme klang hart.

„Man wird Ihnen nicht glauben," bemerkte ich, „vierzehn Jahre ſind ſeitdem vergangen."

„Ich habe Beweiſe, ſchlagende Beweiſe. Ich werde ſie vorweiſen."

Ich brach in Tränen aus und küßte ihn.

„Über eines entſcheiden Sie nur, über eines!“ rief er (ganz als ob jetzt alles nur von mir abhing): „Meine Frau, meine Kinder! Meine Frau ſtirbt vielleicht vor Kummer, und die Kinder, wenn ſie auch den Adel und das Vermögen nicht verlieren, ſo bleiben ſie doch auf ewig die Kinder eines geſtempelten Sträflings. Und das Andenken, welch ein Andenken hinterlaſſe ich in ihren Herzen?“

Ich ſchwieg.

„Und ſich von ihnen trennen, ſie auf immer verlaſſen? Auf immer, auf immer!“

Ich ſaß da und wußte keine Antwort. Ich murmelte nur ein Gebet vor mich hin.

„Was ſagen Sie?“ Er ſah mich fragend an.

„Gehen Sie,“ antwortete ich, „und ſagen Sie es den Leuten. Alles vergeht, nur die Wahrheit allein bleibt beſtehen. Ihre Kinder werden heranwachſen und begreifen, wieviel Hochherzigkeit in Ihrem großen Entſchluſſe gelegen hat.“

Er verließ mich damals, ſcheinbar ganz entſchloſſen. Aber länger als zwei Wochen kam er dann wieder jeden Abend zu mir, und immer noch konnte er ſich nicht dazu entſchließen. Das ermüdete mein Herz. Eines Abends aber kam er und ſagte:

„Ich weiß —, daß für mich ſofort das Paradies anbrechen wird, ſobald ich es geſtanden habe. Vierzehn Jahre habe ich in der Hölle gelebt. Ich will das enden. Ich will das Leiden jetzt freiwillig auf mich nehmen und anfangen zu leben. Mit der Unwahrheit kommt man wohl bis ans Ende der Welt, eine Rückkehr gibt es aber nicht mehr. Jetzt wage ich weder meinen

Nächſten, noch ſelbſt meine Kinder zu lieben. Mein Gott, vielleicht werden die Kinder einmal begreifen, was mich dieſes Leid gekoſtet hat, und mich nicht verurteilen! Gott iſt nicht in der Macht, ſondern in der Wahrheit."

„Alle werden Ihre Tat begreifen," ſagte ich zu ihm, „wenn nicht ſofort, ſo doch ſpäter, denn Sie haben dann der Wahrheit gedient, der höheren Wahrheit, nicht der irdiſchen . . ."

Und wieder ging er fort, als ob er ſich darüber beruhigt hätte, und doch kam er am nächſten Tage bleich und erbittert wieder und ſagte ſpöttiſch:

„Jedesmal, wenn ich zu Ihnen komme, ſehen Sie mich fragend an: ‚Alſo wieder nicht?' Warten Sie, verachten Sie mich nicht zu ſehr. Nicht ſo leicht iſt es, wie es Ihnen ſcheint. Ich werde es vielleicht überhaupt nicht tun. Sie werden mich doch nicht anzeigen, wie?"

Ich aber, oh, nicht, daß ich gewagt hätte, ihn fragend anzuſehen, — ich wagte überhaupt nicht, ihn anzuſehen! Ich war bis zur Erſchöpfung gequält, und meine Seele war voller Tränen. Die Nächte verbrachte ich ſchlaflos.

„Ich komme ſoeben," fuhr er fort, „von meiner Frau. Begreifen Sie das, was einem eine Frau iſt? Als ich fortging, riefen die Kinder mir nach: ‚Adieu, Papa, komme bald wieder, wir wollen dann zuſammen unſere Kinderbücher leſen.' Nein, das verſtehen Sie nicht! Fremdes Leid macht nicht geſcheit."

Seine Augen blitzten, ſeine Lippen zitterten. Plötzlich ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß

alle Sachen darauf klirrten, — dieſe Heftigkeit ſah ich an ihm zum erſtenmal.

„Ja, iſt es denn nötig?“ ſchrie er auf, „iſt es denn nötig? Niemand iſt doch meinetwegen verurteilt worden, niemand meinetwegen in die Zwangsarbeit verſchickt worden! Der Diener ſtarb an einer Krankheit. Für das vergoſſene Blut aber bin ich durch meine eigenen Marter und Qualen übergenug geſtraft worden. Und man wird es mir ja überhaupt nicht glauben, trotz aller Beweiſe! Iſt es denn nötig, daß ich es tue, iſt es denn nötig? Für das vergoſſene Blut bin ich bereit, mich mein ganzes Leben lang zu quälen, wenn ich nur meine Frau und meine Kinder nicht vernichte. Iſt es denn gerecht, ſie zu zerſchmettern? Irren wir uns da nicht? Wo iſt denn da die Wahrheit? Und werden die Menſchen dieſe Wahrheit verſtehen und anerkennen, ſie ſchätzen und ehren?“

„Großer Gott!“ dachte ich bei mir, „an die Achtung der Menſchen denkt er in ſolch einer Minute!“ So leid tat er mir damals, daß ich wohl ſein Los hätte teilen mögen, um es ihm zu erleichtern. Ich ſah, daß er wie raſend war, und ich erſchrak, als ich nicht nur mit dem Verſtande allein begriff, ſondern auch mit ganzer Seele fühlte, was ſolch ein Entſchluß koſtet.

„Entſcheiden Sie über mein Geſchick!“ ſagte er plötzlich zu mir.

„Gehen Sie hin und geſtehen Sie,“ flüſterte ich ihm zu. Meine Stimme verſagte mir faſt, doch flüſterte ich es ihm mit Beſtimmtheit zu. Ich nahm vom Tiſch das Evangelium in ruſſiſcher Überſetzung und zeigte ihm Johannes, Kapitel XII, Vers 24:

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und nicht ſtirbt, ſo bleibt es allein, ſtirbt es aber, ſo bringt es viele Früchte.“ Dieſen Vers hatte ich kurz vor ſeinem Eintritt geleſen.

Er las ihn: „Das iſt wahr,“ ſagte er, aber er lächelte bitter. „Ja,“ ſagte er, nachdem er lange geſchwiegen hatte, „es iſt unheimlich, was man in dieſem Buche findet. Es iſt aber leicht, dieſe Sprüche anderen vorzuleſen. Und wer hat das geſchrieben, doch nicht etwa Menſchen?“

„Der Heilige Geiſt,“ ſagte ich.

„Sie haben gut reden,“ ſagte er und lächelte haßerfüllt. Ich nahm wieder das Buch, ſchlug es an einer anderen Stelle auf und zeigte ihm Ebräer, Kapitel X, Vers 31. Er las:

„Schrecklich iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Er las es und ſchleuderte das Buch von ſich. Er zitterte am ganzen Körper.

„Ein ſchrecklicher Vers,“ ſagte er. „Wahrlich, Sie haben ihn gut ausgeſucht!“ Er erhob ſich vom Stuhl: „Nun,“ ſagte er, „leben Sie wohl, vielleicht werde ich nicht mehr zu Ihnen kommen — im Paradieſe werden wir uns wiederſehen. Schon vierzehn Jahre ſind es alſo, daß ich in die Hände des lebendigen Gottes gefallen bin, das kann ich wahrlich von dieſen vierzehn Jahren ſagen! Morgen werde ich dieſe Hände bitten, daß ſie mich freigeben.“

Ich wollte ihn umarmen und küſſen, aber ich wagte es nicht, ſo verzerrt war ſein Geſicht; es wurde mir ſchwer, ihn anzuſehen. Er ging hinaus. „Mein

Gott," dachte ich, „wohin geht dieſer Menſch!" Ich warf mich auf die Knie hin vor das Muttergottesbild und betete. Es verging wohl eine halbe Stunde, als ich mich endlich mit Tränen in den Augen vom Gebet erhob; es war ſchon ſpät abends, gegen Mitternacht. Plötzlich ſah ich, wie die Tür ſich wieder öffnete und er eintrat. Ich war erſtaunt.

„Wo ſind Sie geweſen?" fragte ich ihn.

„Ich," ſagte er, „. . . ich habe, glaube ich, etwas vergeſſen . . . mein Taſchentuch, glaube ich. Nun, und wenn ich auch nichts vergeſſen habe, erlauben Sie mir, mich zu ſetzen . . ."

Er ſetzte ſich. Ich ſtand vor ihm. „Setzen Sie ſich gleichfalls." Ich ſetzte mich. So ſaßen wir etwa drei Minuten, er ſah mich ſtarr fixierend an, und plötzlich lächelte er, ſtand auf, umarmte mich und küßte mich.

„Behalte es im Gedächtnis," ſagte er, „wie ich zum zweitenmal zu dir gekommen bin. Hörſt du, behalte es!"

Zum erſtenmal nannte er mich du. Er ging fort. „Morgen," dachte ich.

Und ſo war es auch. Ich aber wußte an jenem Abend nicht, daß er den Tag darauf ſeinen Geburtstag feierte. In der letzten Zeit war ich gar nicht ausgegangen und hatte es von niemandem erfahren können. An dieſem Tage pflegte ſich die ganze Stadt bei ihm zu verſammeln. Auch dieſes Mal gab es eine große Geſellſchaft. Und ſiehe, nach dem großen Feſteſſen, ſtellte er ſich in die Mitte des Zimmers, in den Händen hält er ein Papier — die formelle Anzeige an die

Obrigkeit. Da aber alle hohen Gerichtsperſonen bei ihm verſammelt waren, ſo laß er den Bericht den Anweſenden laut vor, — die ganze Beſchreibung ſeines Verbrechens bis in alle Einzelheiten! „Als einen Auswurf des Menſchengeſchlechts ſcheide ich mich ſelbſt aus der Mitte der Menſchen, Gott hat mich heimgeſucht," — damit ſchloß er ſeine Anſchuldigung. — „Ich will dafür leiden." Darauf breitete er die geſtohlenen Gegenſtände auf dem Tiſch aus, die Beweiſe ſeines Verbrechens, die er vierzehn Jahre lang bei ſich aufbewahrt hatte. Die Goldſachen der Erſchlagenen, mit denen er den Verdacht von ſich abgelenkt hatte, das Medaillon und das Kreuz, die er ihr vom Halſe genommen — im Medaillon das Bild ihres Verlobten; ferner ihr Notizbuch und zwei Briefe: der Brief ihres Verlobten an ſie, mit der Nachricht ſeiner baldigen Rückkehr, und ein Brief von ihr, den ſie angefangen, aber nicht beendigt hatte, und der auf dem Schreibtiſch liegen geblieben war, um am nächſten Tage abgeſandt zu werden. Beide Briefe hatte er an ſich genommen — weshalb? Und weshalb hatte er ſie vierzehn Jahre lang aufbewahrt, ſtatt ſie als Beweisſtücke zu vernichten? Und was geſchah darauf? Alle gerieten in Verwunderung und in Schrecken, und niemand wollte es glauben, obgleich ſie ihm alle mit großer Aufmerkſamkeit und Neugier zugehört hatten, wenn auch mehr wie einem Kranken. Nach einigen Tagen wurde denn auch von allen behauptet, daß der unglückliche Menſch ſeinen Verſtand verloren habe. Die Obrigkeit und das Gericht mußten die Sache, ob ſie wollten oder nicht, aufnehmen, aber auch ſie

zögerten: denn obwohl die vorgewieſenen Sachen und die Briefe zu denken gaben, kam man doch zu dem Schluß, daß, wenn die Dokumente ſich auch als richtig erweiſen ſollten, man ihn ſchließlich nicht nur auf Grund dieſer Dokumente verurteilen konnte. Denn die Sachen hätte er ebenſogut als ihr Bekannter und Vertrauensmann von ihr erhalten können. Übrigens hörte ich ſpäter, daß die Sachen von vielen Bekannten und Verwandten der Ermordeten erkannt worden wären. Aber wieder war es auch dieſes Mal der Sache nicht beſtimmt, zu einem Abſchluß zu kommen. — Fünf Tage nachher erfuhren wir alle, daß er erkrankt war, und man meinte allgemein, es ſei ein Herzleiden; auch wurde bekannt, daß ſeine Frau alle Doktoren zuſammenberufen hatte, damit ſie ihn auf ſeinen Geiſteszuſtand hin unterſuchten. Deren Urteil aber lautete — Geiſtesſtörung. Ich ſagte niemandem etwas von dem, was ich wußte, obgleich man mich über ihn ausfragen wollte; als ich ihn aber zu beſuchen wünſchte, da überhäufte man mich mit Vorwürfen, beſonders ſeine Gemahlin tat es: Sie ſind es, der ihn ſo erſchüttert hat, wenn er auch ſchon früher immer finſter war, ſo iſt doch allen ſeine ungewöhnliche Erregung, ſein ſonderbares Benehmen in jüngſter Zeit aufgefallen. Sie haben ihn ins Verderben geſtürzt, haben ihn beeinflußt, er hat den ganzen Monat nur bei Ihnen geſeſſen." Und nicht nur ſeine Frau, nein, alle in der Stadt ſtürzten ſich auf mich und beſchuldigten mich. „Das alles haben Sie getan." Ich ſchwieg, und in meinem Herzen freute ich mich; ich erkannte die Gnade Gottes gegen ihn, der ſich aus

eigener Kraft aufgerichtet hatte. An eine Geiſtesſtörung glaubte ich ſelbſtverſtändlich nicht. Schließlich ließ man mich zu ihm: er hatte darauf beſtanden — um ſich von mir zu verabſchieden. Ich trat zu ihm ins Zimmer und bemerkte ſofort, daß nicht nur ſeine Tage, ſondern ſeine Stunden gezählt waren. Er war ſchwach, gelb, und ſeine Hände zitterten; er atmete ſchwer, doch ſein Blick war freudig und gerührt.

„Es iſt vollbracht! lange ſchon habe ich mich danach geſehnt mit dir zu ſprechen, warum kamſt du nicht?“

Ich ſagte ihm nicht, daß man mich nicht vorgelaſſen hatte.

„Gott erbarmt ſich meiner und ruft mich zu ſich. Ich weiß, daß ich ſterbe, aber Freude und Friede fühle ich jetzt nach ſo viel Jahren zum erſtenmal in meinem Herzen. Sofort erſchloß ſich in meiner Seele das Paradies, ſobald ich's nur ausgeführt hatte! Jetzt wage ich wieder, meine Kinder zu lieben und zu liebkoſen. Man glaubt mir nicht, weder meine Frau noch meine Richter. Meine Kinder werden mir niemals glauben. Darin ſehe ich Gottes Gnade zu meinen Kindern. Ich ſterbe und mein Name bleibt für ſie unbefleckt. Und ich fühle ſchon im voraus den ewigen Gott, und mein Herz freut ſich wie im Paradieſe . . . Ich habe meine Schuldigkeit getan . . .“

Er konnte nicht weiter ſprechen, er atmete ſchwer, heiß drückte er mir die Hand, und mit glänzenden Augen ſah er mich an. Doch lange konnten wir nicht zuſammen bleiben; ſeine Frau kam immer wieder ins

Zimmer, um nach uns zu ſehen. Doch konnte er mir noch zuflüſtern:

„Erinnerſt du dich, wie ich das letztemal zu dir kam, um Mitternacht? Ich befahl dir, das zu behalten. Weißt du, warum ich wieder bei dir eintrat? Ich wollte dich erſchlagen!“

Ich ſchrak zuſammen.

„Ich kam — damals — von dir. In der Dunkelheit wanderte ich durch die Straßen und kämpfte mit mir. Und plötzlich haßte ich dich ſo ſehr, daß mein Herz es kaum ertragen konnte. ‚Jetzt,‘ dachte ich, ‚iſt er der einzige, der es weiß und mein Richter iſt, und jetzt kann ich gar nicht mehr meiner Strafe entgehen.‘ Nicht, daß ich fürchtete, du würdeſt mich verraten, daran habe ich mit keinem Gedanken gedacht, aber ich ſagte mir: ‚Wie werde ich ihm noch in die Augen ſehen können, wenn ich es nicht morgen tue?‘ Und wenn du auch am Ende der Welt wäreſt, es wäre mir einerlei, ſo lebteſt du doch, und der Gedanke, daß du lebſt und alles weißt und mich verurteilſt, dieſer Gedanke wäre mir unerträglich geweſen. Ich haßte dich, als wäreſt du der Grund zu allem, und als wäreſt du an allem ſchuld. Ich kehrte damals zu dir zurück, denn ich wußte, auf deinem Tiſch lag dein Dolch. Ich ſetzte mich und bat dich, dich gleichfalls zu ſetzen, und ich überlegte es mir noch eine Minute lang. Wenn ich dich aber getötet hätte, ſo wäre ich dieſes Mordes wegen zugrunde gegangen, ſelbſt wenn ich von meinem früheren Verbrechen nichts geſagt hätte. Doch daran dachte ich nicht und wollte ich auch in dieſer Minute nicht denken. Ich haßte dich und wollte mich für alles

an dir rächen. Aber Gott beſiegte den Teufel in meinem Herzen. Wiſſe aber, daß du dem Tode nie näher geweſen biſt."

Nach einer Woche ſtarb er. Seinem Sarge folgte die ganze Stadt. Der Oberprieſter hielt eine gefühlvolle Rede. Nach ſeinem Tode aber wandte ſich die ganze Stadt gegen mich, man trieb es ſogar ſo weit, daß man mich nicht mehr empfing. Einige wiederum, und zuerſt waren es eben nur einige, ſpäter aber wurden es mehr und mehr, fingen an, ſeinen Ausſagen zu glauben; ſie kamen zu mir und fragten mich mit großer Neugier und Freude: der Menſch freut ſich doch ſo über den Fall des Gerechten und deſſen Schande. Ich aber ſchwieg und verließ bald darauf die Stadt. Nach fünf Monaten fand mich Gott für würdig, den einzigen feſten und wunderbaren Weg zu betreten, und ich ſegnete den Fingerzeig, der mich auf dieſen Weg gewieſen hatte. Doch ſeiner gedenke ich fortwährend, und ich ſchließe ihn bis auf den heutigen Tag in meine Gebete ein.

III.

Aus den Geſprächen und Predigten des Staretz Soſſima

c) Einiges über den ruſſiſchen Mönch und ſeine Bedeutung

Meine Väter und Lehrer, was iſt ein Mönch? In unſeren Tagen wird das Wort in der aufgeklärten Welt von einigen mit Spott, von anderen ſogar als

Schimpfwort gebraucht. Und leider, es ist nur zu wahr, es gibt unter den Mönchen viele Müßiggänger, Tagediebe, Wollüstlinge und gewöhnliche Landstreicher. Auf diese weisen die gebildeten weltlichen Leute hin: „Ihr seid Faulenzer und unnütze Glieder der Gesellschaft," sagen sie, „ihr lebt von fremder Arbeit und seid schamlose Bettler!" Indessen gibt es doch so viele unter den Mönchen, die fromm und demütig sind, die die Einsamkeit suchen, und die nach Stille und Gebet verlangt. Auf diese weist man nicht hin, sondern übergeht sie mit Schweigen. Wie sehr aber werden sie sich wundern, wenn ich sage, daß von den Gebeten dieser Demütigen und nach Einsamkeit und Stille sich Sehnenden die Rettung Rußlands ausgehen wird. Denn in Wahrheit werden sie sich in der Stille vorbereitet haben „auf den Tag und die Stunde, auf den Monat und auf das Jahr". Das Vorbild Christi bewahren sie herrlich und unverfälscht in seiner göttlichen Reinheit und Wahrheit dort in ihrer Einsamkeit auf, so wie es uns von unseren alten Kirchenvätern, Aposteln und Märtyrern überliefert worden ist, und wenn es nötig werden wird, so werden sie es der weltlichen, zusammenstürzenden Wahrheit entgegenstellen. Das ist ein großer Gedanke. Im Osten wird dieses Licht aufgehen.

So denke ich über den Mönch, und sollte das wirklich falsch, sollte das wirklich anmaßend sein? Seht auf die Weltlichen und auf alle, die sich über das Gottesvolk erheben, ist in ihnen nicht die Wahrheit Gottes verloren gegangen? Sie haben die Wissenschaft und in der Wissenschaft nur das, was den Sinnen

unterworfen ist. Die geistige Welt, die höhere erhabenere Hälfte des menschlichen Wesens, wird vollständig geleugnet und wird mit einer gewissen Genugtuung und sogar mit Haß ganz und gar abgeschafft. Besonders in letzterer Zeit hat die Welt die Freiheit proklamiert, aber was sehen wir in ihrer Freiheit? Nichts als Sklaverei und Selbstmord! Denn die Welt sagt: „Hast du Bedürfnisse, so befriedige sie, denn du hast dieselben Rechte wie die Reichen und Vornehmen. Fürchte dich nicht, sie zu befriedigen, sondern vermehre und steigere sie noch.“ Das ist die gegenwärtige Lehre der Welt. Darin sieht man jetzt die Freiheit. Und was ergibt sich aus diesem Recht auf die Vergrößerung der Bedürfnisse? Bei den Reichen die Isolierung und der geistige und seelische Selbstmord. Bei den Armen dagegen — Haß und Totschlag, denn die Ansprüche wurden ihnen allerdings gegeben, doch die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse wurden ihnen nicht angewiesen. Man versichert, daß die Welt sich immer mehr vereinheitlichen und zu einer brüderlichen Gemeinschaft ausbilden werde dadurch, daß die Entfernung jetzt abgekürzt ist und der Gedanke durch die Luft vermittelt wird. Oh, glaubt nicht an diese Einheit der Menschen! Wenn man die Freiheit als Unbeschränktheit und schnelle Befriedigung seiner Wünsche auffaßt, so verdirbt man seine Natur, denn man ruft in sich eine Menge sinnloser und dummer Wünsche und Gewohnheiten hervor, und die alleralbernsten Einfälle. Man lebt nur, um sich gegenseitig zu beneiden, zur Befriedigung der Wollust und des Hochmuts. Diners, Ausfahrten, Equipagen, Auszeichnungen,

Sklaven, Diener, Untergebene zu haben, wird zu einem ſo unumgänglichen Bedürfnis, daß man ſogar ſein Leben, ſeine Ehre, ſeine Menſchenliebe opfert, nur um dieſes Bedürfnis zu befriedigen, und man nimmt ſich womöglich das Leben, wenn man das nicht mehr tun kann. Auch bei denjenigen, die nicht reich ſind, ſieht man dasſelbe. Die Armen aber betäuben ihre unbefriedigten Wünſche und ihren Neid mit Branntwein. Es wird aber noch dahin kommen, daß dieſe ſich, ſtatt an Branntwein, an Blut betrinken werden. Jetzt frage ich euch: Iſt denn ſolch ein Menſch frei? Ich kannte einen „Kämpfer für die Idee", der mir ſelbſt erzählte, daß er, als man ihm im Gefängnis den Tabak entzog, dermaßen durch dieſe Entbehrung gequält worden ſei, daß er, wenn er gekonnt hätte, hingegangen wäre, um ſeine Idee „für Tabak" zu verkaufen. Solch einer alſo „geht für die Menſchheit kämpfen". Wie weit geht er damit, und wozu iſt er fähig? Vielleicht noch zu einer raſchen Tat, denn Ausdauer wird er nie haben. Und iſt das nicht merkwürdig, wie ſie, ſtatt in Freiheit zu kommen, in Sklaverei verfallen, und ſtatt der Bruderliebe und der Einigung der Menſchheit zu dienen, geraten ſie im Gegenteil nur, wie in meiner Jugend mein geheimnisvoller Gaſt dies ſchon behauptete, in Vereinſamung und Iſolierung. Daher ſtirbt in der Welt das Bewußtſein, daß man im Dienſte der Menſchheit ſteht, vollſtändig aus. Der Vorſtellung von Brüderlichkeit und innerer Zuſammengehörigkeit der Menſchen begegnet man in Wahrheit nur mit Spott, denn wie ſollen ſie von ihren Gewohnheiten laſſen? Wohin will ſo ein Unfreier mit all ſeinen

unzähligen Bedürfnissen, die er sich selbst ausgedacht hat? Nur in die Isolierung führt es ihn! Und was hat er mit dem Ganzen zu schaffen? Erreicht haben sie damit nichts anderes, als daß sie an Besitz wohl reicher, an Freude aber ärmer geworden sind.

Etwas anderes ist es mit der Laufbahn des Mönches. Über den Gehorsam, über Fasten und Gebet lacht man, während gerade in ihnen der Weg zur wirklichen und wahrhaften Freiheit zu finden ist. Ich vernichte in mir die überflüssigen und unnötigen Bedürfnisse, meinen selbstherrlichen und stolzen Willen geißle ich und bezwinge ich durch Gehorsam, und erreiche mit Gottes Hilfe die Freiheit des Geistes und mit ihr die Geistesfreudigkeit! Wer von ihnen wird fähiger sein, einer großen Idee zu dienen — der isolierte Reiche oder der von jeglicher Tyrannei seiner Gewohnheiten und seines Besitzes Befreite? Dem Mönche macht man seine Vereinsamung zum Vorwurf: „Du rettest dich in das Kloster, vergißt aber dabei, brüderlich deinem Mitmenschen zu dienen." Sehen wir doch zu, wer mehr Bruderliebe betätigt. Die Isolierung ist nicht bei uns, sondern bei ihnen, nur sehen sie das nicht ein. Von uns aber sind (und das schon von alters her) diejenigen gekommen, die für das Volk gewirkt haben, warum sollte es auch jetzt nicht solche unter uns geben? Unsere demütigen Faster und großen Schweiger werden sich erheben und große Taten vollführen. Vom Volke wird Rußlands Rettung kommen. Das russische Kloster war von jeher mit dem Volke. Wenn das Volk abgesondert lebt, so leben auch wir in der Absonderung. Das Volk glaubt auf unsere

Weiſe, und eine ungläubige Kraft, ſei ſie noch ſo aufrichtigen Herzens und genialen Geiſtes, kann bei uns in Rußland nichts erreichen. Behaltet das. Das Volk, wenn es dem Atheiſten begegnet, wird ihn bewältigen und wird ſich als einiges rechtgläubiges Rußland gegen ihn aufrichten. Bewahrt das Volk und bewahrt ſein Herz, in der Stille erzieht es. Das wäre die Aufgabe unſeres Mönches, denn ſein Volk iſt das Gottträger-Volk.

f) Einiges über Herren und Diener: Kann es zwiſchen Herr und Diener eine geiſtige Bruderſchaft geben?

Mein Gott, wer kann ſagen, daß es im Volke keine Sünde gäbe! Die Flamme der Vernichtung und des Verderbens vergrößert ſich ſichtbar und ſtündlich. Auch ins Volk dringt die Iſolierung: Wucherer und Freiſchlucker treten auf, der Händler und Kaufmann will immer mehr geehrt ſein, bemüht ſich, den Gebildeten zu ſpielen, ohne Bildung zu beſitzen, und vernachläſſigt darum mit Abſicht die alten Volksbräuche und ſchämt ſich des Glaubens ſeiner Väter. Er fährt zu Fürſten zum Beſuch und iſt dabei doch nichts anderes als ein verdorbener Bauer. Das Volk hat ſich der Trunkſucht ergeben: es iſt durch ſie wie angefault und kann ſich nicht mehr davon losreißen. Wieviel Grauſamkeit ſehen wir oftmals im Verhalten des Mannes zu ſeiner Familie, ſeiner Frau und ſogar den Kindern gegenüber: alles das kommt von der Trunkſucht. In den Fabriken habe ich neunjährige

Kinder geſehen, ſchwächlich, abgezehrt, gekrümmt und ſchon verdorben. Stickige Räume, das Getöſe der Maſchinen und den ganzen Gottestag über Arbeit, häßliche, unanſtändige Reden und Branntwein, Branntwein! Iſt es denn das, was die Seele eines ſo kleinen Kindes bedarf? Es hat Sonne nötig und Spiele und in allem ein gutes Beiſpiel und Liebe, wenn auch nur ein Tröpfchen Liebe zu ihm. Auf daß es geſchehe, Mönche, auf daß die Quälerei der Kinder aufhöre, erhebt euch ſchneller und predigt dagegen. Gott wird Rußland retten, denn wenn das Volk auch verdorben iſt und ſich von der Schande und Sünde nicht losmachen kann, ſo weiß der Einfache doch, daß Gott ſeine Sünde verflucht, und daß er ſchlecht handelt, wenn er ſündigt. So daß unſer Volk trotz allem unerſchütterlich an die Wahrheit glaubt, Gott anbetet und über ſeine Sünden weint. Nicht ſo aber iſt es bei den Höheren. Die wollen ſich nach der Wiſſenſchaft und nach ihrem eigenen Verſtande, doch vor allem ohne Chriſtus, hier auf Erden einrichten und behaupten daher, es gäbe kein Verbrechen, es gäbe keine Sünde. Und in ihrer Art haben ſie auch recht: wenn es keinen Gott gibt, wie kann es dann ein Verbrechen geben? In Europa erhebt ſich ſchon das Volk gegen die Reichen, und ihre Rädelsführer predigen die Gewalt und das Blutvergießen und behaupten, daß ihr Zorn ein gerechter ſei. Doch verflucht ſei ihr Zorn, denn er iſt grauſam, d. h. ohne Barmherzigkeit. Rußland aber wird Gott der Herr erretten, wie er es ſchon oft errettet hat. Aus dem Volk wird die Rettung kommen, aus ſeinem Glauben und ſeiner Demut.

Meine Väter und Lehrer, bewahret den Glauben des Volkes, denn er iſt kein leerer Traum: mein ganzes Leben lang bin ich von ſeiner Größe, von ſeiner herrlichen und aufrichtigen Würde ergriffen geweſen. Ich habe es ſelbſt geſehen und habe geſtaunt, ich kann es bezeugen trotz der Finſternis und des ärmlichen und unanſehnlichen Ausſehens unſeres Volkes. Es iſt nicht kriechend trotz ſeiner zwei Jahrhunderte langen Sklaverei, die es unter den Tataren durchgemacht hat. Frei iſt ſein Äußeres und ſein Betragen, frei iſt es, ohne einen dabei zu beleidigen. Und nie iſt unſer Volk rachſüchtig und nie neidiſch. „Du biſt bedeutend, biſt reich, biſt klug und talentvoll — möge Gott dich ſegnen. Ich achte dich, doch wiſſe, daß auch ich ein Menſch bin. Darin, daß ich dich neidlos achte, darin beſteht meine eigene Menſchenwürde vor dir.“ In Wahrheit iſt es ſo, denn wenn ſie ſich auch nicht ſo auszudrücken verſtehen, ſo handeln ſie doch danach, ich ſelbſt habe es geſehen, ich ſelbſt habe es erfahren, und glaubet mir: je ärmer und niedriger unſer ruſſiſcher Mann iſt, um ſo eher iſt in ihm dieſe herrliche Wahrhaftigkeit zu finden. Die Reichen von ihnen, die Wucherer und Schmarotzer, ſind auch ſchon verdorben, und vieles, vieles iſt von unſerer Unachtſamkeit und Nachläſſigkeit gekommen. Aber Gott wird ſeine Kinder erretten, denn groß iſt Rußland in ſeiner Demut. Ich träume von unſerer Zukunft, und ſchon ſehe ich ſie emporſteigen. Und es wird ſo ſein, daß unſer verderbteſter Reicher ſich ſeines Reichtums vor dem Armen ſchämen wird, und der Arme wird ſeine Demut verſtehen und wird ihm mit Freuden den Vorrang laſſen, der ihm zukommt,

und ſeine edle Scham mit Wohlwollen vergelten. Glaubet mir, ſo wird es enden; darauf geht es hinaus. Die Gleichheit beſteht in der menſchlichen, geiſtigen Würde, und das wird man nur bei uns verſtehen. Wenn es Brüder gibt, dann wird es auch eine Brüderſchaft geben, früher aber werden ſie nie miteinander teilen. Das Vorbild Chriſti bewahren wir, und es wird wieder wie ein koſtbares Juwel der ganzen Welt leuchten . . . Und alſo geſchehe es!

Meine Väter und Lehrer, ich erlebte einmal etwas ſehr Rührendes. Auf meiner Wanderſchaft traf ich in der Gouvernementsſtadt K. meinen früheren Burſchen Afanaſſij, den ich ſeit der Zeit, ungefähr ſeit acht Jahren, als wir auseinander gegangen waren, nicht wieder geſehen hatte. Er ſah mich zufällig in einem Kaufhauſe, erkannte mich und ſtürzte auf mich zu. Mein Gott, wie lief er herbei, und wie freute er ſich: „Väterchen, Herr ſind Sie denn das wirklich? Täuſchen mich nicht meine Augen?“ Er führte mich zu ſich. Er hatte ſchon den Dienſt verlaſſen, war verheiratet und hatte zwei Kinderchen. Er lebte mit ſeiner Frau von einem kleinen Kramladen, den ſie im Kaufhauſe beſaßen. Das Zimmerchen, in das er mich führte, war ärmlich, aber ſauber und hell. Er nötigte mich, Platz zu nehmen, ſtellte den Sſamowar auf, ſchickte nach ſeiner Frau, ganz als ob es für ihn ein Feiertag wäre, daß ich zu ihm gekommen war. Er führte mir ſeine Kinder zu: „Segne ſie, Väterchen,“ bat er. — „Kommt es mir einfachem demütigem Menſchen denn zu, andere zu ſegnen,“ antwortete ich ihm, „ich werde zu Gott für ſie beten. Auch für dich, Afanaſſij

Pawlowitſch, bete ich; ſeit jenem Tage bete ich täglich für dich zu Gott, denn durch dich iſt alles ſo gekommen, wie es jetzt iſt.“ Und ich erklärte ihm das, ſo gut ich konnte. Wie war dem Menſchen wohl zumute: er konnte immer noch nicht faſſen, daß ich, der ich jetzt vor ihm in ſolch einer Geſtalt und Kleidung ſtand, ſein früherer Herr und ſein junger Leutnant war. — Er fing ſogar zu weinen an. „Warum weinſt du,“ fragte ich ihn, „du unvergeßlicher Menſch, freuen ſollte ſich deine Seele über mich, mein Lieber, denn freudig und hell iſt mein Weg.“ Viel ſprach er nicht, aber er ſeufzte und ſchüttelte wehmütig den Kopf. „Wo iſt denn Ihr Reichtum geblieben?“ Ich antwortete ihm: „Habe ihn dem Kloſter gegeben, wir leben dort alle in Gemeinſchaft.“ Nach dem Tee verabſchiedete ich mich von ihnen, und plötzlich brachte er mir fünfzig Kopeken fürs Kloſter, und was ſehe ich, andere fünfzig Kopeken ſteckte er mir noch heimlich in die Hand und beeilte ſich dabei zu ſagen: „Das iſt für Sie, den ſonderbaren Wanderer, es kommt Ihnen vielleicht zuſtatten, Väterchen.“ Ich nahm das Geld, verbeugte mich vor ihm und vor ſeiner Frau und ging erfreut davon. Auf dem Wege dachte ich noch: „Jetzt werden wir beide, er bei ſich und ich unterwegs, ſeufzen und lächeln, in der Freude des Herzens den Kopf wiegen, daran denkend, wie Gott uns zuſammengeführt hat.“ Seit der Zeit habe ich ihn nicht wieder geſehen. Ich war ſein Herr, er war mein Diener geweſen, nun aber, nachdem wir uns fromm und in Liebe geküßt hatten, hatte ſich in uns die große Menſchenvereinigung vollzogen. Ich habe viel darüber nachgedacht und jetzt

frage ich mich: Iſt es denn wirklich ſo undankbar, daß dieſe große Einigung voll Herzenseinfalt ſich einmal überall in unſerem Rußland vollziehen könnte? Ich glaube daran, daß ſie ſich vollziehen wird, und daß die Zeit ſchon vor der Tür ſteht.

Über die Diener füge ich aber noch folgendes hinzu: Früher in meiner Jugend ärgerte ich mich viel über ſie: die Köchin hatte zu heiß angerichtet oder der Burſche die Kleider nicht genügend rein gebürſtet. Aber plötzlich leuchtete der Gedanke meines lieben Bruders in mir auf, den ich in meiner Kindheit oftmals von ihm ausſprechen gehört hatte: „Bin ich wert, daß ein anderer mich bedient, und habe ich das Recht, ihn wegen ſeiner Armut und Unwiſſenheit ſchlecht zu behandeln?“ Ich war erſtaunt damals, wie die allereinfachſten und klarſten Gedanken uns ſo ſpät in den Sinn kommen. Ohne Diener kann die Welt nicht auskommen, aber du ſollſt ſo handeln, daß dein Diener freier im Geiſte iſt, als er wäre, wenn er nicht dein Diener ſein würde. Und warum ſoll ich nicht meinem Diener ein Diener ſein, und zwar ſo, daß er fühlt, daß ich es ohne jeglichen Stolz oder Hochmut meinerſeits bin — und ohne in ihm Mißtrauen zu erwecken? Warum ſoll ich zu meinem Diener nicht ſein wie zu einem Verwandten, und warum ſoll ich ihn nicht ganz in meine Familie aufnehmen und mich deſſen freuen? Das iſt auch jetzt ſchon ausführbar und würde zur Grundlage der großen zukünftigen Einigung der Menſchen dienen, in der der Menſch ſich keine Diener ſuchen und nicht mehr wünſchen wird, ſeinesgleichen ſich dienſtbar zu machen, wie er jetzt tut,

ſondern im Gegenteil, aus allen Kräften wünſchen wird, allen ein Diener nach dem Evangelium zu werden. Und iſt das wirklich nur ein Traum, daß der Menſch ſchließlich ſeine Freude in Fortſchritten der Erleuchtung und Mildtätigkeit finden wird und nicht an den grauſamen Freuden der Üppigkeit, Unzucht, Hoffart, Prahlerei und in der Überhebung des einen über den anderen? Ich glaube feſt daran, daß dieſe Zeit nicht mehr fern iſt. Man wird wohl lachend fragen: wann wird denn dieſe Zeit kommen, und wird ſie dann auch dieſem Traume ähnlich ſein? Ich aber denke, daß wir mit dem Vorbild Chriſti dieſe große Tat vollführen werden. Wieviel Ideen gibt es doch auf der Erde und in der Geſchichte der Menſchheit, die noch vor zehn Jahren undenkbar waren, und die doch plötzlich auftauchten, als für ſie die geheimnisvolle Stunde geſchlagen hatte, und die ſich dann über die ganze Erde verbreiteten. So wird es auch bei uns ſein, unſer Volk wird die Welt erleuchten, und die ganze Welt wird ſagen: „Der Stein, den die Baumeiſter verwarfen, iſt zum Eckſtein geworden.“ Und die Spötter ſollte man fragen: Wenn das bei uns nur Träume ſein ſollen, wie werdet ihr dann euer Gebäude nur mit eurem Verſtande und ohne Chriſtus aufbauen? An ihre Verſicherung, daß auch ſie auf ihrem Wege ſchließlich zur Einigung der Menſchheit gelangen werden, glauben in Wahrheit nur die Einfältigſten unter ihnen, und über dieſe Einfältigkeit kann man ſich wirklich nur wundern, denn wahrlich ihre phantaſtiſchen Träume bauen ſich auf keiner einzigen Tatſache auf. Sie denken alles ohne Chriſtum gerecht aufzubauen, aber ſie

werden damit enden, daß sie die Welt mit Blut überschwemmen, denn Blut schreit nach Blut, und das Schwert wird nur durch das Schwert vergehen. Und wenn die Verheißung Christi nicht wäre, so würden sie sich auf Erden gegenseitig bis auf die zwei letzten Menschen vertilgen. Auch diese letzten Zwei würden nicht verstehen, sich in ihrem Stolze zu bändigen, so daß der Letzte den Vorletzten vernichten würde und zuletzt sich selbst. So würde es geschehen, wenn die Welt nicht durch die Verheißung Christi um der Frommen und Demütigen willen erhalten bliebe. Damals, nach dem Duell, sprach ich, noch in der Offiziersuniform, in der Gesellschaft einmal über diese Frage, und ich erinnere mich, alle waren sie erstaunt über mich: „Was, sollen wir unsere Dienstboten auf das Sofa setzen und ihnen den Tee reichen?“ Ich gab ihnen aber zur Antwort: „Warum denn nicht, und wenn es auch nur ein einziges Mal geschieht?“ Sie lachten darüber. Ihre Frage war leichtsinnig, und meine Antwort war unklar, aber ich denke, etwas Wahres war doch in ihr enthalten.

g) Vom Gebet, von der Liebe und von der Berührung mit anderen Welten

Jüngling, vergiß nicht das Gebet. Jedesmal, wenn dein Gebet aufrichtig ist, taucht eine neue Empfindung in dir auf und mit ihr ein neuer Gedanke, den du früher nicht gekannt hast; er wird dich von neuem stärken, und du wirst begreifen, daß Gebet Erziehung ist. Vergiß auch nicht, jeden Tag und so oft

du nur kannſt, alſo zu beten: „Herr, erbarme dich aller, die vor dich hintreten.“ Denn in jeder Stunde und in jedem Augenblick verlaſſen Tauſende von Menſchen ihr Leben auf dieſer Erde, und ihre Seelen treten vor Gott — und viele von ihnen ſcheiden einſam von dieſer Erde, von niemand gekannt, in Kummer und Trauer, daß ſich niemand um ſie bekümmert, ja, nicht einmal gewußt hat, ob ſie gelebt haben oder nicht. Und ſiehe, vom anderen Ende der Welt erhebt ſich dein Gebet zu dem Herrn und bittet um die Seelenruhe des Verlaſſenen, obgleich du ihn nicht kannteſt und er nicht dich. Wie wird es aber ſeiner Seele ſein, wenn er in dem Augenblick, da er in Furcht vor Gott ſteht, fühlt, daß auch für ihn jemand betet, und daß auf der Erde ein menſchliches Weſen lebt, das auch ihn lieb hat? Ja, und auch Gott wird milde auf euch beide ſchauen, denn haſt ſelbſt du mit ihm Mitleid, um wieviel mehr wird er Mitleid haben, der ſo unendlich viel mildtätiger und mitleidiger iſt als du? Und er wird ihm vielleicht um deinetwillen vergeben. Brüder, vor der Sünde der Menſchen ſchreckt nicht zurück, liebet den Menſchen auch in ſeiner Sünde, denn das iſt das Ebenbild der göttlichen Liebe und das Höchſte der Liebe. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, das ganze All, wie jedes Sandkörnchen. Jedes Blättchen, jeden Strahl Gottes liebet. Liebet die Tiere, liebet jegliches Gewächs und jegliches Ding. Wenn du jedes Ding lieben wirſt, ſo wird ſich dir das Geheimnis Gottes in den Dingen offenbaren. Iſt dir dies offenbar geworden, ſo wirſt du jeden Tag immer mehr und mehr die Wahrheit erkennen. Und ſchließ-

lich wirſt du die ganze Welt mit allumfaſſender Liebe umſpannen. Liebet die Tiere, denn Gott hat ihnen den Urgrund des Denkens und harmloſe Freudigkeit verliehen. Stört ſie nicht, quält ſie nicht, nehmet ihnen nicht die Freude, handelt dem Gedanken Gottes nicht zuwider. Der Menſch überhebe ſich nicht den Tieren gegenüber, ſie ſind ſündlos, du aber, Menſch, mit deiner Größe, du verſetzeſt mit deinem Erſcheinen die Erde in Fäulnis und läßt Spuren der Verweſung hinter dir, und leider tut das faſt jeder von uns! Beſonders liebet aber die Kinder, denn ſie ſind ſündlos wie Engel. Sie leben zu unſerer Freude, zur Reinigung unſerer Herzen als Hinweis und Beiſpiel für uns. Wehe dem, der ein Kind kränkt. Mich lehrte der Pater Anfim die Kinder lieben; er iſt gut und ſchweigſam. Auf unſerer Wanderſchaft kaufte er ihnen für die wenigen Kopeken, die man ihm ſchenkte, Pfefferkuchen und Zuckerwerk; er konnte an ihnen nicht vorübergehen, ohne daß ſein Herz erbebte. So iſt der Menſch. Vor gar manchem Gedanken bleibt man im Zweifel befangen ſtehen, beſonders wenn man die Sünden der Menſchen ſieht, und man fragt ſich: „Soll man es mit Gewalt anfaſſen oder mit demütiger Liebe?“ Entſcheide dich immer für „demütige Liebe.“ Wenn du dich ein für allemal dazu entſchloſſen haſt, ſo wirſt du die ganze Welt bezwingen. Die „demütige Liebe“ iſt eine furchtbare Kraft; ſie iſt die allergrößte Kraft, und ihresgleichen gibt es nicht. Jeden Tag, jede Stunde und jede Minute gib acht auf dich, damit dein Antlitz rein ſei. Wenn du böſe mit einem ſchlechten Wort und haßerfüllter Seele an einem Kinde vorbei-

gehſt, das du vielleicht nicht einmal beachtet haſt, und es ſieht dein häßliches und verzerrtes Antlitz — ſiehe, ſo prägt es ſich in ſein ſchutzloſes Herzchen ein. Du weißt es nicht einmal und haſt doch Schlechtes in ſein Herz geſät, und der ſchlechte Same wird aufgehen, und das alles nur, weil du in der Gegenwart des Kindes nicht auf dich acht gegeben haſt, und weil du keine umſichtige und tatkräftige Liebe in deinem Herzen hegteſt. Brüder, die Liebe iſt eine große Lehrerin, man muß verſtehen, ſie zu erwerben; das aber iſt ſehr ſchwer — man muß ſie teuer erkaufen durch lange andauernde Arbeit, denn nicht zufällig und auf einen Augenblick muß man lieben, ſondern fortwährend und ewig. Zufällig kann jeder lieben, ſogar der Böſewicht kann zufällig lieben. Mein Bruder bat die Vöglein um Verzeihung. Das ſcheint einem ſinnlos, und doch tat er recht, denn alles iſt wie ein Ozean, alles fließt und berührt ſich. An einem Ende der Welt verurſachſt du eine Bewegung, und am anderen Ende der Welt hallt ſie wider. Mag es ſinnlos ſein, die Vöglein um Verzeihung zu bitten, doch den Vögeln, den Kindern, ja, allen Tieren wäre es leichter in deiner Nähe, wenn du ſelbſt beſſer und begeiſterter wäreſt, und wenn auch nur um ein wenig mehr als ſonſt. Alles iſt wie ein Ozean, ſage ich euch. Wäreſt du beſſer, ſo würdeſt du auch zu den Vöglein beten, in Begeiſterung und Verzückung, gequält von deiner allumfaſſenden Liebe, und du würdeſt bitten, daß ſie dir deine Sünde verzeihen. Halte feſt deine Begeiſterung, wie ſinnlos ſie den Menſchen auch ſcheine.

Meine Freunde, bittet Gott um Fröhlichkeit, ſeid

fröhlich wie die Kinder, wie die Vögel des Himmels. Und die Sünde der Menſchen ſoll euch nicht bekümmern in eurer Tätigkeit, und fürchtet euch nicht, daß ſie euch an der Vollendung eurer Tat hindern könnte, ſaget nicht: „Stark iſt die Sünde, ſtark iſt die Ehrloſigkeit, ſtark iſt die ſchlechte Umgebung, wir ſtehen allein und ſind machtlos, die ſchlechten Einflüſſe werden uns verderben und uns an der Vollendung unſeres guten Werkes hindern.“ Laßt ſolch eine Verzagtheit fern von euch ſein, meine Kinder! Dafür gibt es nur eine Rettung. Mache dich ſelbſt für die Sünden der Menſchen verantwortlich. Ja, mein Freund, es iſt in Wahrheit ſo, wenn du dich nur aufrichtig für alle und alles verantwortlich machſt, ſo wirſt du auch einſehen, daß es in der Tat ſo iſt, daß du allen gegenüber für alle ſchuldig biſt. Wenn du aber deine Faulheit und deine Ohnmacht den Menſchen zur Laſt legſt, ſo wirſt du in ſataniſchen Hochmut verfallen und wider Gott murren. Vom ſataniſchen Hochmut denke ich folgendes: Es iſt ſchwer, ihn hier auf Erden immer zu erkennen, darum können wir ihm ſo leicht verfallen, ſelbſt wenn wir meinen, groß und gut zu handeln. Ja, viele der ſtärkſten Regungen und Gefühle unſerer Natur können wir, ſolange wir auf Erden ſind, nicht durchſchauen und erkennen, aber laſſe dich nicht verführen zu denken, daß das zu deiner Rechtfertigung dienen könnte, denn der ewige Richter fragt dich nicht nach dem, was du nicht erreichen, ſondern nach dem, was du erreichen konnteſt. Du wirſt dich noch ſelbſt davon überzeugen, wenn du das berückſichtigſt, und du wirſt alles richtig erkennen und mit niemandem mehr

hadern. Wahrlich wir irren auf der Erde herum, und wenn wir das Vorbild Chriſti nicht hätten, ſo würden wir uns gänzlich verirren und ſchließlich umkommen wie das Menſchengeſchlecht vor der Sintflut. Vieles auf der Erde iſt uns verborgen, dafür iſt uns aber das geheimnisvolle Bewußtſein der lebendigen Bande mit einer anderen Welt verliehen, mit einer höheren und erhabeneren Welt, denn unſere Gedanken und Gefühle hier auf Erden wurzeln in anderen Welten. Darum behaupten auch die Philoſophen, daß man das Weſen der Dinge hier auf Erden nicht erkennen könne. Gott nahm die Samen, die er auf unſere Erde ſäte, aus anderen Welten, und es erwuchs ihm ſein Garten, und alles iſt aufgegangen, was aufgehen konnte, und alles, was wahrhaft lebendig iſt, iſt nur durch das Bewußtſein der Berührung mit den anderen geheimnisvollen Welten lebendig; wenn ſich dieſes Gefühl abſchwächt, oder wenn es abſtirbt, ſo ſtirbt auch das Lebendige in dir. Dann wirſt du auch dem Leben gegenüber gleichgültig und kannſt es ſogar haſſen. Alſo denke ich.

h) Kann man Richter über ſeinesgleichen ſein?

Vom Glauben bis ans Ende

Vergiß vor allem nicht, daß du niemandes Richter ſein kannſt. Es kann niemand auf Erden eher ein Richter eines Verbrechers ſein, als bis er eingeſehen hat, daß er genau ſolch ein Verbrecher iſt wie dieſer, der vor ihm ſteht, und daß er am Verbrechen des vor ihm Stehenden mehr als Alle ſchuld iſt. Wenn er das

erkannt hat, dann erſt kann er Richter ſein. Wie unſinnig das auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch die einzige Wahrheit. Denn wäre ich ſelbſt gerecht, ſo ſtünde vielleicht vor mir kein Verbrecher. Vermagſt du aber das Verbrechen des vor dir ſtehenden und des von deinem Herzen verurteilten Verbrechers auf dich zu nehmen, ſo tue es, ohne zu zögern, und leide für ihn; ihn ſelbſt aber entlaſſe ohne jegliche Vorwürfe. Und wenn das Geſetz dich ſelbſt zum Richter über ihn beſtimmt, ſo ſollſt du in dieſem Sinne wirken, denn er wird fortgehen und ſich viel bitterer noch verurteilen, als das Gericht es vermocht hätte. Geht er aber deiner Güte unempfindlich fort und lacht er über dich, ſo ärgere dich nicht darüber, denn das bedeutet nur, daß ſeine Zeit noch nicht gekommen iſt. Und ſollte ſie auch nie für ihn kommen, ſo iſt es gleichgültig. Wenn nicht er, ſo wird ein anderer erkennen und erleiden und wird ſich ſelbſt verurteilen und beſchuldigen, und ſo wird dem Recht Genüge getan werden. Glaube daran, glaube unverbrüchlich daran, denn gerade hierin liegt die ganze Zuverſicht und der ganze Glaube der Heiligen.

Wirke unermüdlich. Wenn du in der Nacht aus dem Schlafe erwachſt und dir ſagen mußt: „Ich habe nicht getan, was ich hätte tun ſollen," ſo erhebe dich ſofort und tue es. Wenn dich böſe und gefühlloſe Menſchen umgeben und über dich lachen und dich nicht hören wollen, ſo falle vor ihnen nieder und bitte ſie um Vergebung, denn du biſt in Wahrheit ſelbſt ſchuld daran, daß ſie dich nicht anhören wollen. Wenn du aber mit den Verbitterten nicht mehr reden kannſt, ſo diene ihnen ſchweigend und in Demut, ohne je deine Hoffnung zu

verlieren. Wenn aber alle dich verlaſſen und mit Gewalt dich von ſich ſtoßen und dich von allem ausſchließen, ſo falle zur Erde nieder und küſſe die Erde, netze ſie mit deinen Tränen, und die Erde wird aus deinen Tränen Frucht bringen, obgleich dich niemand geſehen noch gehört hat in deiner Einſamkeit. Glaube bis ans Ende, und wenn es auch ſein ſollte, daß alle ſich vom Glauben abwendeten und nur du allein treu bliebeſt, ſo bringe auch dann deine Opfer und lobe Gott. Und wenn ſich dann noch einer wie du zu dir geſellt — ſiehe, dann iſt bei euch die ganze Welt, die Welt der lebendigen Liebe: umarmt euch beide in Begeiſterung und lobet Gott, denn, wäre es auch nur in euch beiden, ſo hat ſich doch die Wahrheit Gottes bewährt.

Wenn du ſelbſt ſündigſt und zu Tode betrübt biſt wegen deiner Sünden, oder wenn du plötzlich in Sünde verfällſt, ſo freue dich über den anderen, über den Gerechten, freue dich, daß, während du ſündigteſt, er gerecht blieb.

Wenn die Bosheit der Menſchen dich bis zum Unmut und unerträglichen Kummer aufreizt, ſo daß in dir der Wunſch ſich erhebt, Rache an den Böſewichtern zu nehmen, ſo fürchte dich am meiſten vor dieſem Gefühl, gehe ſofort und ſuche dir Qualen, als wenn du allein an der Bosheit der Menſchen ſchuldig wäreſt. Nimm die Qualen auf dich und erleide ſie, und dein Herz wird ſich beruhigen, und du wirſt verſtehen, daß du ſelbſt ſchuld haſt, denn du hätteſt als einziger Reiner den Böſewichtern leuchten können, und du haſt nicht geleuchtet. Wenn du aber hätteſt leuchten können,

ſo hätteſt du mit deinem Licht anderen den Weg erleuchtet, und derjenige, der die böſe Tat vollführt hat, hätte ſie in deinem Lichte unterlaſſen. Und ſelbſt, wenn du ihnen geleuchtet hätteſt, und wenn du ſiehſt, daß du die Menſchen mit deinem Licht nicht retten kannſt, ſo verzweifle nicht an der Kraft des himmliſchen Lichtes; glaube daran, daß es ſie, wenn nicht jetzt, ſo doch ſpäter retten wird. Wenn aber auch ſie nicht gerettet werden, ſo werden es ihre Kinder, denn dein Licht ſtirbt nicht, wenn auch du ſchon geſtorben biſt. Der Gerechte geht dahin, doch ſein Licht bleibt. Sie bekehren ſich ja immer erſt nach dem Tode des Bekehrers. Das Menſchengeſchlecht erkennt ſeine Propheten nicht an und läßt ſie umkommen, aber ſeine Märtyrer liebt es und diejenigen, die ſeinetwegen gepeinigt wurden. Du arbeiteſt für das Ganze, du ſchaffſt für das Kommende. Lohn ſuche du nie, denn ohnehin iſt dein Lohn hier auf Erden groß: dieſe Freudigkeit im Geiſte erlangt nur der Gerechte. Fürchte nicht den Vornehmen und nicht den Mächtigen, und ſei immer ein Weiſer und Begeiſterter.

Halte Maß und halte die Friſt ein und lerne erkennen. Wenn du allein bleibſt, ſo bete. Liebe die Erde und bedecke ſie mit deinen Küſſen. Küſſe die Erde unermüdlich, liebe unerſättlich, liebe alle und liebe alles, ſuche die Begeiſterung und die Ekſtaſe der Liebe. Benetze die Erde mit deinen Tränen der Freude und liebe dieſe deine Tränen. Und halte dieſe deine Begeiſterung hoch, denn ſie iſt ein großes Geſchenk Gottes, das nicht vielen verliehen wird, ſondern nur den Auserwählten.

1) Von der Hölle und vom hölliſchen Feuer

Eine myſtiſche Betrachtung

Meine Väter und Lehrer, was iſt die Hölle? Ich denke, ſie iſt der Schmerz darüber, daß man nicht mehr zu lieben vermag. Nur einmal wird im unendlichen Sein, außerhalb von Zeit und Raum, einem geiſtigen Weſen mit ſeinem Erſcheinen auf der Erde die Fähigkeit verliehen, ſich zu ſagen: „Ich bin, und ich liebe.“ Einmal, nur einmal war ihm der Augenblick tätiger, lebendiger Liebe und dazu ein Leben hier auf Erden gegeben worden, und mit ihm Zeit und Gelegenheit. Dieſes glückliche Weſen aber wies dieſe unſchätzbare Gabe von ſich, ſchätzte ſie nicht, liebte nicht, ſpottete der Liebe und blieb gefühllos. Nachdem dieſes Weſen gefühllos von der Erde geſchieden war, ſchaute es Abrahams Schoß und redete mit Abraham, wie uns das Gleichnis vom Reichen und von Lazarus lehrt, und ſchaute das Paradies und konnte zum Herrn eingehen. Da fing es den Abgeſchiedenen zu quälen an, daß er zum Herrn kommt, ohne geliebt zu haben, und mit denen zuſammen treffen muß, die er zu lieben verſchmäht hatte. Denn nun ſah er klar und ſagte zu ſich ſelbſt: „Jetzt habe ich die Erkenntnis, aber wie es mich auch dürſtet zu lieben, ich kann meine Liebe jetzt doch nicht mehr betätigen, kann ihr kein Opfer mehr bringen, denn mein Erdenleben iſt nun zu Ende, und Abraham wird nicht kommen, um auch nur mit einem Tropfen lebendigen Waſſers (das wäre die Verleihung des früheren tätigen Erdenlebens) die Flamme meines

Liebesdurſtes zu kühlen, in der ich jetzt brenne, nachdem ich auf Erden zu lieben verſchmäht hatte. Zeit und Leben gibt es jetzt nicht mehr. Froh wäre ich, mein Leben für andere hinzugeben, aber auch das kann ich ja nicht mehr, denn vorüber iſt dieſes Leben, das ich der Liebe hätte zum Opfer bringen können, und jetzt liegt ein Abgrund zwiſchen jenem Leben und dieſem Sein.“ Man ſpricht vom Höllenfeuer im materiellen Sinne; ich will dieſes Myſterium nicht erforſchen und fürchte mich davor, aber wenn es wirklich eine materielle Flamme geben ſollte, ſo könnte man ſich in Wahrheit darüber freuen, denn ich denke, daß eine phyſiſche Qual doch auf einen Augenblick die viel ſchrecklichere geiſtige Qual vergeſſen macht. Und die Menſchen von dieſer ſeeliſchen Qual zu erlöſen, das iſt unmöglich, denn es iſt keine äußere, ſondern eine innere Qual. Und wenn es möglich wäre, ſie ihnen zu nehmen, ſo, denke ich, würden ſie nur noch bitterer leiden. Denn wenn die Gerechten aus dem Paradieſe beim Anblick ihrer Qualen ihnen auch verzeihen und ſie in ihrer unendlichen Liebe zu ſich nehmen würden, ſo würden ſie damit ihre Qualen nur vergrößern und die Flamme ihres Durſtes nach tätiger Liebe, die ihnen nicht mehr möglich iſt, nur noch anfachen. In der Schüchternheit meines Herzens denke ich indeſſen, daß gerade das Bewußtſein dieſer Unmöglichkeit ihnen ſchließlich zur Erleichterung dienen müßte, denn indem ſie die Liebe der Gerechten, ohne ſie erwidern zu können, annehmen müſſen, werden ſie in ihrer Demut und Ergebung ein Abbild der tätigen Liebe, die ſie auf der Erde verſchmäht haben, oder eine ihr ähnliche Be-

tätigung finden . . . Ich bedaure es, meine Brüder und Freunde, daß ich mich darüber nicht klarer auszudrücken vermag, aber wehe denen, die auf Erden sich selbst vernichteten, wehe den Selbstmördern! Ich denke, unglücklicher als diese kann keiner mehr werden. Uns wird verboten, für sie zu beten, und die Kirche wendet sich öffentlich von ihnen ab. Ich aber denke im Geheimen meiner Seele, daß man auch für sie beten kann. Um der Liebe willen wird Christus nicht zürnen. Für diese habe ich innerlich mein ganzes Leben lang gebetet, das vertraue ich euch an, meine Väter und Lehrer, und noch jetzt bete ich für sie jeden Tag.

Oh, in der Hölle gibt es auch solche, die stolz und grausam gelebt haben, trotz ihrer Erkenntnis der ganzen Wahrheit; sie sind furchtbar, die sich ganz und gar und auf immer dem Satan ergeben haben, und seinem stolzen Geiste. Für diese ist die Hölle etwas Freiwilliges und Unersättliches; sie sind aus eigenem freien Willen Märtyrer, und sie verfluchen sich selbst, indem sie Gott und das Leben verfluchen. Sie nähren sich von ihrem böswilligen Hochmut, wie ein Verhungernder in der Wüste sein Blut aus dem eigenen Körper aussaugt. Sie sind unersättlich bis in alle Ewigkeit. Sie weisen die Vergebung Gottes zurück und fluchen Gott, der sie ruft. Den lebendigen Gott können sie nicht ohne Haß erkennen, und sie verlangen, daß man das Leben Gottes vernichte, daß Gott sich selbst und seine ganze Schöpfung vernichte. Und sie werden ewig im Feuer ihres Zornes schmachten und nach Tod und Nichtsein verlangen. Doch nie wird der Tod ihnen Erlösung bringen.

Hier endigt die Handſchrift Alexei Fedorowitſch Karamaſoffs. Ich wiederhole, daß ſie nicht vollſtändig, ſondern nur bruchſtückartig iſt. Die lebensgeſchichtlichen Nachrichten umfaſſen nur die erſte Jugend des Staretz. Seine Bekenntniſſe und Meinungen ſind wohl zu einem Ganzen zuſammengeſtellt, doch ſind ſie zu ganz verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Anläſſen ausgeſprochen worden. Alles, was der Staretz in ſeinen letzten Stunden geredet hat, iſt nicht Wort für Wort wiedergegeben. Man erhält nur einen Begriff von Geiſt und Art ſeiner Unterhaltung, der ſich aus dem Zuſammenhange mit ſeinen früheren Geſprächen, die in der Handſchrift Alexei Fedorowitſchs angegeben ſind, ganz von ſelbſt ergibt. Der Tod des Staretz kam in der Tat ganz unerwartet. Wenn auch alle, die an jenem Abend verſammelt waren, wußten, daß ſein Tod nahe war, ſo hatten ſie doch keineswegs erwartet, daß er ſo plötzlich eintreten werde. Im Gegenteil, ſeine Freunde waren, wie ich ſchon vorhin bemerkte, überzeugt, da ſie ihn in dieſer Nacht ſo munter und geſprächig ſahen, daß ſein Geſundheitszuſtand ſich gebeſſert habe, und wäre es auf kurze Zeit. Wie ſie ſpäter mit Verwunderung berichteten, hatten ſie noch fünf Minuten vorher ſein nahes Ende nicht geahnt. Doch plötzlich fühlte er, ſagten ſie, einen ſtarken Schmerz in der Bruſt: er erbleichte und preßte ſeine Hand aufs Herz. Alle erhoben ſich von ihren Plätzen und drängten ſich zu ihm heran; er aber, obgleich er litt, ſah ſie noch alle mit einem Lächeln an, ließ ſich vom Seſſel auf den Fußboden gleiten und kniete nieder; darauf beugte er ſein Haupt bis

auf die Erde, breitete die Arme aus, und als hätte er in freudiger Begeiſterung die Erde geküßt und dazu gebetet, wie er ſelbſt gelehrt hatte, ſo ging ſein Geiſt ruhig und freudig in die Ewigkeit ein. Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete ſich ſofort in der Einſiedelei und gelangte auch ins Kloſter. Diejenigen, die ihm am nächſten geſtanden, und diejenigen, denen es ihrem Range nach zukam, kleideten die Leiche nach altem Brauch. Die ganze Brüderſchaft verſammelte ſich darauf in der Hauptkirche. Und ſchon vor Tagesanbruch hatte ſich das Gerücht vom Tode des Staretz auch in der Stadt verbreitet. Schon am Morgen ſprach die ganze Stadt vom Ereignis, und eine Menge Menſchen ſtrömte hin zum Kloſter. Aber davon will ich im nächſten Buche erzählen, jetzt jedoch möchte ich nur im voraus erwähnen, daß noch nicht ein Tag vergangen war, als ſich etwas ganz Unerwartetes ereignete, etwas, das im Kloſter wie in der Stadt einen ſo ſonderbaren Eindruck hinterließ, daß man ſelbſt jetzt noch, nach ſo vielen Jahren, in unſerem Städtchen eine außerordentlich lebhafte Erinnerung an dieſen für viele ſo aufregenden Tag bewahrt.

Siebentes Buch

Aljoscha

I.

Der Verwesungsgeruch

Die Leiche des entschlafenen Staretz Sossima wurde zur Bestattung in der vorgeschriebenen Weise hergerichtet. Die verstorbenen Mönche und Einsiedler werden bekanntlich nicht gewaschen, denn es heißt im großen Ritualbuch: „Wenn jemand von den Mönchen zum Herrn eingeht, so reibe der dazu auserwählte Mönch den Körper des Entschlafenen mit warmem Wasser ab, wobei er mit dem Schwamme (mit einem griechischen Schwamme) auf die Stirn, auf die Brust, auf die Hände, Füße und Knie des Verstorbenen das Zeichen des Kreuzes mache, und das sei alles.“ Beim Staretz Sossima verrichtete diesen letzten Liebesdienst Pater Paissij eigenhändig. Nach der Abreibung zog er ihm das Mönchsgewand an und legte ihm den Priestermantel um, wozu er diesen, wie es die Vorschrift verlangt, etwas einschnitt, um damit die Leiche kreuzweise umwickeln zu können. Über den Kopf der Leiche zog er die Kapuze mit dem achtarmigen Kreuz. Doch wurde die Kapuze offen gelassen und das Gesicht mit schwar-

zem Flor bedeckt. In die Hände des Entſchlafenen legte man ein Bild des Heilands. So wurde er gegen Morgen in ſeinen Sarg gebettet, der ſchon lange für ihn bereit geſtanden hatte. Den Sarg beabſichtigte man aber den ganzen Tag in der Zelle ſtehen zu laſſen, in demſelben erſten größeren Zimmer, in dem der Verſtorbene ſeine Gäſte empfangen hatte. Da der Staretz ein höheres Gelübde als die anderen Prieſtermönche abgelegt hatte, ſo mußten dieſe wie auch die Prieſterdiakonen an ſeinem Sarge nicht die Pſalmen, ſondern die Evangelien leſen. Gleich nach der Seelenmeſſe begann Pater Joſſiff mit dem Leſen, da Pater Paiſſij den ganzen Tag und die ganze Nacht leſen wollte. Vorläufig jedoch war er ſowohl, wie der Vorſteher der Einſiedelei, zu beſchäftigt und mit anderem in Anſpruch genommen. Es tat ſich nämlich, je länger deſto mehr, unter den Kloſterbrüdern und auch unter den Weltlichen, die aus der Stadt in Scharen herbeiſtrömten, eine außergewöhnliche, ja ſogar unerhört „ungebührliche" Aufregung und ungeduldige Erwartung kund. Der Vorſteher und Pater Paiſſij taten alles, um die erregten Gemüter zu beruhigen. Als es Tag wurde, kamen aus der Stadt ſogar Kranke, die noch andere Kranke herbeiſchleppten, beſonders ihre kranken Kinder, als hätten ſie dazu gerade dieſen Tod abgewartet. Augenſcheinlich hofften ſie auf eine Heilkraft, die, wie ſie glaubten, nicht ausbleiben und ſich vielleicht unverzüglich nach dem Verſcheiden des Staretz an ſeinem Sarge kundtun werde. Da ſah man denn wieder einmal, wie ſich alle bei uns daran gewöhnt hatten, den entſchlafenen Staretz ſchon bei Lebzeiten

für einen unzweifelhaft großen Heiligen zu halten. Und es waren das durchaus nicht nur Leute aus dem einfachen Volke, die mit ihren Kranken ankamen. Dieſe ungeheure Erwartung der Gläubigen äußerte ſich faſt wie eine Forderung, und zwar ſo unverhohlen, daß ſie für Pater Paiſſij geradezu etwas Anſtößiges hatte. Wohl hatte er Ähnliches vorausgefühlt. Aber dieſer Andrang übertraf denn doch ſeine Erwartungen. Den aufgeregten Mönchen, denen er begegnete, ſagte er daher mit ernſtem Tadel: „Die Erwartung eines höheren Ereigniſſes ſo unverhohlen zu zeigen, iſt eine Leichtfertigkeit, die höchſtens bei einem Weltlichen verzeihlich wäre, ſich für uns aber nicht geziemt.“ Doch man hörte wenig auf ihn, was er ſelbſt ſehr gut merkte und ſich auch mit Unruhe im Herzen eingeſtand. Auch mußte er ſich ſagen, und es wäre nicht recht, dies hier zu verheimlichen, daß er bei ſich in der Tiefe ſeines Herzens faſt dasſelbe erwartete, obſchon er in der allzu aufdringlichen Erwartung der anderen nichts als Leichtſinn ſah. Einige von den Geſichtern, die er in der Zelle erblickte, waren ihm ganz beſonders unangenehm; ſie erweckten in ihm ein gewiſſes Vorgefühl und peinliche Bedenken. So bemerkte er in der Zelle des Entſchlafenen unter den ſich herbeidrängenden Kloſterbrüdern geradezu mit einem ſeeliſchen Widerwillen (worüber er ſich ſelbſt Vorwürfe machte) die Anweſenheit Rakitins und des Mönches aus dem fernen Obdorskſchen Kloſter, der ſich immer noch bei ihnen aufhielt; alle beide ſchienen ſie dem Pater irgendwie verdächtig, obgleich ſie nicht die einzigen waren, die man hätte verdächtigen können. Der Obdorskſche

Mönch fiel unter den übrigen Aufgeregten durch ſeine ganz beſondere Geſchäftigkeit auf: man konnte ihn überall antreffen, und überall hatte er etwas zu fragen und zu horchen, überall flüſterte er etwas mit geheimnisvoller Miene. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war ungeduldig, und er ſchien ſehr ungehalten darüber zu ſein, daß das Erwartete noch immer nicht eintraf. Was aber Rakitin anbelangt, ſo war er im beſonderen Auftrage Frau Chochlakoffs ſo früh in der Einſiedelei erſchienen. Dieſe gute, doch leider charakterſchwache Dame, die in die Einſiedelei nicht zugelaſſen werden konnte, war, als ſie kaum erwacht und die Nachricht vom Tode des Staretz vernommen hatte, von einer ſo unbezwingbaren Neugier ergriffen worden, daß ſie ſofort Rakitin beauftragt hatte, an ihrer Stelle alles zu beobachten und ſie „brieflich ſofort und in jeder halben Stunde von allem zu unterrichten". Sie hielt Rakitin für einen ſehr gottesfürchtigen und gläubigen jungen Mann — ſo gut verſtand er es, mit den Menſchen umzugehen und ſich jedem nach Wunſch anzupaſſen, wenn er darin nur den kleinſten Vorteil für ſich erblickte.

Der Tag war klar und hell, und von den anweſenden Pilgern verſammelten ſich viele an den Gräbern der Einſiedelei, die am zahlreichſten in der Nähe der Kirche lagen, aber auch ſonſt in der ganzen Einſiedelei verſtreut waren. Pater Paiſſij erinnerte ſich plötzlich, als er durch die Einſiedelei ſchritt, Aljoſchas, und es fiel ihm auf, daß er ihn ſchon lange, faſt ſeit der Nacht, nicht mehr geſehen hatte. Kaum aber hatte er an ihn gedacht, als er ihn auch ſchon in der entfernteſten Ecke der Einſiedelei, am Zaun, bemerkte, ſitzend,

auf dem Grabstein eines in hohem Alter verstorbenen Mönches, der seiner Taten wegen weit bekannt war. Er saß mit dem Rücken zur Einsiedelei, das Gesicht dem Zaune zugekehrt, als wolle er sich hinter dem Denkmal verbergen. Als Pater Paissij sich ihm näherte, bemerkte er, daß Aljoscha sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt und bitterlich weinte. Er zitterte vor Schluchzen am ganzen Körper. Pater Paissij blieb eine Weile bei ihm stehen.

„Genug, mein lieber Sohn, laß gut sein, mein Freund," sagte er schließlich mitleidig zu ihm. „Warum tust du das? Freue dich und weine nicht! Oder weißt du denn nicht, daß von allen Tagen dieser sein größter Tag ist? Wo ist er denn jetzt, in diesem Augenblick? Vergegenwärtige es dir nur!"

Aljoscha erhob sein Gesicht, das, wie bei einem kleinen Kinde, von den Tränen ganz geschwollen war; doch ohne ein Wort hervorzubringen, wandte er sich wieder um und bedeckte es von neuem mit seinen Händen.

„Nun, meinetwegen," sagte Pater Paissij nachdenklich, „meinetwegen, weine denn, Christus hat dir diese Tränen geschickt. Diese Tränen der Rührung dienen nur zur Erhöhung deiner Seele und zur Erheiterung deines lieben Herzens," fügte er noch bei sich hinzu, als er Aljoscha verließ und liebevoll an ihn dachte. Übrigens beeilte er sich, von ihm fortzukommen, denn er fühlte, daß er sonst gleichfalls zu weinen anfangen werde. Inzwischen verging die Zeit; die Feierlichkeiten und Seelenmessen nahmen ordnungsgemäß ihren Fortgang. Pater Paissij traf wieder Pater

Joſſiff am Sarge des Verſtorbenen an und löſte ihn jetzt im Evangelienleſen ab. Es war aber noch nicht drei Uhr nachmittags geworden, als ſich etwas ereignete, was ich ſchon am Ende des vorigen Buches erwähnt habe, etwas uns allen ſo Unerwartetes und das außerdem noch ſo entgegengeſetzt der allgemeinen Zuverſicht war, daß, ich wiederhole es, die ausführlichſten und albernſten Legenden von dieſem Ereigniſſe ſich bis auf den heutigen Tag in bewundernswert friſcher Erinnerung, ſowohl in unſerer Stadt, als in der ganzen Umgegend, erhalten haben. Ich füge hier noch einmal von mir perſönlich hinzu, daß es mir widerwärtig iſt, dieſes albernen, ärgerlichen und im Grunde genommen leeren und ſelbſtverſtändlichen Ereigniſſes Erwähnung zu tun, und ich würde es beſtimmt unterlaſſen, wenn es nicht auf die Seele und das Herz des ſpäteren Hauptheldenmeiner Erzählung, Aljoſcha, in gewiſſer Weiſe einen ſo außerordentlichen Einfluß gehabt hätte. Dies Ereignis führte gleichſam zu einem Bruch in ſeiner Seele, zu einem Wendepunkt in ſeinem Leben, und es feſtigte ſeinen Geiſt, indem es ihn zum erſtenmal auf ein bewußtes Ziel hinwies.

Als man noch vor Tagesanbruch die zur Beſtattung bereitete Leiche des Staretz in den Sarg legte und ihn in das erſte Zimmer, in dem er früher empfangen hatte, brachte, da wurde unter den Anweſenden die Frage laut, ob es nötig wäre, das Fenſter des Zimmers zu öffnen? Dieſe Frage, die irgend jemand nur beiläufig geſtellt hatte, wurde nicht weiter beachtet und blieb ohne Antwort. Wenn man ſie auch allgemein gehört hatte, ſo war ſie höchſtens von einigen der An-

weſenden als Abgeſchmacktheit bemerkt worden, da allen die Vorausſetzung, die Leiche dieſes Entſchlafenen könne verweſen und ihr daher Verweſungsgeruch entſtrömen, eine Annahme zu ſein ſchien, die nur Bedauern, wenn nicht Spott verdiene. So blieb die Frage unbeantwortet, da ſie doch nur tadelnswerter Kleingläubigkeit entſprungen ſein konnte. Man erwartete durchaus das Gegenteil. Und ſiehe, bald nach dem Mittag begann etwas, was von den Ein- und Ausgehenden zuerſt nur ſchweigend und für ſich im ſtillen bemerkt wurde, da jeder ſich fürchtete, dem anderen ſeinen aufſteigenden Gedanken mitzuteilen — etwas, das ſich aber um drei Uhr nachmittags ſchon ſo deutlich und unzweifelhaft bemerkbar machte, daß die Nachricht davon ſich im Augenblick durch die ganze Einſiedelei und unter allen Pilgern und Gäſten verbreitete und ſogleich auch ins Kloſter drang und die Verwunderung aller Mönche hervorrief. In kurzer Zeit erreichte ſie auch die Stadt, wo ſie alle, Gläubige wie Ungläubige, in höchſte Aufregung verſetzte. Die Ungläubigen freute es, und was die Gläubigen anbelangt, ſo fanden ſich viele unter ihnen, die ſich noch mehr darüber freuten als die Ungläubigen, denn: „die Menſchen lieben den Fall des Gerechten und ſeine Schmach“, wie der verſtorbene Staretz mehr als einmal in ſeinen Unterweiſungen geſagt hatte. Die Sache war kurz folgende: In der kleinen Zelle, in der der Tote aufgebahrt lag, begann ſich mit der Zeit immer mehr Verweſungsgeruch bemerkbar zu machen, zuerſt natürlich nur ſehr wenig, doch um drei Uhr nachmittags war ein Zweifel nicht mehr möglich, und dabei nahm der Geruch

immer noch zu. Ein ſolches Ärgernis, wie es ſich jetzt auf ſo grobe Weiſe kundtat, war ſchon lange nicht mehr vorgekommen, ja aus der ganzen Vergangenheit unſeres Kloſters konnte man ſich keines ähnlichen Falles erinnern. Die Folgen dieſes Ereigniſſes waren faſt unglaublich. Später, nach vielen Jahren, konnten ſich einige unſerer vernünftigeren Mönche, wenn ſie ſich dieſes Tages bis in alle Einzelheiten erinnerten, nicht genug darüber wundern, wie dieſes Ärgernis in ſolchem Maße hatte um ſich greifen können. Denn auch früher ſchon war es vorgekommen, daß den Leichen mancher Mönche, die einen reinen und gerechten Lebenswandel geführt hatten und als gottesfürchtige Starzen geſtorben waren, trotzdem Verweſungsgeruch entſtrömt war, ohne daß dadurch Ärger oder die geringſte Aufregung hervorgerufen worden wäre. Freilich hatte es in unſerem Kloſter auch einige gegeben, die in hohem Alter verſtorben waren, und von deren Leichen nach der Überlieferung kein Verweſungsgeruch ausgegangen ſei. Dieſe Überlieferungen machten einen geradezu myſteriöſen Eindruck auf die Brüderſchaft, und die Mönche bewahrten ſie im Gedächtnis wie etwas Herrliches und Wunderbares, wie die Verheißung eines noch größeren Ruhmes, der in Zukunft aus den Gräbern dieſer „Heiligen" aufſteigen werde, „wenn nach dem Willen Gottes die Zeit dazu kommt". Beſonders lebendig war das Andenken an den Staretz Hiob, der erſt mit hundertundfünf Jahren geſtorben und ein berühmter Glaubenseiferer, ein großer Faſter und Schweiger geweſen war. Er war ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts geſtorben, und ſein Grab

wurde mit besonderer und außerordentlicher Hochachtung allen zum erstenmal ins Kloster gekommenen Pilgern gezeigt, und geheimnisvoll wurde an ihm mancher großen Hoffnung Erwähnung getan. Es war dies dasselbe Grab, auf dem Pater Paissij Aljoscha sitzend angetroffen hatte. Wie an diesen an Altersschwäche verstorbenen Startzen, war auch die Erinnerung an einen vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen Startzen, den großen Staretz Warssonofij, noch lebendig, denselben, von dem der Staretz Sossima die Startzenwürde übernommen hatte, und der noch bei Lebzeiten von allen das Kloster besuchenden Pilgern für schwachsinnig gehalten worden war. Von diesen beiden erhielt sich die Überlieferung, daß sie in ihren Särgen wie Lebende gelegen hätten, daß sie ganz unverwest begraben worden wären, und daß ihr Antlitz im Sarge geradezu geleuchtet habe. Manche wollten sich sogar noch auf das bestimmteste erinnern, daß ihren Leichnamen Wohlgeruch entströmt sei. Aber ungeachtet aller dieser Erinnerungen, ist doch schwer, zu erklären, warum beim Sarge des Staretz Sossima eine so alberne und boshafte Erregung sich kundtat. Was meine persönliche Meinung anbelangt, so meine ich, daß hierbei die verschiedensten Gründe und Ursachen zusammentrafen: wie zum Beispiel die eingewurzelte Feindschaft gegen das Startzentum, als eine schädliche Neuerung, wie sie im Kloster und in den Köpfen und Herzen vieler Mönche gehegt wurde. Dann freilich war es hauptsächlich der Neid auf die Heiligkeit des Entschlafenen, an die schon zu dessen Lebzeiten so fest geglaubt wurde, daß es geradezu verboten schien, da-

gegen zu ſprechen. Denn obgleich der ſelige Staretz — nicht ſo ſehr durch Wunder, als gerade durch Liebe — ſo viele an ſich gezogen und um ſich eine ganze Welt von Liebe geſchaffen hatte, ſo hatte er ſich nichtsdeſtoweniger, oder ſogar gerade dadurch um ſo mehr Neider und infolgedeſſen auch erbitterte Feinde, offene und geheime, und nicht nur unter den Mönchen, ſondern auch unter den Weltlichen geſchaffen. Niemandem hatte er etwas Böſes getan. Aber ſiehe da, es hieß doch: „Warum wird er für heilig gehalten?“ Schon allein dieſe eine Frage ſchuf, da ſie immer von neuem wiederholt wurde, einen ganzen Abgrund von unerſättlicher Bosheit. Darum glaube ich, daß viele, als ſie von der Verweſung ſeines Körpers hörten und von der Schnelligkeit, mit der ſie eintrat — es war noch nicht ein Tag nach ſeinem Verſcheiden vergangen — ſich unbändig freuten. Unter denen aber, die dem Staretz ergeben waren und ihn bis dahin geachtet hatten, gab es auch ſolche, die ſich durch dieſes Ereignis faſt perſönlich gekränkt und beleidigt fühlten. Die Begebenheiten trugen ſich folgendermaßen zu.

Kaum hatte ſich der Verweſungsgeruch bemerkbar gemacht, ſo konnte man ſchon am Mienenſpiel der Mönche, die in die Zelle des Entſchlafenen eintraten, erkennen, warum ſie kamen. Sie traten ein, blieben eine Weile ſtehen, und beeilten ſich dann, ſo ſchnell als möglich den anderen, der draußen wartenden Menge, die Nachricht zu beſtätigen. Die einen von den Wartenden wiegten kummervoll das Haupt, andere aber konnten ihre Genugtuung nicht mehr verbergen, und die Schadenfreude ſprach triumphierend aus ihren bos-

haften Blicken. Und niemand rügte ſie, niemand wollte ein gutes Wort für den Toten einlegen, was doch ſonderbar war, denn dem entſchlafenen Staretz war immerhin über die Hälfte der Kloſterbrüderſchaft ergeben geweſen. Die Vorſehung aber ſchien ſelbſt zu wollen, daß die Minderheit die Oberhand behielt. In kurzer Zeit erſchienen in der Zelle auch weltliche Spione, die Gebildeten, die Kloſtergäſte. Das einfache Volk ging nicht hinein, wenn es auch an der Pforte der Einſiedelei in ganzen Scharen gedrängt ſtand. Wahr iſt, daß nach drei Uhr nachmittags, als die ärgerliche Nachricht ſich ſchon verbreitet hatte, der Beſuch der weltlichen Gäſte ſehr zunahm. Viele von den Weltlichen, die an dieſem Tage vielleicht gar nicht erſchienen wären und ſogar überhaupt nicht die Abſicht gehabt hatten, ins Kloſter zu fahren, waren jetzt aus Neugier gekommen; unter ihnen befanden ſich auch einige Perſönlichkeiten von höherem Range. Übrigens wurde äußerlich der Anſtand noch nicht verletzt, und Pater Paiſſij fuhr fort, mit ſtrengem Geſicht und lauter Stimme feſt und vernehmlich die Evangelien zu leſen, obgleich er ſchon lange die Unruhe um ſich bemerkt hatte. Und ſchließlich drangen die Stimmen auch bis zu ſeinen Ohren, zuerſt nur leiſe, doch allmählich immer vernehmlicher und kühner: „Da ſieht man, daß das Urteil Gottes anders iſt als das Urteil der Menſchen!“ hörte er plötzlich neben ſich ſagen; ein Weltlicher, ein ſtädtiſcher Beamter, hatte dieſe Worte ausgeſprochen, ein ſchon älterer Mann, der ſehr gottesfürchtig war und nun laut das wiederholte, was die Mönche ſich untereinander ſchon ſeit Stunden zugeflüſtert hatten. Das

Schlimme aber war, daß ſich in dieſen Worten allmählich faſt ein Triumph kundtat. Bald darauf wurde die mühſam bewahrte Haltung durchbrochen, und es ſchien ſogar, daß alle ſich geradezu berechtigt fühlten, ſie zu durchbrechen. „Wie kommt das nur," ſagten einige von den Mönchen, anfänglich noch bedauernd, „ſein Körper war doch nicht fleiſchig und fett, er war doch ſo hager, nur Haut und Knochen, wo kann da der Geruch herkommen?" — „Alſo kann das nur ein Fingerzeig Gottes ſein . . ." fügten eilig andere hinzu, und ihre Meinung wurde ſofort widerſpruchslos angenommen. Man wies beſonders darauf hin, daß der Leichengeruch bei einem gewöhnlichen und ſündigen Sterblichen ſich erſt viel ſpäter hätte einſtellen müſſen, wenigſtens nicht mit einer dermaßen auffallenden Schnelligkeit, im äußerſten Falle nach vierundzwanzig Stunden. „Dieſer iſt aber der Natur zuvorgekommen, folglich kann es nichts anderes ſein als ein Fingerzeig Gottes. Ja, ja, ein Hinweis Gottes iſt es!" Dieſe Auslegung machte einen großen Eindruck. Der beſcheidene Pater Joſſiff, der Liebling des Verſtorbenen, wandte ſich an etliche der Rädelsführer mit der Behauptung, daß es nicht überall ſo wäre, und daß es in der Rechtgläubigkeit ein ſolches Dogma gar nicht gäbe, wonach die Leichen der Gerechten nicht verweſen dürften, und daß das nur ein Vorurteil ſei, da man an den allerrechtgläubigſten Orten, auf dem Athos zum Beiſpiel, an dem Verweſungsgeruch der Gerechten gar keinen Anſtoß nähme und das Nichtverweſen der Leichen durchaus nicht das Hauptmerkmal der Verherrlichung der

Geretteten sei, sondern die Farbe ihrer Knochen, nachdem die Leichen schon viele Jahre in der Erde gelegen hätten. „Wenn dann die Knochen gelb wie Wachs sind, so ist das das Zeichen, daß Gott den Entschlafenen verherrlicht hat; wenn sie aber nicht gelb sind, sondern schwarz, so bedeutet es, daß Gott ihn solchen Ruhmes nicht für würdig gefunden. So ist es auf dem Athos, an diesem großen Ort, wo die Rechtgläubigkeit sich von alters her unerschütterlich in der leuchtendsten Reinheit erhalten hat," schloß Pater Josssiff. Doch die Rede des frommen Paters machte gar keinen Eindruck; sie rief sogar spöttischen Widerspruch hervor: „Das ist alles nur Gelehrsamkeit und Neuerung, das lohnt sich gar nicht anzuhören," behaupteten die Mönche unter sich. „Bei uns ist alles nach dem Alten; als ob es heutzutage noch nicht genug Neuerungen gäbe! Soll man denn alles nachahmen?" fügten andere hinzu. „Wir haben nicht weniger Heilige gehabt als sie. Die sitzen dort und haben unter dem Türkenjoch alles vergessen. Bei denen ist die Rechtgläubigkeit schon längst getrübt, sie haben nicht einmal mehr Glocken," meinten die Spötter. Pater Josssiff entfernte sich betrübt, um so mehr, als er selbst auch nur halb an seine Worte glaubte. Mit Schrecken aber bemerkte er, daß eine immer mächtigere Bewegung um sich griff und sogar der Ungehorsam sein Haupt erhob. Wie Pater Josssiff verstummten allmählich auch alle anderen vernünftigen Stimmen. Und siehe, bald waren alle, die den verstorbenen Staretz geliebt hatten und in frommem Gehorsam der Forderung des Startzentums gefolgt waren, maßlos erschrocken, und wenn

ſie ſich begegneten, wagten ſie kaum, einander anzublicken. Dagegen erhoben die Feinde des Startzentums ſtolz ihre Häupter: „Vom verſtorbenen Staretz Warſſonofij iſt nicht nur kein Verweſungsgeruch ausgegangen, ihm iſt ſogar Wohlgeruch entſtrömt," ſagten ſie ſchadenfroh und faſt triumphierend, „denn er hat nicht nur dem Startzentum gedient, ſondern war ſelbſt ein Gerechter." Die Folge davon war, daß ſie den jüngſt Verſtorbenen zu verurteilen und zu beſchuldigen anfingen: „Er hat nicht richtig gelehrt; er lehrte, daß das Leben eine große Freude und nicht eine Demütigung in Tränen ſei," ſagten einige von den Unintelligenteren. „Er glaubte nach der neuen Mode, und materielles Feuer in der Hölle erkannte er nicht an," fügten andere noch Unverſtändigere hinzu. „Im Faſten war er nicht ſtreng, er erlaubte ſich Süßigkeiten, den Tee trank er gerne mit Kirſchenmus, die Damen ſchickten ihm alles zu. Darf denn ein Einſiedler Tee trinken?" hörte man einige neidiſche Stimmen ausrufen. „Stolz aufgebläht ſaß er da," bemerkten immer erbitterter die Schadenfrohen, „für einen Heiligen hielt er ſich, man warf ſich vor ihm auf die Knie, und er nahm das als etwas Selbſtverſtändliches hin." „Das Sakrament der Beichte hat er mißbraucht," tuſchelten in boshaftem Geflüſter die heftigſten Gegner des Startzentums, und das waren die älteſten und in ihrem Gottesdienſt ſtrengſten Mönche, aufrichtige Faſter und große Schweiger, die zu Lebzeiten des Staretz geſchwiegen hatten, jetzt aber plötzlich ihren Mund auftaten, was ganz beſonders gefährlich war, da ihre Worte einen ſtarken Einfluß auf die jüngeren, in ihren Anſchauungen

noch nicht gefestigten Mönche hatten. Sehr eifrig horchte der Obdorskische Gast, der Mönch vom heiligen Silvester, auf alles, was man sprach, indem er tief aufseufzte und den Kopf hin und her wiegte: „Pater Ferapont hat gestern gerecht geurteilt, wie ich sehe," dachte er bei sich. Und siehe, da erschien Pater Ferapont plötzlich in eigener Person, um eine noch größere Verwirrung zu verursachen.

Wie ich schon früher erwähnt habe, verließ er nur selten seine kleine hölzerne Zelle im Bienengarten, ja er erschien sogar oft lange Zeit nicht einmal in der Kirche zum Gottesdienst, was man jedoch ihm, als einem Schwachsinnigen, nicht weiter nachtrug. Und schließlich wäre das auch nicht gut angegangen. Denn einem so großen Faster und Schweiger gegenüber, der Tag und Nacht betete (und oft auf den Knien liegend einschlief), wäre es geradezu kleinlich gewesen, die Einhaltung der Regeln, die für die übrigen vorgeschrieben waren, zu verlangen, wenn er sie nicht selbst einhalten wollte. „Er ist heiliger als wir alle und vollführt Schwereres, als die Regel verlangt," sagten dann die Mönche, „und wenn er nicht in die Kirche geht, so bedeutet das, daß er selbst besser weiß, wann er dahin zu gehen hat, er hat seine eigene Regel." Um die Möglichkeit solcher Unwillensäußerungen von seiten der Mönche zu vermeiden, hatte man Pater Ferapont denn auch ganz in Ruhe gelassen. Der Staretz Sossima liebte, wie allen bekannt war, den Pater Ferapont nicht sehr. Nun war die Nachricht, „daß das Urteil Gottes nicht dasselbe sei wie das der Menschen", und daß dieses sogar „der Natur zuvor-

gekommen" wäre, auch bis zu Pater Feraponts Zelle gedrungen. Es ist anzunehmen, daß der erste, der ihm diese Nachricht überbracht hatte, der Obdorskische Mönch gewesen war, der ihn noch gestern besucht und tief erschüttert verlassen hatte. Ich muß auch noch erwähnen, daß Pater Paissij, der laut und vernehmlich am Sarge die Evangelien las, und daher nichts hören und sehen konnte von dem, was außerhalb der Zelle vor sich ging, in seinem Herzen doch das Hauptsächlichste richtig ahnte, da er seine Umgebung durch und durch kannte. Er war keineswegs aus der Fassung gebracht, sondern erwartete alles, was noch kommen werde, vollkommen furchtlos, wenn er auch dabei keinen Augenblick aufhörte, gespannt die Entwicklung der Aufregung zu verfolgen. Plötzlich vernahm er vom Vorzimmer her einen außergewöhnlichen Lärm, ungebührlich, anstößig in dieser ernsten Stunde. Die Zellentür wurde geräuschvoll aufgestoßen, und auf der Schwelle erschien — Pater Ferapont. Hinter ihm her drängten sich unten an der Treppe, wie man aus der Zelle deutlich sehen konnte, viele ihn begleitende Mönche, unter denen sich auch Weltliche befanden. Sie traten indessen nicht ein und wagten auch nicht, auf die Treppe zu steigen; sie erwarteten nur, was Pater Ferapont sagen und tun werde. Ungeachtet ihrer Vermessenheit, fühlten sie doch mit einem gewissen Schrecken, daß dieser große Schweiger nicht umsonst gekommen war. Als Pater Ferapont auf der Schwelle erschien, erhob er seine beiden Hände: und da lugten hinter seinem rechten Arm die scharfen und neugierigen Äuglein des Obdorskschen Gastes hervor, der

allein aus überwältigender Neugier Pater Ferapont auf die Treppe gefolgt war. Die anderen waren ſchon beim Geräuſch der wuchtig geöffneten Tür zurückgeſchreckt und drängten ſich nun, von plötzlicher Angſt ergriffen, noch mehr zurück. Pater Ferapont hielt die Hände empor, und plötzlich brüllte er laut:

„Austreibend werde ich dich austreiben!“ und ſofort begann er, ſich nach allen vier Seiten wendend, zu den Wänden und vier Ecken des Zimmers das Kreuzeszeichen zu machen. Dieſe Handlung Pater Feraponts verſtanden alle, die ihn begleiteten, denn ſie wußten, daß er immer ſo tat, wohin er auch kam, und daß er ſich auch nicht früher hinſetzte, noch ein Wort ſagte, bevor er die unreine Macht ausgetrieben hatte.

„Weiche Satan, weiche hinaus!“ wiederholte er bei jedem Kreuzeszeichen. „Austreibend, treibe ich dich hinaus!“ brüllte er von neuem. Er war in ſeiner groben Mönchskutte und mit einem Strick umgürtet. Aus dem ſackleinenen Hemde blickte ſeine mit grauen Haaren bewachſene Bruſt hervor. Er war barfüßig. Sobald er ſeine Hände erhob, raſſelten und klirrten die ſchrecklichen Ketten, die er unter der Kutte trug. Pater Paiſſij unterbrach das Leſen, trat auf ihn zu und ſtellte ſich in Erwartung vor ihn hin.

„Warum biſt du gekommen, ehrenwerter Pater? Warum verletzeſt du den Anſtand? Warum bringſt du die fromme Herde in Verwirrung?“ fragte er und blickte ihn ſtreng an.

„Weſſentwillen ich gekommen bin? Wen fragſt du? Wie glaubſt du?“ ſchrie Pater Ferapont, der ſich wie ein Einfältiger gebärdete. „Um hier eure Gäſte,

die unflätigen Teufel, auszutreiben. Ich ſehe, daß ſich hier ohne mich viele angeſammelt haben. Mit einem Birkenquaſt will ich ſie ausfegen!“

„Unreines willſt du austreiben, ſelbſt aber dienſt du vielleicht dem Unreinen,“ ſagte unerſchrocken Pater Paiſſij. „Und wer kann von ſich ſagen, daß er ‚heilig‘ ſei, etwa du, Vater?“

„Aas bin ich, aber kein Heiliger! In den Lehnſtuhl ſetze ich mich nicht, und ich laſſe mir nicht Verbeugungen machen wie einem Götzen!“ donnerte Pater Ferapont. „Heutzutage richten die Menſchen den heiligen Glauben zugrunde. Der Verſtorbene, euer Heiliger dort“ — dabei wandte er ſich zur Menge und wies auf den Sarg — „hat die Teufel nicht anerkannt. Nur Abführmittel gab er gegen die Teufel. Die aber haben ſich bei euch vermehrt, wie die Spinnen in den Ecken. Er ſelbſt ſtinkt jetzt. Darin ſehen wir einen großen Fingerzeig Gottes!“

Es war in der Tat einmal zu Lebzeiten des Staretz Soſſima vorgekommen, daß einem Mönche die unreine Macht zuerſt im Traume und ſpäter auch im Wachen erſchienen war. Als er das voll Entſetzen dem Staretz mitgeteilt hatte, da war ihm von dieſem ununterbrochenes Gebet und verſtärktes Faſten angeraten worden. Als aber auch das nicht helfen wollte, da hatte der Staretz geſagt, er ſolle das Faſten und Beten nicht aufgeben, doch außerdem noch eine gewiſſe Arznei zu ſich nehmen. Das hatte bei ſehr vielen Ärgernis erregt, und ſie hatten untereinander viel darüber geſprochen und die Köpfe geſchüttelt, am meiſten von ihnen aber war Pater Ferapont, dem einige der Tadler eiligſt die

in dieſem beſonderen Falle „außergewöhnliche“ Anordnung des Staretz mitgeteilt hatten, ungehalten geweſen.

„Weiche von hier, Vater!“ ſagte befehlend Pater Paiſſij. „Nicht Menſchen können darüber urteilen, nur Gott kann es tun. Vielleicht iſt das ein Hinweis, den weder du, noch ich, noch ſonſt jemand zu begreifen imſtande iſt. Gehe fort von hier und bringe die Herde nicht in Verwirrung!“ wiederholte er mit feſter Stimme.

„Das Faſten hat er nicht eingehalten, das dem Range eines Einſiedlers zukommt, deshalb iſt uns dieſer ‚Hinweis‘ geworden. Das iſt klar und es zu verheimlichen iſt Sünde!“ Der aus Rand und Band geratene Fanatiker konnte ſich noch immer nicht beruhigen. „Mit Konfekt hat er ſich verführen laſſen, die Damen haben es ihm in ihren Taſchen mitgebracht, ſüßen Tee hat er geſchlürft, ſeinen Bauch hat er vergöttert, hat ihn mit Süßigkeiten angefüllt, wie ſeinen Geiſt mit anmaßenden Gedanken . . . Darum hat er den Schimpf erlitten . . .“

„Leichtfertig ſind deine Worte, Vater!“ ſagte mit erhobener Stimme Pater Paiſſij. „Ich bewundere dein Faſten und deinen Glaubenskampf, doch leichtfertig ſind deine Worte, wie ein Jüngling redeſt du, der in der Welt noch unſelbſtändig iſt und von jungem Verſtande. Gehe fort von hier, Vater, ich befehle es dir!“ rief drohend zum Schluß Pater Paiſſij.

„Ich gehe ſchon!“ murmelte Pater Ferapont einigermaßen verwirrt, doch ſeine Wut verließ ihn nicht. „Gelehrte ſeid ihr! Mit eurem hohen Verſtande er-

hebt ihr euch über meine Nichtigkeit. Ich kam hierher mit geringen Kenntniſſen, doch jetzt habe ich alles vergeſſen, was ich gewußt habe, Gott ſelbſt hat mich Geringen vor eurer Gelehrtheit beſchützt . . .“

Pater Paiſſij ſtand feſtentſchloſſen dicht vor ihm. Pater Ferapont ſchwieg, und plötzlich wurde er traurig, ſtützte die eine Wange in die Hand, betrachtete den Sarg des entſchlafenen Staretz und ſagte in ſingendem Tone:

„Über ihm wird man morgen ‚Helfer und Beſchützer‘ ſingen, den ſchönſten Kanon, über mir aber, wenn ich krepiere, nur ‚Welche Lebenswonne‘, das kleine Verslein!“ ſagte er wehmütig und mit Tränen in den Augen. „Hoffärtig und aufgeblaſen ſind ſie, das iſt hier ein leerer Ort!“ ſchrie er plötzlich wieder wie wahnſinnig und winkte mit der Hand ab, kehrte ſich um und ſchritt ſchnell die Stufen der Treppe hinab. Die unten wartende Menge wich zurück; einige folgten ihm, andere zögerten noch, denn die Tür der Zelle ſtand offen. Pater Paiſſij war Pater Ferapont auf die Treppe gefolgt und ſah ihm nach. Der beſeſſene Greis konnte ſich noch immer nicht beruhigen: Kaum war er zwanzig Schritte gegangen, als er ſich plötzlich zur Seite, zur untergehenden Sonne wandte, beide Hände erhob und, als ob man ihn niedergemäht hätte, mit großem Geſchrei zur Erde niederfiel:

„Mein Gott hat geſiegt! Chriſtus hat geſiegt über die untergehende Sonne!“ ſchrie er wie raſend, erhob die Hände zur Sonne, fiel mit dem Geſicht auf die Erde und weinte mit lauter Stimme wie ein kleines Kind. Er bebte am ganzen Körper und breitete ſeine Hände über die Erde aus.

Alles ſtürzte zu ihm, Ausrufe wurden laut, lautes Weinen ihm zur Antwort . . . Ekſtaſe ergriff alle.

„Seht, wer der Heilige iſt! Seht, wer der Gerechte iſt!“ ließen ſich jetzt bereits ohne jegliche Scheu Stimmen vernehmen. „Seht, wer Staretz ſein ſollte!“ fügten noch andere erboſt hinzu.

„Er will kein Staretz ſein . . . er ſelbſt erkennt ſie nicht an . . . wird dieſer verfluchten Neuerung nicht dienen . . . ihre Dummheiten wird er nicht nachahmen,“ riefen wieder andere Stimmen, und wie weit das noch gegangen wäre, iſt ſchwer zu ſagen, wenn nicht gerade in dieſem Augenblick die große Glocke angefangen hätte, zum Gottesdienſt zu läuten. Da begannen alle ſich zu bekreuzen. Auch Pater Ferapont erhob ſich, bekreuzte ſich und ging dann, ohne ſich umzuſehen und immer noch vor ſich hinmurmelnd, in ſeine Zelle. Ihm folgten einige Mönche, doch waren es nur wenige; die Mehrzahl ging auseinander oder eilte zum Gottesdienſt. Pater Paiſſij übergab den Leſedienſt an Pater Joſſiff und ging hinunter. Das ekſtatiſche Geſchrei des Fanatikers konnte ihn nicht wankend machen, aber ſein Herz war betrübt, und er grämte ſich um irgend etwas, — deſſen ward er ſich ſelbſt bewußt. Er blieb plötzlich ſtehen und fragte ſich: „Woher dieſe Trauer bis zur völligen Niedergeſchlagenheit?“ und mit Erſtaunen erkannte er, daß dieſe plötzliche Trauer von einem ganz kleinen und beſonderen Zufall herrührte. Er hatte in der Menge, die ſich am Eingang der Zelle drängte, unter den übrigen Erregten, auch Aljoſcha bemerkt, und er erinnerte ſich, daß er ſofort bei ſeinem Anblick einen Stich im Herzen gefühlt hatte. „Ja iſt

denn dieſer Jüngling wirklich meinem Herzen ſo wert," fragte er ſich ganz verwundert. In demſelben Augenblick ging Aljoſcha an ihm vorüber, als eilte er irgendwohin, doch ging er nicht in der Richtung zur Kirche. Ihre Blicke begegneten ſich. Aljoſcha aber wandte ſchnell ſeine Augen ab und blickte zu Boden. An ſeiner Miene erkannte Pater Paiſſij ſofort, daß für den Jüngling der Augenblick einer großen Umwandlung gekommen war.

„Haſt auch du dich hinreißen laſſen?" rief Pater Paiſſij aus, „iſt es möglich, daß auch du zu den Kleingläubigen gehörſt?" fügte er traurig hinzu.

Aljoſcha blieb ſtehen, ſah unſicher und unbeſtimmt Pater Paiſſij an, wandte aber ſchnell ſeine Augen von ihm ab und ſenkte den Blick wieder zu Boden. Er ſtand halb abgewandt, ohne ſich zum Fragenden umzuwenden. Pater Paiſſij beobachtete ihn aufmerkſam.

„Wohin eilſt du?" fragte er ihn wieder. „Es wird zur Meſſe geläutet."

Aljoſcha gab keine Antwort.

„Oder willſt du das Kloſter verlaſſen, ohne um Erlaubnis und ohne um den Segen zu bitten?"

Aljoſcha lächelte plötzlich verzerrt und warf einen ſonderbaren, ſehr ſonderbaren Blick dem fragenden Pater zu, dem er von ſeinem verſtorbenen Lenker, dem früheren Beherrſcher ſeiner Seele und ſeines Geiſtes, von ſeinem inniggeliebten Staretz, anvertraut worden war. Und ohne Antwort, wie vorhin, winkte er nur mit der Hand ab, als ob er ſich um eine Ehrerbietung

nicht mehr kümmern wollte, und verließ mit schnellen Schritten die Einsiedelei durch das Eingangstor.

„Wirst noch zurückkehren!“ murmelte leise Pater Paissij vor sich hin und blickte ihm in kummervoller Verwunderung nach.

II.

Solch ein Augenblick

Pater Paissij irrte sich nicht, wenn er annahm, daß sein „lieber Junge“ wiederkehren werde, und vielleicht hatte er, wenn auch nicht ganz, so doch scharfsinnig genug Aljoschas Seelenstimmung erraten. Ich muß aber gestehen, daß es mir nichtsdestoweniger schwer wird, die Ursache dieser sonderbaren augenblicklichen Seelenstimmung des jungen und von mir so innigge-liebten Helden meines Romanes zu erklären. Auf die traurige Frage Pater Paissijs: „Solltest auch du zu den Kleingläubigen gehören?“ kann ich jedoch mit Bestimmtheit für Aljoscha antworten: Nein, er gehörte nicht zu den Kleingläubigen. Nein, hier war sicher das Gegenteil der Fall: seine ganze Verwirrung kam daher, daß er nur zu sehr glaubte. Eine große Verwirrung war es aber, und alles, was sich ereignete, war so quälend für ihn, daß er sogar nach langer Zeit diesen kummervollen Tag für einen der schwersten und verhängnisvollsten Tage seines Lebens hielt. Wenn man aber fragen wollte: „Sollte wirklich sein ganzer Kummer und seine Seelenunruhe davon herrühren, daß der Leichnam seines Staretz, statt sofort unmittelbare

Heilkraft zu offenbaren, im Gegenteil, ſo früh in Verweſung übergegangen war," ſo antworte ich ohne zu zögern: Ja, ſo iſt es in der Tat geweſen. Nur möchte ich den Leſer bitten, nicht gleich über den reinen Sinn meines Jünglings zu lachen. Ich habe nicht die Abſicht, ſeinen einfältigen Glauben durch ſein jugendliches Alter zu entſchuldigen oder zu rechtfertigen. Ich tue gerade das Entgegengeſetzte und verſichere hiermit, daß ich für ihn aufrichtige Hochachtung empfinde. Zweifellos wäre mancher andere Jüngling, der ſchon verſtanden hätte, mit Vorſicht ſolche Herzenseindrücke zu empfangen, der verſtanden hätte, nicht heiß, ſondern nur lau zu lieben — wenn auch mit richtigem, ſo doch für ſein Alter gar zu reiflich überlegendem und daher billigem Verſtande —, ſolch ein Jüngling, ſage ich, wäre dem entgangen, was mit meinem Jüngling geſchah. Nur iſt, meiner Meinung nach, in manchen Fällen denn doch achtbarer, ſich ſo hinreißen zu laſſen (denn wenn es auch unvernünftig iſt, ſo geſchieht es doch nur aus übergroßer Liebe), als ſich überhaupt nicht hinreißen zu laſſen. Und das beſonders noch im Jünglingsalter! . . . Denn hoffnungslos und billig iſt der Geiſt eines beſtändig überlegenden Jünglings, — das iſt meine Meinung. „Aber," rufen da vielleicht die vernünftigen Leute aus, „es kann doch nicht ein jeder Jüngling an ſolche Vorurteile glauben, und Ihr Jüngling kann doch kein Vorbild für andere ſein." Darauf kann ich nur erwidern: Ja, mein Jüngling gehörte nicht zu den Kleingläubigen, er glaubte heilig und unerſchütterlich, und dennoch werde ich nicht für ihn um Entſchuldigung bitten.

Sehen Sie: wenn ich auch vorhin ſagte (vielleicht etwas zu voreilig), daß ich jene Stimmung meines Jünglings weder erklären, noch entſchuldigen oder rechtfertigen werde, ſo ſehe ich jetzt doch ein, daß einige Erläuterungen zum Verſtändnis meiner weiteren Erzählung unbedingt erforderlich ſind. Hier handelte es ſich nicht um Wunder. Nicht um eine Erwartung von Wundern, die in ihrer Ungeduld leichtfertig geweſen wäre, handelte es ſich dabei. Auch nicht für den Triumph ſeiner Überzeugung verlangte Aljoſcha Wunder (das war erſt recht nicht der Fall) oder etwa für den Sieg einer vorgefaßten Idee über eine andere, — o nein, auch das war es nicht. Nein, über allem anderen und an erſter Stelle ſtand für ihn die Perſon, nur die Perſon ſeines geliebten Staretz, die Perſon des Gerechten, die er mit ſolcher Vergötterung liebte und ehrte. Das war es gerade, daß die ganze Liebe, die ſein junges und reines Herz zu „Jedem und Allem" während des ganzen vergangenen Jahres gehegt, ſich faſt nur auf dieſen einen Menſchen bezogen hatte, auf ſeinen entſchlafenen und über alles geliebten Staretz. Dieſes Weſen hatte ſo lange als unbeſtreitbares Ideal vor ihm geſtanden, daß alle ſeine jungen Kräfte und alle ſeine Beſtrebungen ſich ausſchließlich nur dieſem Ideal zuwandten und er in manchen Minuten ſogar „Alles und Jedes" vergaß. Später erinnerte er ſich noch, daß er an dieſem ſchweren Tage ſelbſt ſeinen Bruder Dmitrij, um den er ſich noch am Abend vorher ſo geſorgt, ganz vergeſſen hatte; und ſo vergaß er auch, dem Vater Iljuſchas die zweihundert Rubel zu überbringen, wie er es noch am Abend vorher begeiſtert beſchloſſen

hatte. Und nicht um Wunder war es ihm zu tun, ſondern nur um „die höhere Gerechtigkeit", die ſeinem Glauben nach verletzt worden war. Ja, das war es, was ſo grauſam ſein Herz verwundet hatte. Und was war denn dabei ſo wunderlich, daß dieſe „Gerechtigkeit" in ihm, wie die Dinge nun einmal lagen, zur Erwartung eines Wunders wurde, das unverzüglich von dem irdiſchen Staube ſeines vergötterten Staretz ausgehen werde? Das erwarteten doch alle im Kloſter, ſelbſt die, vor deren großem Verſtande Aljoſcha ſich beugte, wie zum Beiſpiel Pater Paiſſij. Und ſo war es denn auch mit Aljoſcha: ohne weiter durch irgendwelche Zweifel beunruhigt zu werden, nahmen ſeine Erwartungen dieſelbe Form an, die die Erwartungen aller anderen hatten. Und lange ſchon hatte ſich dieſe Erwartung in ſeinem Herzen zur vollen Überzeugung entwickelt, — lebte er doch ſchon ein ganzes Jahr lang im Kloſter, in der unmittelbaren Nähe des Staretz. Gerechtigkeit, Gerechtigkeit erwartete er und nicht Wunder! Und ſiehe da — der, welcher nach ſeiner Zuverſicht von allen auf der Welt am meiſten erhöht werden ſollte, derſelbe erntete jetzt, ſtatt ihm gebührender Ehre, nur Schmach und Spott! Warum? Wer hatte gerichtet? Wer konnte ſo richten? — Das waren die Fragen, die ſein unerfahrenes und naives Herz quälten. Er konnte es nicht, ohne gekränkt zu ſein, und nicht ohne Erbitterung ertragen, daß der Gerechteſte aller Gerechten der lächerlichen und boshaften Verſpottung durch eine ſo leichtfertige und weit unter ihm ſtehende Menge preisgegeben war. Nun, und mögen ſich auch keine Wunder ereignen, möge das Erwartete

ſich auch nicht gleich verwirklichen — aber warum dieſe Unehre, dieſer Schimpf, warum dieſe ſofortige Verweſung, „die der Natur ſogar zuvorgekommen iſt,“ wie die boshaften Mönche ſagten? Warum dieſer „Fingerzeig Gottes“, auf den ſie zuſammen mit Pater Ferapont im Triumph hinwieſen, und warum glaubten ſie, daß ſie das Recht hätten, ſo zu urteilen? Wo blieb denn die Vorſehung und ihr Fingerzeig? Warum hält ſie ſich „im notwendigſten Augenblick“ verborgen, geradezu als wenn ſie ſich ſelbſt den blinden und tauben und unbarmherzigen Naturgeſetzen unterordnen wollte, dachte Aljoſcha.

Das war es, warum ſein Herz blutete, und wie ich ſchon ſagte, handelte es ſich für ihn zuerſt um den über alles geliebten Menſchen, um die Perſon des Staretz, die jetzt beſchimpft und entehrt worden war! Mag dieſer Kummer meines Jünglings leichtfertig und unverſtändig geweſen ſein, doch wiederhole ich zum drittenmal: Ich bin froh, daß er in ſolch einer Minute nicht zu verſtändig war, denn der Verſtand kommt ſchon mit der Zeit bei jedem nicht gar zu dummen Menſchen; doch wenn in einer ſo außergewöhnlichen Minute im Herzen eines Jünglings ſich keine Liebe erweiſt, wann ſoll ſie dann kommen? Bei der Gelegenheit will ich noch eine ſonderbare Erſcheinung nicht verſchweigen, die an dieſem für Aljoſcha verhängnisvollen und verwirrenden Tage in ſeinem Kopfe auftauchte. Dieſes neue, ſich kundgebende *Etwas* beſtand in einigen quälenden Eindrücken, die in der Erinnerung an ſein geſtriges Geſpräch mit Iwan in ihm auftauchten. Und das noch gerade jetzt! Oh, nicht daß ſie die Grundlagen ſeines

Glaubens in ſeiner Seele wanken gemacht hätten! Er liebte ſeinen Gott und glaubte unerſchütterlich an ihn, wenn er ſich auch jetzt gegen ſeinen Urteilsſpruch aufgelehnt hatte. Doch immerhin war in ſeiner Seele eine trübe und quälende Erinnerung an das Geſpräch mit ſeinem Bruder zurückgeblieben, und plötzlich ſtieg ſie wieder in ſeiner Seele auf und nahm ihn allmählich mehr und mehr gefangen.

Als es zu dämmern begann, bemerkte Rakitin, der durch das Wäldchen der Einſiedelei auf das Kloſter zuging, Aljoſcha unter einem Baum liegend: er lag mit dem Geſicht zur Erde, unbeweglich und wie ſchlafend. Rakitin trat zu ihm und rief ihn an.

„Du hier, Alexei? Ja, iſt es denn mit dir . . .“ rief er verwundert aus, doch ſtockte er mitten im Satz.

Er wollte ſagen: „Iſt es denn mit dir ſchon ſo weit gekommen?“

Aljoſcha ſah ihn nicht an, doch an einer kurzen Bewegung erriet Rakitin ſofort, daß er ihn gehört und verſtanden hatte.

„Was iſt denn mit dir paſſiert?“ fuhr er verwundert fort zu fragen.

Aber ſeine Verwunderung machte auf ſeinem Geſichte bald einem Lächeln Platz, das immer ſpöttiſcher wurde.

„So hör doch, ich ſuche dich bereits ſeit zwei Stunden. Du warſt dort plötzlich verduftet. Aber was tuſt du denn hier? Was machſt du für heilige Dummheiten? Sieh mich doch wenigſtens an . . .“

Aljoſcha erhob ſeinen Kopf, ſetzte ſich auf und lehnte ſich mit dem Rücken an den Baumſtamm. Er weinte

nicht, doch ſein Geſicht drückte Leiden aus, und ſeinen Augen ſah man die Erregung an, in der er ſich befand. Er ſah übrigens nicht zu Rakitin auf, ſondern blickte zur Seite.

„Hör mal, dein Geſicht hat ſich ja ganz verändert. Von deiner berühmten früheren Engelskeuſchheit iſt nichts mehr zu ſehen. Haſt dich wohl über irgend jemanden geärgert, nicht? Hat man dich etwa gekränkt?“

„Laß mich!“ ſagte Aljoſcha plötzlich, vermied es aber, ihn anzuſehen und winkte nur müde mit der Hand ab.

„Oho, alſo ſo ſind wir! Man fängt alſo ſchon wie die übrigen Sterblichen an, anzuſchnauzen. Und das ſoll ein Ebenbild der Engel ſein! Nun, Aljoſchka, du haſt mich aber in Erſtaunen geſetzt, das laß dir geſagt ſein! Ich ſpreche jetzt aufrichtig. Schon lange wundere ich mich hier über nichts mehr. Übrigens habe ich dich doch immer für einen gebildeten Menſchen gehalten . . .“

Endlich ſah ihn Aljoſcha an, tat es aber ſo zerſtreut, als ob er ihn gar nicht verſtanden hätte.

„Biſt du denn wirklich darum ſo, weil dein Alter ſtinkt? Glaubteſt du denn im Ernſt, daß er alte Wunder wieder auffriſchen werde?“ fragte Rakitin, in immer größere Verwunderung geratend.

„Ich glaubte, glaube, will glauben und werde glauben und was willſt du noch?“ fragte Aljoſcha, gereizt auffahrend.

„Aber ganz und gar nichts, mein Täubchen. Pfui, Teufel, an dieſen Rummel glaubt ja ſelbſt ein dreizehn-

jähriger Schuljunge nicht mehr. Übrigens, Teufel ... Du haſt dich alſo über deinen Gott geärgert, haſt dich jetzt empört? — Um eine Rangerhöhung ſeid ihr gekommen, habt keinen Orden zu den Feiertagen gekriegt! Ach, ihr!"

Aljoſcha ſah Rakitin lange mit halbzugekniffenen Augen an, und plötzlich blitzte etwas in ſeinen Augen auf ... es war aber nicht Wut über Rakitin.

„Ich empöre mich nicht gegen meinen Gott, nur ‚will ich ſeine Welt nicht annehmen'," ſagte Aljoſcha mit einem verzerrten Lächeln.

„Wie willſt du denn dieſe Welt nicht annehmen?" Rakitin dachte ein wenig über das Geſagte nach. „Was iſt nun das wieder für ein Gallimathias?"

Aljoſcha ſchwieg.

„Na, genug von den Dummheiten, jetzt zur Sache: Haſt du heute gegeſſen oder nicht?"

„Ich weiß nicht ... ich glaube."

„Du mußt dich unbedingt ſtärken, nach deinem Geſicht zu urteilen. Wenn man dich anſieht, packt einen ja das wahre Mitleid. Du haſt ja auch in der Nacht nicht geſchlafen; wie ich hörte, habt ihr da eine Sitzung gehabt. Und darauf dieſes ganze Drunter und Drüber und Gequack noch dazu ... Du wirſt wohl höchſtens ein Stückchen Hoſtie gekaut haben. Ich habe bei mir in der Taſche ein Stück Wurſt, habe ſie mir in der Stadt, auf dem Wege hierher, auf alle Fälle eingeſteckt, aber du wirſt wohl keine Wurſt ..."

„Gib ſie her."

„Ah! Alſo ſo biſt du! Alſo ſchon ganz Aufruhr, Barrikaden! Nun, Bruder, es gibt Sachen, die doch

nicht ſo ganz zu verachten ſind. Gehen wir zu mir ... Ich möchte mir ſelbſt ein Schnäpschen hinter die Binde gießen, bin todmüde. Für Schnaps würdeſt du dich natürlich nicht entſchließen ... oder würdeſt du nicht ſchließlich auch ein Gläschen trinken?“

„Gib auch Schnaps.“

„Sieh mal an! Das iſt ja wunderbar, Bruder!“ Rakitin betrachtete ihn neugierig. „Nun, ſo oder ſo, Schnaps und Wurſt, das iſt eine herrliche Sache, das muß man nicht verſäumen. Komm, gehen wir!“

Aljoſcha erhob ſich ſchweigend von der Erde und folgte Rakitin.

„Wenn das dein Bruder Wanitſchka ſehen würde, der würde ſich wundern! Übrigens, dein Brüderchen Iwan Fedorowitſch iſt heute morgen nach Moskau gefahren, weißt du das?“

„Ich weiß es,“ ſagte Aljoſcha teilnahmslos. Und plötzlich tauchte vor ſeinem Geiſte die Geſtalt ſeines Bruders Dmitrij auf, aber es war nur ein Auftauchen, und obgleich er ſich dabei einer ſehr eiligen Sache, einer Sache, die keine Minute länger aufgeſchoben werden durfte, irgendeiner Schuld, einer furchtbaren Verpflichtung erinnerte, ſo machte dieſe Erinnerung doch auf ihn durchaus keinen Eindruck, ſie reichte nicht bis in ſein Herz und verflog im ſelben Augenblick wieder aus ſeinem Gedächtnis. Später aber erinnerte ſich Aljoſcha deutlich dieſes Augenblicks.

„Dein Brüderchen Wanitſchka hat ſich über mich einmal geäußert, ich ſei ‚ein untalentierter liberaler Sack‘. Auch du haſt einmal nicht an dich halten können und haſt mir zu verſtehen gegeben, daß ich ‚un-

ehrlich' ſei . . . Schön! Ich werde aber jetzt einmal auch eure Begabung und Ehrenhaftigkeit auf die Probe ſtellen." (Den Schluß murmelte Rakitin leiſe vor ſich hin.)

„Pfui Teufel, hör mal!" ſagte er wieder laut „gehen wir um das Kloſter herum und auf dem Fußpfad gerade zur Stadt . . . Hm! Ich muß übrigens zur Chochlakowa gehen. Stelle dir vor: Ich ſchrieb ihr alles, was ſich bei uns ereignet hatte, und ſie antwortet mir mit einem Briefchen — dieſe Dame liebt über alles, Briefchen zu ſchreiben —, daß ſie von einem ſo ehrenwerten Greiſe, wie der Staretz Soſſima, nie eine ſolche Handlung erwartet hätte! Sie hat tatſächlich ‚eine ſolche Handlung' geſchrieben. Sie iſt alſo gleichfalls empört über ihn. Ach, ihr alle! Halt!" rief er wieder und blieb plötzlich ſtehen, packte Aljoſcha an der Schulter und hielt ihn auf: „Weißt du, Aljoſcha," er ſah ihm fragend in die Augen, ganz unter dem Eindruck eines plötzlich in ihm auftauchenden Gedankens, und obgleich er äußerlich lächelte, ſo fürchtete er ſich doch, ſeinen unerwarteten und neuen Gedanken laut auszuſprechen, — ſo wenig wagte er, an die für ihn wunderbare und unerwartete Stimmung Aljoſchas zu glauben, in der er ihn jetzt ſah. „Aljoſchka," ſagte er endlich ſchüchtern und vorſichtig. „Aljoſchka, weißt du, wohin wir jetzt am beſten gehen?"

„Mir iſt es gleich . . . wohin du willſt."

„Gehen wir zu Gruſchenka, was? Kommſt du?" fragte Rakitin, faſt zitternd in erregter Erwartung.

„Gehen wir zu Gruſchenka," antwortete ſofort und ruhig Aljoſcha.

Dieſes ruhige und ſchnelle Einverſtändnis kam ſo unerwartet für Rakitin, daß er faſt zurückſchrak.

„Nun ja, warum auch nicht!“ meinte er verdutzt, griff aber plötzlich Aljoſcha unter den Arm und zog ihn ſchnell mit ſich fort, in großer Angſt, daß dieſer ſeinen Entſchluß ändern könnte. Sie gingen ſchweigend zur Stadt. Rakitin fürchtete ſich ſogar, zu ſprechen.

„Froh wird ſie ſein, rieſig froh . . .“ murmelte er, doch verſtummte er wieder.

Doch nicht nur, um Gruſchenka eine Freude zu bereiten, führte er Aljoſcha zu ihr. Er war ein „gediegener“ Menſch, — ohne ein für ihn vorteilhaftes Ziel unternahm er nichts. Hierbei verfolgte er nun einen doppelten Zweck: erſtens, ſich zu rächen, — das heißt „die Schande des Gerechten“ und „den Fall“ Aljoſchas „vom Heiligen zum Sünder“ zu erleben, worüber er ſich ſchon im voraus freute. Und zweitens verfolgte er ein für ſich ſehr vorteilhaftes, materielles Ziel, wovon ſpäter noch die Rede ſein wird.

„Alſo, ſolch ein Augenblick iſt das,“ dachte er bei ſich boshaft frohlockend, „wollen wir ihn am Schopf faſſen, dieſen Augenblick, denn er wird uns ſehr gelegen kommen.“

III.

Das Zwiebelchen

Gruſchenka wohnte in der belebteſten Gegend der Stadt, in der Nähe der Kathedrale. Sie hatte bei

einer Frau Moroſoff, einer Kaufmannswitwe, auf dem Hof ein kleineres hölzernes Nebenhaus gemietet. Das Haus, in dem Frau Moroſoff ſelbſt wohnte, war ein großes zweiſtöckiges Steingebäude und ſah von außen eigentlich recht unſchön aus. In ihm lebten, außer der alten Beſitzerin, noch deren zwei Nichten, die gleichfalls ſchon alte, ledige Damen waren. Frau Moroſoff hatte es nicht nötig, ihr Haus auf dem Hofe zu vermieten, aber alle wußten, daß ſie Gruſchenka nur darum als Mieterin aufgenommen hatte, um ihrem Verwandten, dem Kaufmann Sſamſſonoff — dem offiziellen Protektor Gruſchenkas — einen Gefallen zu erweiſen. Man ſagte damals, daß der eiferſüchtige Alte ſeine „Favoritin" nur aus dem einen Grunde bei der Moroſowa untergebracht hätte, weil er vor allem auf die ſcharfen Augen der Alten, die auf die Aufführung der neuen Mieterin achtgeben ſollten, gerechnet habe. Alsbald aber ſah er ein, daß die ſcharfen Augen ganz überflüſſig waren, und auch die Moroſowa gab ſchließlich auf, Gruſchenka mit einer Aufſicht zu beläſtigen. Ja, es waren ſchon vier Jahre ſeit der Zeit vergangen, als der Alte das ſchüchterne, beſcheidene, bleiche und magere achtzehnjährige Mädchen, das immer nachdenklich und traurig war, aus der Gouvernementshauptſtadt in dieſes Haus gebracht hatte. Die Lebensgeſchichte des jungen Mädchens kannte man übrigens in unſerer Stadt nur wenig und ganz ungenau; in der letzten Zeit, und ſelbſt dann, als ſich viele für dieſe „Schönheit", zu der ſich Agrafena Alexandrowna in den vier Jahren entwickelt hatte, zu intereſſieren begannen, konnte man noch immer nichts Genaues über ſie er-

fahren. Es verbreitete ſich nur das Gerücht, daß das ſiebzehnjährige Mädchen, wie es hieß, von irgendeinem Offizier verführt und ſofort verlaſſen worden ſei. Der Offizier wäre fortgefahren und hätte darauf irgendwo eine andere geheiratet. Kurz, Gruſchenka war in Armut und Schande zurückgeblieben. Auch ſprach man darüber, daß Gruſchenka vom Alten zwar aus armen Verhältniſſen gezogen wäre, trotzdem aber aus einer achtbaren Familie ſtamme. Ihr Vater ſei ein Diakon oder etwas in der Art geweſen. In dieſen vier Jahren war aus der empfindſamen, beleidigten und mageren kleinen Waiſe eine ſtolze, prächtige ruſſiſche Schönheit geworden, eine Frau mit kühnem und entſchloſſenem, vielleicht frechem, doch jedenfalls ſtolzem Charakter, ein Weib, das in Geldſachen ſehr bewandert, dabei geizig und vorſichtig war, und das verſtanden hatte, rechtmäßig oder unrechtmäßig — wie viele von ihr behaupteten —, ein kleines Kapital für ſich zuſammenzuſcharren. In einem aber ſtimmten alle überein: daß es ſehr ſchwierig war, ſich Gruſchenka zu nähern, und daß ſich außer ihrem Protektor, dem Alten, in dieſen vier Jahren niemand rühmen konnte, ihre Geneigtheit errungen zu haben. Das war Tatſache, denn dieſe Geneigtheit zu erwerben, danach ſtrebten nicht wenig Liebhaber, beſonders in den zwei letzten Jahren. Doch alle Verſuche ſchlugen fehl, und einige von den Unternehmungsluſtigen waren gezwungen, ſich lächerlich und ſchimpflich zurückzuziehen, infolge des unbeſieglichen und hohnvollen Widerſtandes der charakterfeſten jungen Perſon. Man wußte auch, daß dieſe junge Perſon, beſonders im letzten Jahr, ſich auf das eingelaſſen hatte, was

man allgemein „Geſchäfte“ nennt, und darin außerordentliche Fähigkeiten bewies, ſo daß zu guter Letzt viele ſie eine wahre Jüdin nannten. Nicht nur, daß ſie etwa Geld auf Prozente verliehen hätte, man erzählte ſich ſogar, daß ſie zum Beiſpiel in Gemeinſchaft mit Fedor Pawlowitſch Karamaſoff ſeit einiger Zeit Wechſel zu Spottpreiſen aufkaufte, zu zehn für hundert, und dann beim Verkauf einen Rubel auf zehn Kopeken verdiente. Der kranke Sſamſſonoff, der im letzten Jahr des Gebrauches ſeiner geſchwollenen Beine gänzlich beraubt war — Witwer und Tyrann ſeiner erwachſenen Söhne —, und der ſicher einige hunderttauſend Rubel beſaß, ein unerbittlicher und geiziger Menſch, verfiel vollſtändig dem Einfluß ſeiner Schutzbefohlenen, die er anfangs „auf Faſtenöl“, das heißt ganz knapp, hatte halten wollen, wie die Spötter meinten. Doch Gruſchenka hatte verſtanden, ſich ſeiner Bevormundung zu entziehen, indem ſie dem Alten unbedingtes Vertrauen auf ihre Treue einflößte. Dieſer Alte (jetzt iſt er ſchon lange tot) war ein großer Geſchäftsmann und gleichfalls ein bemerkenswerter Charakter. Er war geizig und hartherzig wie ein Kieſelſtein, und obgleich Gruſchenka auf ihn einen großen Einfluß ausübte, ſo daß er ohne ſie kaum noch leben konnte (was beſonders in den zwei letzten Jahren der Fall war), ſo ließ er ihr doch nicht ein größeres Kapital zuſchreiben, und ſelbſt wenn ſie ihm gedroht hätte, ihn zu verlaſſen, ſo wäre er unerbittlich geblieben. Dafür hatte er ihr aber ein kleines Kapital angewieſen, über deſſen geringe Höhe man ſpäter ſehr erſtaunt war. „Du biſt ein Weib, das nicht auf den Kopf gefallen iſt,“ ſoll er zu ihr

geſagt haben, nachdem er ihr an achttauſend Rubel geſchenkt hatte, „verdiene ſelbſt damit, doch wiſſe, daß du außer deinem jährlichen Unterhalt bis zu meinem Tode nichts mehr bekommſt, auch in meinem Teſtament werde ich dir nichts vermachen.“ So hielt er denn ſein Wort. Als er ſtarb, hinterließ er alles ſeinen Söhnen, die er ſein ganzes Leben lang mit Weib und Kind auf einer Stufe mit den Dienſtboten bei ſich gehalten hatte; Gruſchenka war nicht einmal im Teſtament erwähnt. Alles das wurde erſt in der Folge bekannt. Mit Ratſchlägen dagegen, wie Gruſchenka mit ihrem Kapital zu verfahren habe, kargte er nicht, und er half ihr ſogar bei den „Geſchäften“. Als Fedor Pawlowitſch Karamaſoff, der anfangs nur aus Gründen eines gelegentlichen „Geſchäfts“ mit Gruſchenka zuſammengetroffen war, ſich ſterblich in ſie verliebte und ihretwegen faſt kindiſch wurde, da lachte der alte Sſamſſonoff, der ſich ſchon in den letzten Lebensſtadien befand, herzlich darüber. Bemerkenswert iſt noch, daß Gruſchenka zu ihrem Alten während der ganzen Dauer ihres Verhältniſſes vollkommen und von ganzem Herzen aufrichtig war, und zwar war ſie das auf der ganzen Welt nur ihm gegenüber. Als aber in der letzten Zeit auch Dimitrij Fedorowitſch mit ſeiner Liebe auftauchte, da lachte der Alte nicht mehr. Im Gegenteil, er riet Gruſchenka ernſt und ſtreng: „Wenn du einen von beiden wählſt, ſo wähle den Alten, aber nur mit der Bedingung, daß der alte Schuft dich unfehlbar heiratet und dir im voraus einiges Kapital verſchreibt. Doch mit dem Leutnant laſſe dich nicht ein, daraus wird nichts.“ Das war der Rat, den der alte Wollüſtling

Gruſchenka gegeben hatte. Er fühlte ſchon damals ſeinen nahen Tod voraus, und ein paar Monate nach dieſem Geſpräch ſtarb er denn auch. Ich will hier noch bemerken, daß bei uns in der Stadt damals viele von der ungeheuerlichen Nebenbuhlerſchaft der Karamaſoffs, Vater und Sohn, wußten, deren Gegenſtand Gruſchenka war, aber ihre wirkliche Beziehung zu beiden, zum Vater wie zum Sohne, verſtand wohl kaum jemand. Sogar die beiden Dienſtmädchen Gruſchenkas ſagten ſpäter (nach der Kataſtrophe, von der weiterhin die Rede ſein wird) vor Gericht aus, daß Agrafena Alexandrowna Dimitrij Fedorowitſch nur aus Furcht empfangen habe, weil er ihr gedroht hätte, ſie zu töten. Sie hielt zwei Dienſtmädchen: eine alte, kranke und harthörige Köchin, die bereits bei ihren Eltern gedient hatte, und deren Enkelin, ein munteres Mädchen von zwanzig Jahren, das ihr Stubenmädchen war. Gruſchenka lebte ſehr ſparſam, und auch ihre Wohnung war durchaus nicht reich ausgeſtattet. Sie bewohnte nur drei Zimmer, die von der Hausbeſitzerin mit alten Möbeln, Faſſon der zwanziger Jahre, eingerichtet waren.

Als Rakitin und Aljoſcha bei ihr eintraten, war es draußen ſchon faſt dunkel, doch war trotzdem in den Zimmern noch nicht Licht gemacht. Gruſchenka lag in ihrem Empfangszimmer auf einem großen, plumpen Diwan, der mit bereits abgenutztem und hier und da durchlöchertem Leder überzogen war. Unter ihrem Kopf hatte ſie zwei weiße Daunenkiſſen, die ſie von ihrem Bett genommen haben mochte. Sie lag auf dem Rücken und hatte beide Hände unter den Kopf ge-

ſchoben. Gekleidet war ſie, als wenn ſie Beſuch erwartet hätte: ſie trug ein ſchwarzes Seidenkleid, im Haar hatte ſie einen duftigen Spitzentuff, der ihr vorzüglich ſtand, und um die Schultern hatte ſie ſich einen koſtbaren Spitzenſchal geſchlungen, der vorne mit einer ſchweren Goldbroſche zugeſteckt war. Mit bleichem Geſicht und heißen Lippen lag ſie da und ſchien ungeduldig jemanden zu erwarten; ihre rechte Fußſpitze klopfte nervös an die Seitenlehne des Diwans. Rakitins und Aljoſchas Eintritt rief im Hauſe eine kleine Aufregung hervor: Sie hörten ſchon im Vorzimmer, wie Gruſchenka ſchnell vom Diwan aufſprang und erſchrocken laut fragte: „Wer iſt da?“ Das Stubenmädchen empfing die Gäſte und rief ſofort ihrer Herrin zu:

„Nichts, nichts! Das iſt nicht er, das ſind andere!“

„Was iſt mit ihr?“ murmelte Rakitin und führte Aljoſcha an der Hand ins Gaſtzimmer.

Gruſchenka ſtand immer noch ganz erſchrocken am Diwan. Eine ſchwere Flechte ihres dunkelblonden Haares löſte ſich und fiel auf ihre rechte Schulter herab, aber ſie beachtete es nicht und ſteckte ſie auch nicht eher auf, bevor ſie ſich vergewiſſert hatte, wer die Gäſte waren.

„Ach, das biſt du, Rakitka? Wie du mich erſchreckt haſt. Aber mit wem kommſt du denn da? Wer iſt das? Herrgott, ſieh, wen du da mitgebracht haſt!“ rief ſie aus, als ſie Aljoſcha bemerkte.

„Befiehl mal, daß man Licht macht!“ ſagte Rakitin in dem nachläſſigen Tone eines intimen Bekannten, der

ſich das Recht herausnehmen kann, im Hauſe Anordnungen zu treffen.

„Licht . . . natürlich, Licht . . . Fenjá, bring ihm ein Licht . . . Nun, du haſt alſo Zeit gefunden, ihn herzubringen!“ rief ſie wieder aus und nickte Aljoſcha zu. Darauf wandte ſie ſich zum Spiegel und brachte ſchnell mit beiden Händen ihre Haarflechte in Ordnung.

Sie ſchien aber unzufrieden zu ſein.

„Paßt es dir etwa nicht?“ fragte Rakitin ſofort beleidigt.

„Du haſt mich erſchreckt, Rakitka, das iſt's!“ Gruſchenka wandte ſich ſofort mit einem Lächeln zu Aljoſcha. „Fürchte dich nicht, Aljoſcha, mein Täubchen, ich freue mich furchtbar über dich, mein unerwarteter Gaſt. Aber du, Rakitka, du haſt mich erſchreckt: Ich dachte nämlich, Mitjá bräche wieder ein. Ich habe ihn nämlich vorhin betrogen, ich habe ihm das Ehrenwort abgenommen, daß er mir glauben werde, und habe ihn dann doch belogen. Ich ſagte ihm, daß ich zu Kuſjma Kuſjmitſch, zu meinem Alten, gehe, um den ganzen Abend bis in die Nacht hinein mit ihm Geld zu zählen. Ich gehe jede Woche einmal auf einen ganzen Abend zu ihm, um mit ihm ſeine Rechnungen zu ordnen. Wir ſchließen uns dann ein: er klappert auf dem Rechenbrett, und ich ſitze und trage in die Bücher ein; er hat nur zu mir allein Zutrauen. Mitjá glaubte mir, daß ich dort bleiben werde, ich aber habe mich hier zu Hauſe eingeſchloſſen, ſitze nun und warte auf eine gewiſſe Nachricht. Wie hat euch die Fenjá nur hereingelaſſen! Fenjá, Fenjá! Lauf ſchnell zur Hofpforte und ſieh nach, ob nicht Dmitrij Fedorowitſch in der Nähe iſt. Viel-

leicht hat er ſich irgendwo verſteckt und lauert mir auf. Wie den Tod fürchte ich ihn!“

„Niemand iſt dort, Agrafena Alexandrowna, ich habe mir ſchon die Augen aus dem Kopf geſehen, ich laufe doch alle Augenblick hinaus, um ein wenig zu lauern. Ich habe ſelbſt ſolche Angſt!“

„Sind die Fenſterläden geſchloſſen, Fenjá? Man muß auch die Vorhänge herunterlaſſen, ſo!“ Sie ließ ſelbſt die ſchweren Vorhänge herab. „Sonſt kommt er noch auf das Licht hin ſofort herbeigelaufen. Ja, Aljoſcha, heute fürchte ich deinen Bruder ſogar ſehr.“

Gruſchenka ſprach lauter als ſonſt, und wenn ſie auch unruhig zu ſein ſchien, ſo war ſie doch wie in einem Freudenrauſche.

„Warum fürchteſt du denn gerade heute Mitjenka?“ erkundigte ſich Rakitin. „Du biſt doch, ſcheint es, ſonſt nicht ängſtlich von Natur. Er tanzt ja ſowieſo nach deiner Pfeife.“

„Ich ſage dir doch, ich erwarte eine Nachricht, eine goldene, kleine Nachricht, ſo daß Mitjenka jetzt hier ganz überflüſſig iſt. Außerdem hat er es mir ja gar nicht geglaubt, daß ich bei Kuſjma Kuſjmitſch bleiben werde. Das fühle ich. Wahrſcheinlich ſitzt er jetzt bei Fedor Pawlowitſch an der Hinterſtraße im Nachbargarten, um mir aufzulauern. Nun, wenn er ſich dort feſtgeſetzt hat, um ſo beſſer, dann wird er nicht hierher kommen. Mitjá hat mich ja ſelbſt hinbegleitet zu Kuſjma Kuſjmitſch; ich ſagte ihm, daß ich bis Mitternacht bei ihm bleiben werde, und daß er durchaus um Mitternacht kommen ſolle, um mich abzuholen. Er ging fort, ich ſaß ungefähr zehn Minuten beim Alten,

dann kehrte ich ſchnell wieder zurück. Ach, wie ich lief, und wie ich mich fürchtete, ihm zu begegnen!"

„Und jetzt haſt du dich aufgeputzt! Sieh mal an, was haſt du denn da für ein feines Ding im Haar?"

„Wie du neugierig biſt, Rakitka! Ich ſage dir ja, ich erwarte ſo eine gewiſſe kleine Nachricht. Kommt dieſe kleine Nachricht, ſo ſpringe ich auf und fliege davon, daß ihr mich hier kaum geſehen haben werdet. Siehſt du, darum habe ich mich aufgeputzt, um dann gleich bereit zu ſein."

„Und wohin willſt du dann fliegen?"

„Wenn du viel weißt, wirſt du ſchnell alt."

„Na, ſieh mal an! Du biſt ja ganz aus dem Häuschen vor Freude . . . Habe dich noch niemals ſo geſehen. Haſt dich ja angekleidet wie zum Ball," ſagte Rakitin, ſie kritiſch betrachtend.

„Als ob du was von Bällen verſtändeſt."

„Und du etwa?"

„Ich habe mir doch einmal einen Ball angeſehen, vor drei Jahren, als Kuſjma Kuſjmitſch ſeinen Sohn verheiratete. Ich ſaß auf der Empore und ſah zu. Ach, Rakitka, aber ſoll ich mich etwa mit Dir unterhalten, wenn ſolch ein Prinz hier ſteht! Sieh, das iſt ein Gaſt! Aljoſcha, mein Täubchen, wenn ich dich anſehe, ſo kann ich's nicht glauben . . . Herrgott, wie biſt denn du hergekommen! Offen geſtanden, ich hätte es nicht erwartet, nicht geahnt, und früher niemals daran geglaubt, daß du kommen könnteſt. Wenn es nicht in ſolch einer Minute wäre, ſo wäre ich außer mir vor Freude! Setze dich hier auf den Diwan, hierher, ſo, du mein zarter, goldener Neumond! Ich kann

es noch gar nicht faſſen ... Ach du, Rakitka, wenn du ihn doch geſtern oder vorgeſtern gebracht hätteſt! ... Aber ich freue mich auch heute. Vielleicht iſt es auch beſſer jetzt, in ſolch einer Minute ..."

Sie ſetzte ſich mutwillig neben Aljoſcha auf den Diwan und ſah ihn in freudigem Entzücken an. Und ſie freute ſich tatſächlich, ſie log nicht, wenn ſie es ſagte. Ihre Augen blitzten und ihre Lippen lachten, aber gutherzig und fröhlich lachten ſie. Aljoſcha hätte ihr ſolch eine fröhliche Gutmütigkeit gar nicht zugetraut ... Bis zum geſtrigen Tage hatte er ſie nur wenig geſehen und ſich von ihr die abſchreckendſte Vorſtellung gemacht. Auch geſtern war er ganz unter dem Eindruck ihres boshaften und heimtückiſchen Betragens bei Katerina Iwanowna geweſen, und daher war er jetzt ganz erſtaunt, in ihr plötzlich ein vollkommen anderes und für ihn unerwartetes Weſen zu finden. Und wie ſehr er auch von ſeinem eigenen Kummer niedergedrückt war, ſo blieben ſeine Augen doch aufmerkſam auf ſie gerichtet. Auch ihre Manieren hatten ſich ſeit geſtern, wie es ſchien, ſehr gebeſſert: Sie hatte nicht mehr die Süßlichkeit in der Ausſprache, dieſe gezierten und gemachten Bewegungen ... Alles war einfach und herzlich an ihr, ihre Bewegungen raſch, ungezwungen, vertrauenerweckend, nur war ſie erſichtlich ſehr aufgeregt.

„Herrgott, was heute für Sachen paſſieren, nein, wirklich!" plapperte ſie wieder weiter. „Und warum nur freue ich mich ſo über dich, Aljoſcha, ich weiß es ſelbſt nicht. Wenn du mich fragteſt, ſo würde ich es nicht zu ſagen wiſſen."

„Was, du ſollteſt es nicht wiſſen, warum du dich

freust!“ Rakitin lächelte. „Warum hast du mich denn unaufhörlich gebeten, ihn herzubringen? Mußt doch einen Grund gehabt haben, denke ich.“

„Früher hatte ich einen Grund, jetzt aber ist das vorüber, jetzt ist ein Anderes — — . . . Ich werde euch sofort etwas vorsetzen. Ich bin wieder zu mir gekommen, Rakitka. Setz dich, Rakitka, warum stehst du? Oder sitzest du schon? Ach, Rakituschka versteht schon für sich zu sorgen! Siehst du, Aljoscha, jetzt sitzt er uns dort gegenüber und ist beleidigt, weil ich dich zuerst gebeten habe, Platz zu nehmen. Ach, empfindlich ist mir der Rakitka, unglaublich empfindlich!“ Gruschenka lachte. „Sei nicht böse, Rakitka, heute bin ich gut. Warum sitzest du so traurig da, Aljoschka, fürchtest du mich etwa?“ Mit fröhlichem Lachen sah sie ihm in die Augen.

„Er hat großen Kummer. Es hat keine Rangerhöhung gegeben,“ brummte Rakitin.

„Was für eine Rangerhöhung?“

„Sein Staretz stinkt.“

„Wie, wer stinkt? Was du für einen Unsinn schwatzest! Du willst wohl wieder irgendeine Gemeinheit damit sagen. Schweig, Dummkopf. Aljoscha, laß mich auf deinen Knien sitzen, sieh so!“ Im Augenblick sprang sie auf und setzte sich ihm lachend auf die Knie, und wie ein Kätzchen umfaßte sie mit dem rechten Arm zärtlich seinen Hals. „Ich werde dich wieder froh machen, du mein gottesfürchtiger Knabe! Erlaubst du mir wirklich, auf deinen Knien zu sitzen, bist du nicht böse? Sag nur, und ich werde sofort abspringen.“

Aljoſcha ſchwieg. Er ſaß und wagte nicht ſich zu rühren; er hörte wohl ihre Worte: „Sag nur, und ich werde abſpringen," aber er antwortet ihr nicht, er war förmlich erſtarrt. Doch ging in ihm nicht etwa das vor ſich, was man wohl hätte erwarten können, oder was Rakitin, der ihn von ſeinem Platze aus gierig beobachtete, annahm. Der große Kummer in ſeiner Seele verſchlang alle übrigen Gefühle, die jetzt in ſeinem Herzen hätten auftauchen können, und wenn er in dieſem Augenblick fähig geweſen wäre, ſich über ſeine Gefühle Rechenſchaft abzulegen, ſo hätte er ſich geſtehen müſſen, daß er gegenwärtig gegen jegliche Verführung oder Verlockung gepanzert war. Nichtsdeſtoweniger wunderte er ſich doch unwillkürlich über eine neue und ſonderbare Empfindung, die mit einem Male in ſeinem Herzen auftauchte: Dieſes Weib, dieſes „ſchreckliche" Weib, flößte ihm nicht im geringſten jene Furcht ein, die ihn früher beim Gedanken an eine Frau überfallen hatte — wenn jemals einer in ſeiner Seele aufgetaucht war —, im Gegenteil, dieſe Frau, die er am meiſten von allen gefürchtet hatte, und die jetzt auf ſeinen Knien ſaß und ihn umarmt hielt, erweckte in ihm ein ganz anderes, unerwartetes und beſonderes Gefühl, das Gefühl einer ungewöhnlichen, noch nie ſo empfundenen herzensreinen Anteilnahme, und alles das ohne jegliche Furcht, ohne den geringſten früheren Schrecken. Das war es, was ihn hauptſächlich in Erſtaunen ſetzte.

„Genug jetzt mit dem Unſinnſchwatzen," rief Rakitin dazwiſchen, „laß mal lieber Champagner reichen, das iſt jetzt deine Pflicht und Schuldigkeit, wie du ſelbſt am beſten weißt!"

„Du haſt recht, ich bin dir jetzt welchen ſchuldig. Ich habe ihm doch Champagner für den Fall verſprochen, daß er dich zu mir brächte. Na, mal los, holen wir den Champagner, ich werde mittrinken! Fenjá, Fenjá, bring den Champagner, die Flaſche, die Mitjá hier gelaſſen hat, ſchnell! Wenn ich auch geizig bin, die Flaſche gebe ich doch, aber nicht deinetwegen, Rakitka, du biſt bloß ein Giftpilz, er aber iſt ein Prinz! Und wenn auch meine Seele jetzt nicht dazu aufgelegt iſt, einerlei, ich trinke mit euch, auch ich möchte einmal ausgelaſſen ſein!“

„Was iſt denn das für ein Augenblick, und was für eine ‚Nachricht‘ erwarteſt du denn, wenn man fragen darf, oder iſt das ein Geheimnis?“ Rakitin brachte das Geſpräch wieder darauf zurück und gab ſich dabei aus allen Kräften den Anſchein, als bemerke er die Naſenſtüber nicht, die ihm Gruſchenka verabfolgte.

„Ach, warum ſoll das ein Geheimnis ſein, du weißt es doch ſchon,“ ſagte Gruſchenka unwillig und drehte ihren Kopf zu Rakitin zurück, wobei ſie ſich ein wenig von Aljoſcha abwandte, doch blieb ſie auf ſeinen Knien ſitzen und hielt ſeinen Hals immer noch umſchlungen: „Mein Offizier iſt da, mein Offizier kommt!“

„Ich weiß, daß er kommt, aber iſt er denn ſchon hier?“

„In Mokroje iſt er; von dort aus wird er mir einen reitenden Boten ſchicken. Er hat mir geſchrieben, vorhin erhielt ich den Brief. Ich ſitze jetzt hier und erwarte den Boten.“

„Alſo das iſt's! Warum aber in Mokroje?“

„Das zu erzählen wäre zu weitläufig, und außerdem genügt das für dich.“

„Und . . . und, der Mitjenka, der . . . o weh! Weiß er das, oder weiß er es nicht?“

„Ob er's weiß? Nichts weiß er! Wenn er es wüßte, so würde er mich totſchlagen. Aber jetzt fürchte ich nichts mehr, nichts, auch ſein Meſſer nicht. Schweig, Rakitka, erinnere mich nicht mehr an Dmitrij Fedorowitſch: Er hat mir das Herz müd gequält. Und ich möchte an all das nicht mehr denken. Hier, an Aljoſchetſchka will ich denken, Aljoſchetſchka will ich anſehen . . . Ja, lache nur über mich, mein Täubchen, freue dich über meine Dummheit, über meine Freude lache nur! Er lächelt, er lächelt! Wie freundlich er mich anſieht! Weißt du, Aljoſcha, ich dachte immer, daß du wegen vorgeſtern . . . wegen des Fräuleins . . . mir böſe biſt. Ich war ein Scheuſal, ich weiß . . . Aber es iſt doch gut ſo, wie es gekommen iſt. Und ſchlecht war es, und gut war es,“ ſagte Gruſchenka nachdenklich lächelnd, und ein harter Zug erſchien plötzlich trotz des Lächelns auf ihrem Geſicht. „Mitjá ſagte mir, daß ſie geſchrien habe: ‚Peitſchen ſollte man ſie!‘ Ich hatte ſie gar zu ſehr beleidigt. Sie rief mich zu ſich, wollte mich beſiegen, mit ihrer Schokolade verführen . . . Nein, es iſt doch gut ſo, wie es gekommen iſt,“ ſagte ſie nochmals und lächelte wieder. „Aber ich fürchte immer noch, daß du böſe . . .“

„Ja, das iſt wahr,“ wandte ſich Rakitin in ernſter Verwunderung an Aljoſcha. „Sie fürchtet dich, Aljoſcha, dich Küchel!“

„Für dich iſt er ein Küchel, Rakitka, weil du kein

Gewiſſen haſt! Ich aber liebe ihn mit meiner ganzen Seele! Glaubſt du mir, Aljoſcha, daß ich dich mit meiner ganzen Seele liebe?"

„Ach, du ſchamloſes Geſchöpf! Sie macht dir eine Liebeserklärung, Aljoſcha."

„Und wenn es ſo wäre, was iſt denn dabei, daß ich ihn liebe?"

„Und dein Offizier? Und die goldene Nachricht aus Mokroje?"

„Das iſt etwas für ſich, und das hier iſt auch etwas für ſich."

„Sieh mal, das iſt wieder einmal echte Weiberlogik!"

„Ärgere mich nicht, Rakitka," fiel Gruſchenka ihm heftig ins Wort, „das iſt etwas ganz anderes. Aljoſcha liebe ich auf eine andere Art. Es iſt wahr, Aljoſcha, früher dachte ich auch mit einem häßlichen Gedanken an dich. Ich bin ja ein niedriges Geſchöpf, ein wildes Geſchöpf bin ich, aber zuweilen habe ich doch auf dich wie auf mein Gewiſſen geſehen. Immer habe ich gedacht: Wie muß ſo einer, wie du, mich ſchlechtes Geſchöpf verachten! Noch vorgeſtern dachte ich es, als ich von dem Fräulein nach Hauſe kam. Ich habe ſchon ſo lange an dich gedacht, Aljoſcha, und Mitjá weiß es, ich habe ihm alles geſagt. Mitjá verſteht das ſehr gut. Glaub mir, Aljoſcha, ein anderes Mal, wenn ich dich anſehe, ſo ſchäme ich mich, ſo vergehe ich vor Scham . . . Und ſeit wann ich an dich zu denken angefangen habe, weiß ich nicht einmal, ich erinnere mich deſſen nicht mehr . . ."

Fenjá trat ein und ſtellte einen Unterſetzer mit drei

gefüllten Champagnergläſern und einer aufgekorkten Champagnerflaſche auf den Tiſch.

„Der Champagner iſt da!“ meldete Rakitin. „Hör mal, du biſt ja heute ſo erregt, daß du, wenn du ein Glas getrunken haſt, womöglich noch zu tanzen anfangen wirſt.“

„Pfui, Schweinerei,“ rief er aus, als er den Champagner näher betrachtete. „Die Alte hat die Flaſche in der Küche aufgekorkt und den Pfropfen nicht wieder aufgeſetzt . . . außerdem iſt er warm. Nun, meinetwegen, ich trinke ihn auch ſo.“

Er ſchenkte ſich ein, ſtürzte ein Glas hinunter und goß ſich ein zweites ein.

„Champagner bekommt man nicht alle Tage,“ ſagte er und leckte ſich die Lippen —, „nun, Aljoſcha, nimm ein Glas und zeige, was du kannſt. Worauf ſollen wir trinken? Auf das Paradies? Nimm ein Glas, Gruſcha, trink auch du aufs Paradies!“

„Warum willſt du denn aufs Paradies trinken?“

Sie nahm ein Glas, auch Aljoſcha nahm das ſeinige, trank aber keinen Schluck und ſtellte es wieder zurück.

„Nein, es iſt beſſer, ich trinke nicht,“ ſagte er leiſe lächelnd.

„So haſt du nur geprahlt!“ rief ſofort Rakitin höhniſch lachend.

„Wenn er nicht trinkt, ſo will auch ich nicht trinken,“ ſagte Gruſchenka, „und ich will auch gar nicht . . . Trink du allein, Rakitka, die ganze Flaſche ſchenke ich dir. Wenn Aljoſcha trinkt, dann werde auch ich trinken, ſonſt aber nicht.“

„Sind das aber Kälberzärtlichkeiten!“ ſchimpfte

Rakitin voll Hohn. „Dabei ſitzeſt du noch auf ſeinen Knien! Er hat wenigſtens einen Kummer, was aber haſt du? Er revoltiert gegen ſeinen Gott, er wollte ſogar ſchon Wurſt eſſen . . .“

„Wieſo?“

„Sein Staretz iſt doch heute geſtorben, Staretz Soſſima, der Heilige!“

„Der Staretz Soſſima iſt geſtorben?“ fragte Gruſchenka betroffen, „Herrgott, und ich wußte es nicht!“ Sie bekreuzte ſich andächtig. „Gott, und was tue ich . . . ich . . . ich ſitze auf ſeinen Knien!“ fuhr ſie plötzlich erſchrocken auf. Sofort ſprang ſie von ſeinen Knien herab und ſetzte ſich auf den Diwan.

Aljoſcha ſah ſie lange und erſtaunt an: In ſeinem Geſicht ſchien etwas aufzuleuchten.

„Rakitin,“ ſagte er plötzlich mit lauter und feſter Stimme, „ſpotte nicht, daß ich mich gegen meinen Gott empöre. Ich möchte gegen dich keinen Groll hegen, darum ſei auch du beſſer. Ich habe einen Schatz verloren, wie du nie einen beſeſſen haſt, und du kannſt darum auch nicht über mich urteilen. Sieh lieber einmal her auf ſie: Haſt du bemerkt, wie ſie mich geſchont hat? Ich kam hierher und dachte, eine böſe Seele zu finden —, und es zog mich hierher, weil ich ſelbſt ſchlecht und böſe war. Statt deſſen habe ich eine aufrichtige Schweſter . . . eine liebende Seele gefunden . . . Sie hat mich gleich geſchont . . . Agrafena Alexandrowna, ich ſpreche von dir. Du haſt meine Seele wieder aufgerichtet.“

Aljoſchas Lippen bebten, und ſein Atem ſtockte. Er hielt inne.

„Das wäre ja beinahe, als ob sie dich gerettet hätte!“ Rakitin lachte boshaft auf. „Dabei wollte sie dich doch verschlingen, weißt du denn das nicht?“

„Schweig, Rakitka!“ Gruschenka sprang plötzlich auf, „schweigt alle beide! Jetzt werde ich alles sagen: Du, Aljoscha, schweige, denn bei deinen Worten packt mich die Scham, weil ich schlecht und nicht gut bin —, siehst du, so ist's! Und du, Rakitka, schweig, denn du lügst ja doch nur. Ich hatte einmal, das ist wahr, den schlechten Gedanken, ihn zu verschlingen, wie du sagst, aber jetzt lügst du, jetzt ist das nicht mehr der Fall ... Und daß ich jetzt von dir kein Wort mehr höre, Rakitka!“

Gruschenka sagte es in außergewöhnlicher Erregung.

„Ihr seid beide nicht recht gescheit!“ schimpfte Rakitin, der bald sie, bald Aljoscha verwundert ansah. „Ihr habt ja vollständig den Verstand verloren! Ich bin, wie's scheint, hier in ein Irrenhaus geraten. Es wird nicht mehr lange dauern, und ihr werdet zu weinen anfangen!“

„Ja, ich werde weinen, werde weinen!“ sagte Gruschenka. „Er hat mich seine Schwester genannt, und das werde ich ihm nie vergessen! Aber sieh, Rakitka, wenn ich auch schlecht bin, so habe ich doch vielleicht ein Zwiebelchen gegeben!“

„Was für ein Zwiebelchen? — Pfui Teufel, sie sind ja faktisch übergeschnappt!“

Rakitin wunderte sich über ihre verzückte Begeisterung und fühlte sich gekränkt, obgleich er sich hätte sagen müssen, daß sich bei beiden alles, was ihre Seelen

erſchütterte, in dieſer Minute zuſammenfand, wie das nicht oft im Leben geſchieht. Doch Rakitin, der ſonſt ſehr feinfühlig in allem war, was ihn ſelbſt betraf, war ſehr roh im Verſtändnis der Empfindungen und Gefühle ſeiner Nächſten, teilweiſe wohl aus jugendlicher Unerfahrenheit, teilweiſe aber auch aus großem Egoismus.

„Siehſt du, Aljoſchetſchka," ſagte Gruſchenka nervös auflachend, und ſie wandte ſich wieder zu ihm, „ich prahle vor Rakitka, daß ich ein Zwiebelchen gegeben hätte, vor dir aber werde ich nicht damit prahlen, dir werde ich es aus einem anderen Grunde erzählen. Es iſt nur eine Legende, aber eine ſchöne, ich habe ſie bereits als Kind gehört, von meiner Matrjona, die noch jetzt bei mir als Köchin dient. Alſo: Es lebte einmal ein altes Weib, das war ſehr, ſehr böſe und ſtarb. Dieſe Alte hatte in ihrem Leben keine einzige gute Tat vollbracht. Da kamen denn die Teufel, ergriffen ſie und warfen ſie in den Feuerſee. Ihr Schutzengel aber ſtand da und dachte: Kann ich mich denn keiner einzigen guten Tat von ihr erinnern, um ſie Gott mitzuteilen? Da fiel ihm etwas ein, und er ſagte zu Gott: ‚Sie hat einmal,' ſagte er, ‚aus ihrem Gemüſegärtchen ein Zwiebelchen herausgeriſſen, und es einer Bettlerin gegeben.' Und Gott antwortete ihm: ‚Nimm,' ſagte er, ‚dieſes ſelbe Zwiebelchen, und halte es ihr hin in den See, ſo daß ſie die Wurzeln zu ergreifen vermag, und wenn du ſie aus dem See herausziehen kannſt, ſo möge ſie ins Paradies eingehen, wenn aber das Pflänzchen abreißt, ſo ſoll ſie bleiben, wo ſie iſt.' Der Engel lief zum Weibe und hielt ihr das Zwiebelchen hin: ‚Nun,' ſagte

er zu ihr, ‚faß an, wir wollen ſehen, ob ich dich herausziehen kann.‘ Und er begann vorſichtig zu ziehen — und zog ſie beinahe ſchon ganz heraus; da bemerkten es aber die anderen Sünder im See, und wie ſie das ſahen, klammerten ſie ſich alle an ſie, damit man auch ſie mit ihr zuſammen herauszöge. Aber das Weib war böſe, ſehr böſe und ſtieß ſie mit ihren Füßen zurück und ſchrie: ‚Nur mich allein ſoll man herausziehen und nicht euch, es iſt mein Zwiebelchen und nicht eures.‘ Wie ſie aber das ausgeſprochen hatte, riß das kleine Pflänzchen entzwei. Und das Weib fiel in den Feuerſee zurück und brennt dort noch bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber weinte und ging davon. So lautet die Legende, Aljoſcha, und ich habe ſie Wort für Wort auswendig behalten, weil ich ſelbſt dieſes ſehr, ſehr böſe Weib bin. Vor Rakitka prahlte ich, daß ich das Zwiebelchen gegeben hätte, aber dir ſage ich etwas anderes: Ich habe in meinem ganzen Leben nur ein Zwiebelchen gegeben, und das iſt die einzige gute Tat, die ich vollbracht habe. Lobe mich nicht, Aljoſcha, halte mich nicht für gut, ich bin ſchlecht und ſehr, ſehr böſe, und wenn du mich lobſt, muß ich mich ſchämen. Ach, jetzt bereue ich ſchon alles! Weißt du, Aljoſcha, ich habe dermaßen gewünſcht, dich zu mir heranzulocken, daß ich Rakitka keine Ruhe gelaſſen habe, daß ich ihm fünfundzwanzig Rubel verſprochen habe, wenn er dich zu mir brächte. Warte, Rakitka, ſchweig!“ Sie ging mit raſchen Schritten zum Tiſch, zog ein Schiebfach heraus, ſuchte nach ihrer Börſe und entnahm ihr dann einen Fünfundzwanzigrubelſchein.

„Was fällt dir ein! Biſt wohl ganz verrückt geworden!“ Rakitin war nicht wenig verdutzt.

„Nimm nur, Rakitka, das iſt meine Schuld, wirſt es doch nicht abſchlagen, haſt ja ſelbſt ſo viel verlangt!“ Und ſie warf ihm den Schein zu.

„Warum denn ſchließlich abſchlagen,“ brummte Rakitin, tapfer bemüht, ſeine Verlegenheit zu verbergen. „Das kommt mir ſogar ſehr gelegen. Die Dummköpfe ſind ja doch nur zur Ausnutzung für die Klugen da.“

„Aber jetzt ſchweige, Rakitka, jetzt werde ich etwas erzählen, was nicht für deine Ohren beſtimmt iſt. Setze dich dorthin in den Winkel und ſchweige; du liebſt uns nicht, das weiß ich, ſo ſchweige denn.“

„Wofür ſollte ich euch denn lieben?“ ſchimpfte Rakitin, ohne ſeine Wut zu verbergen. Den Fünfundzwanzigrubelſchein ſteckte er in die Taſche, ſchämte ſich aber doch ſehr vor Aljoſcha. Er hatte darauf gerechnet, dieſen Lohn nachher zu erhalten, ſo daß Aljoſcha gar nichts davon erfahren hätte. Darum nämlich war er ſo wütend. Bis dahin hatte er noch für ratſam gefunden, Gruſchenka nicht zu ſehr zu widerſprechen, ungeachtet aller Zurechtweiſungen, die ſie ihm erteilte, und die nur zu deutlich verrieten, daß ſie über ihn eine gewiſſe Macht hatte. Jetzt aber tat er ſich keinen Zwang mehr an.

„Wenn man liebt, ſo muß man eine Veranlaſſung dazu haben, was aber habt ihr beide denn für mich getan?“

„Man muß auch für nichts und wieder nichts lieben können, ſo wie Aljoſcha liebt.“

„Wieſo liebt er dich denn, und was hat er dir denn getan, daß du damit ſo prahlſt?"

Gruſchenka ſtand mitten im Zimmer und ſprach erregt; in ihrer Stimme klang ſchon eine hyſteriſche Note.

„Schweig, Rakitka, du verſtehſt nichts von uns! und wage es nicht, mich Du zu nennen, ich erlaube es dir nicht, — ſeit wann haſt du dir dieſe Frechheit überhaupt herausgenommen? Sitz in der Ecke und ſchweige, du biſt mein Lakai! Aber dir, Aljoſcha, werde ich jetzt über mich die lautere Wahrheit ſagen, damit du weißt, was für ein niedriges Geſchöpf ich bin! Nicht Rakitka, ſondern dir werde ich es ſagen. Ich wollte dich verderben, Aljoſcha, das iſt die ganze Wahrheit; ſo ſehr wollte ich es, daß ich Rakitka mit Geld beſtach, damit er dich herbrächte. Und weißt du, warum ich das ſo ſehr wollte? Du, Aljoſcha, wußteſt nichts davon, du wandteſt dich von mir ab oder ſenkteſt die Augen, wenn du an mir vorübergingſt, ich aber ſchaute dir nach und fing an, alle über dich auszufragen. Dein Geſicht aber behielt ich in meinem Herzen: ‚Er verachtet mich, er will mich nicht einmal anſehen,' dachte ich. Und es überkam mich zuletzt ein Gefühl, über das ich mich ſelbſt wunderte. Warum fürchtete ich ſo einen kleinen Knaben? Ach was, ich werde ihn einfach — verſchlingen und ihn dann nachher auslachen. Ich wurde zuletzt ganz wütend. Glaubſt du, niemand hier wagt zu ſagen, daß man Agrafena Alexandrowna mit ſchlechten Abſichten kommen darf; ich habe dort meinen Alten, an ihn bin ich auf ewig gebunden und verkauft; der Satan hat uns getraut, aber ſonſt

— niemand! Als ich dich aber ſah, entſchloß ich mich — dich zu verſchlingen. Und ſo verſchlinge ich dich denn und werde dich hinterher auslachen. Siehſt du, was für ein wildes Tier ich bin, ich, die du deine Schweſter genannt haſt! Siehſt du, und jetzt iſt mein Verführer gekommen, der mich entehrt hat; ich ſitze jetzt hier und erwarte von ihm eine Nachricht. Weißt du aber auch, was jener für mich bedeutet? Fünf Jahre ſind jetzt vergangen, vor fünf Jahren brachte mich Kuſjma her, — und ſo lebte ich denn hier und verſteckte mich vor allen Leuten, damit ſie mich nicht ſahen und nichts von mir hörten; ein mageres, dummes Kleines war ich! Da ſaß ich nun und weinte, und ſchlief die Nächte nicht und dachte: Wo mag er jetzt ſein, mein Verführer? Er lacht jetzt vielleicht mit der anderen über mich! Wenn ich ihn doch nur einmal ſehen, ihm begegnen könnte! Dann würde ich es ihm aber heimzahlen, ja, dann würde ich es ihm bezahlen! In der Nacht, in der Dunkelheit ſchluchzte ich in meine Kiſſen hinein und dachte unabläſſig daran, zerriß mein Herz und tränkte es mit verzweifelter Wut: ‚Ich werde es ihm bezahlen, ich werde es ihm ſchon bezahlen!‘ So war es, ſo ſchrie ich in die Nacht hinein. Ja, wenn ich mir das plötzlich vorſtellte, daß ich ihm nichts würde antun können, und daß er jetzt vielleicht über mich lacht oder aber überhaupt nicht mehr an mich denkt und mich ganz vergeſſen hat, ſo warf ich mich aus dem Bett auf den Fußboden und ſchüttelte mich und wälzte mich vor ohnmächtiger Wut und vor ohnmächtigen Tränen! Am nächſten Morgen ſtehe ich auf wie ein wütendes Tier; ich wäre froh

gewesen, die ganze Welt verschlingen zu können. Darauf, was denkst du wohl, habe ich angefangen mir ein Kapital zusammen zu scharren, ich wurde unbarmherzig und gleichgültig gegen alles, mein Körper nahm zu und wurde schön — glaubst du aber, daß ich auch an Vernunft zunahm? Haha! Niemand auf der ganzen Welt weiß oder sieht was von mir! Und wenn die nächtliche Dunkelheit wieder anbricht, so liege ich, wie dasselbe kleine, dumme Mädchen vor fünf Jahren, auf meinem Bett und knirsche mit meinen Zähnen und weine die ganze Nacht: ‚Ich werde ihn schon, ich werde ihn schon . . .!‘ denke ich dann wieder. Hast du jetzt alles gehört? Nun, wirst du mich aber jetzt verstehen, wenn ich dir sage, daß mir, als ich vor einem Monat plötzlich von ihm einen Brief erhielt, mit der Nachricht, daß er kommt, daß er Witwer ist und mich wiedersehen möchte —, daß mir da der Atem stehen blieb! Herrgott, denke ich da plötzlich: also er kommt und pfeift mir zu, ruft mich, und ich krieche wieder zu ihm wie ein geschlagenes Hündchen, das sich schuldig fühlt! So denke ich bei mir und traue mir selbst nicht: ‚Bin ich niedrig, oder bin ich nicht so niedrig, werde ich zu ihm laufen, oder werde ich nicht zu ihm laufen?‘ Und es packte mich eine Wut auf mich selbst, die mich den ganzen Monat nicht verließ, schlimmer noch als vor fünf Jahren. Siehst du jetzt, Aljoscha, was ich für eine Wütende, Rasende bin?! Die ganze Wahrheit habe ich dir soeben gesagt. Mit Mitjá habe ich mich amüsiert, um nicht an jenen zu denken. Schweig, Rakitka, du hast nicht über mich zu urteilen, dir habe ich es nicht erzählt. Ich lag jetzt hier, bevor ihr kamt,

wartete und dachte — und beſchloß mein Schickſal, und niemals werdet ihr erfahren, was in meinem Herzen vorging. Nein, Aljoſcha, ſage deinem Fräulein, daß ſie mir wegen vorgeſtern nicht böſe ſein ſoll! ... Niemand auf der ganzen Welt weiß, was in mir jetzt vorgeht, und wer ſoll es denn auch wiſſen! ... Vielleicht nehme ich ein Meſſer mit, wer kann es wiſſen ..."

Als Gruſchenka das ausgeſprochen hatte, konnte ſie nicht mehr an ſich halten: ſie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, warf ſich auf den Diwan in die Kiſſen und weinte wie ein kleines Kind. Aljoſcha erhob ſich von ſeinem Platz und ging zu Rakitin.

„Miſcha," ſagte er, „ſei nicht böſe. Du biſt von ihr beleidigt worden, ſei aber nicht böſe. Haſt du gehört, was ſie geſagt hat? Man kann von der Seele des Menſchen nicht zu viel verlangen, man muß barmherziger ſein."

Aljoſcha kamen dieſe Worte ganz von ſelbſt über die Lippen. Er mußte ſeinem Herzen Luft machen, und darum wandte er ſich an Rakitin. Wenn Rakitin auch nicht dageweſen wäre, ſo hätte er ſie trotzdem ausgerufen. Rakitin ſah ihn aber ſpöttiſch an, und Aljoſcha verſtummte.

„Du biſt heute mit deinem Staretz geladen, und jetzt ſchießeſt du ihn auf mich ab, du Gottesknecht Aljoſchetſchka!" ſagte Rakitin mit haßerfülltem Lächeln.

„Spotte nicht, Rakitin, lache nicht ſo und ſprich nicht vom Verſtorbenen: Er war höher als alle auf der Welt!" rief Aljoſcha mit unſicherer Stimme. „Ich habe nicht als Richter zu dir geſprochen, ſondern als der

erſte, der gerichtet werden muß. Was bin ich vor ihr? Ich kam hierher, um ins Verderben zu gehen, und ſagte mir: ‚Meinetwegen, meinetwegen, mir ſoll's recht ſein!‘ ſo kleinmütig war ich. Sie aber hat nach fünf Jahren Qual, nur weil irgend jemand kam und ihr ein aufrichtiges Wort ſagte — alles verziehen, alles vergeſſen, und weint! Ihr Beleidiger iſt zurückgekehrt und ruft ſie, und ſie verzeiht ihm alles, eilt freudig zu ihm und wird das Meſſer nicht mitnehmen, nein, wird es nicht mitnehmen! Ich bin nicht ſo. Ich weiß nicht, ob du auch ſo biſt, Miſcha, aber ich bin nicht ſo. Ich habe ſoeben eine Lehre von ihr erhalten ... Sie iſt in ihrer Liebe größer als wir ... Haſt du auch früher ſchon dasſelbe von ihr gehört, was ſie ſoeben geſagt hat? Nein, du haſt es nicht gehört; wenn du es gehört hätteſt, ſo hätteſt du ſchon längſt alles verſtanden ... auch die andere Beleidigte würde ihr vergeben. Und ſie wird ihr vergeben, ſobald ſie es nur erfährt ... und ſie wird es erfahren ... Dieſe Seele iſt noch nicht zur Ruhe gekommen ... man muß ſie ſchonen ... in ihrer Seele könnte ein Schatz ...“

Aljoſcha verſtummte, atemlos. Rakitin ſah ihn trotz ſeiner Wut verwundert an. Niemals hätte er von dem ſtillen Aljoſcha eine ſolche Rede erwartet.

„Du entpuppſt dich ja als großer Advokat! Haſt dich wohl in ſie verliebt, wie? Agrafena Alexandrowna, unſer Faſter hat ſich direktement in dich verliebt, du haſt ihn beſiegt!“ ſchrie er mit frechem Lachen.

Gruſchenka erhob ihren Kopf aus den Kiſſen und ſah Aljoſcha mit einem gerührten Lächeln an, das ihr tränengeſchwollenes Geſicht erhellte.

„Laß ihn, Aljoſcha, mein Cherub, ſiehſt du, wie er iſt, du haſt dich an den Rechten gewandt. Ich, Michail Oſſipowitſch," ſagte ſie zu Rakitin, „wollte dich um Verzeihung bitten, weil ich dich gekränkt habe, aber jetzt will ich es nicht mehr tun. Aljoſcha, komm zu mir, ſetz dich neben mich," rief ſie ihn mit glücklichem Lächeln zu ſich. „Sieh, ſo, ſetze dich her, ſage du mir" (ſie ergriff ſeine Hand und ſah ihm lächelnd ins Geſicht). „Sage du mir: Liebe ich ihn, oder liebe ich ihn nicht? Meinen Beleidiger, meine ich, liebe ich ihn, oder liebe ich ihn nicht? Ich lag hier, bevor ihr kamt, allein in der Dunkelheit und fragte mein Herz: Liebe ich ihn, oder liebe ich ihn nicht? Entſcheide du, Aljoſcha, jetzt iſt es Zeit, wie du beſtimmſt, ſo wird es geſchehen. Soll ich ihm vergeben, oder ſoll ich ihm nicht vergeben?"

„Du haſt ihm doch ſchon vergeben," ſagte Aljoſcha lächelnd.

„Ja, ſofort habe ich ihm vergeben," entgegnete Gruſchenka nachdenklich. „Was für ein niedriges Herz! Ich trinke auf mein niedriges Herz!" Sie ergriff ein Glas, leerte es bis auf den Grund, hob es in die Höh und warf es mit Wucht zu Boden. Die Scherben klirrten. Ihr Lächeln war grauſam in dieſem Augenblick.

„Vielleicht habe ich ihm aber doch noch nicht vergeben!" ſagte ſie drohend wie zu ſich ſelbſt, und ihr Blick haftete am Boden. „Vielleicht hat mein Herz erſt angefangen zu verzeihen. Ich kämpfe ja noch mit meinem Herzen. Ich, ſiehſt du, Aljoſcha, ich habe die Tränen meiner fünfjährigen Qual liebgewonnen . . .

Vielleicht liebe ich nur mein Leid, meine Kränkung, und liebe i h n überhaupt nicht!"

„Na, ich möchte jetzt nicht in seiner Haut stecken!" meinte Rakitin.

„Und wirst auch nie in seiner Haut stecken, Rakitka, nie! Du wirst mir die Stiefel putzen, Rakitka, dazu kann ich dich gebrauchen, aber solch eine wie ich wirst du niemals zu sehen bekommen . . . Ja, und vielleicht auch er nicht . . ."

„Er? Warum hast du dich denn so aufgeputzt?" neckte schadenfroh Rakitin.

„Wirf mir nicht den Putz vor, Rakitka, du kennst mein Herz noch nicht! Wenn ich will, so zerreiße ich ihn, sofort zerreiße ich ihn, in dieser Minute!" rief sie laut. „Du weißt noch nicht, wozu diese Toilette dienen soll, Rakitka! Vielleicht nur, um zu ihm zu gehen und ihm zu sagen: ‚Hast du mich schon so gesehen oder noch nicht?' Er hat mich doch als siebzehnjähriges, mageres und abgezehrtes Ding verlassen. Da werde ich mich zu ihm setzen, ihn berücken und anfachen: ‚Hast du gesehen, wie ich jetzt bin,' werde ich ihm sagen, ‚nun, und dabei bleibt es, mein werter Herr, kannst dir die Lippen lecken, mehr gibt es nicht!' siehst du, wozu diese Toilette noch dienen kann, Rakitka," schloß Gruschenka mit bösem Lachen. „Ich bin ein wütendes, ein schlechtes Geschöpf, Aljoscha. Wenn ich will, so zerreiße ich meinen Putz in Fetzen, verstümmle ich meine Schönheit, verbrenne mir das Gesicht und zerschneide es mit dem Messer und gehe betteln. Wenn ich will, so gehe ich jetzt nirgendwohin und zu niemandem und schicke morgen Kusjma alles

zurück, was er mir geſchenkt hat, all ſein Geld, und gehe hin, um mein ganzes Leben lang Tagelöhnerin zu ſein! . . . Du denkſt wohl, daß ich es nicht tun würde, Rakitka, nicht wagen würde, das zu tun? Ich werde es tun, werde es tun, ſofort werde ich es tun, reizt mich nur nicht . . . ihn aber werde ich fortjagen, dem will ich . . . der ſoll mich nicht zu ſehen bekommen!"

Die letzten Worte rief ſie außer ſich. Wieder konnte ſie ſich nicht beherrſchen. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, warf ſich in die Kiſſen und ſchüttelte ſich vor Schluchzen. Rakitin erhob ſich von ſeinem Platz:

„Es iſt Zeit," ſagte er, „es iſt ſchon ſpät, man wird uns nicht mehr ins Kloſter einlaſſen."

Gruſchenka ſprang ſofort auf.

„Iſt es möglich, daß du ſchon fortgehn willſt, Aljoſcha!" fragte ſie in trauriger Beſtürzung: „Was haſt du jetzt aus mir gemacht? Du haſt alles in mir wachgerufen, haſt mein Herz zerriſſen und nun — wieder dieſe Nacht, in der ich allein bleiben muß!"

„Er kann doch nicht bei dir nächtigen? Doch wenn du es willſt — meinetwegen! Ich werde dann allein fortgehen," witzelte Rakitin wieder in ſeiner häßlichen Weiſe.

„Schweig, du böſe Seele," ſchrie Gruſchenka wütend, „niemals haſt du mir ſolche Worte geſagt, wie Aljoſcha ſie heute zu mir geſprochen hat!"

„Was hat er dir denn geſagt?" erkundigte ſich Rakitin gereizt.

„Ich weiß nicht mehr was, ich kann dir nicht ſagen,

was er mir gesagt hat, aber mein Herz hat es gefühlt, er hat mir mein Herz um- und umgekehrt . . . Er hat mit mir als erster und einziger Mitleid gehabt, siehst du, das ist es! Warum bist du, mein Schutzengel, nicht früher zu mir gekommen!" Sie fiel wie außer sich vor ihm auf die Knie nieder. „Ich habe mein ganzes Leben lang solch einen wie dich erwartet, gerade daß so einer wie du kommen und mir alles verzeihen werde! Und ich habe geglaubt, daß irgend jemand auch mich lieben wird, mich Schlechte, und nicht nur um den Preis meiner Schande . . ."

„Was habe ich dir denn Gutes getan?" fragte Aljoscha gerührt lächelnd, beugte sich zu ihr nieder und erfaßte ihre beiden Hände: „Nur ein Zwiebelchen habe ich dir gegeben, nur ein kleines Zwiebelchen, und nur das, nur, nur das! . . ."

Und als er das gesagt hatte, rollten ihm selbst die Tränen über die Wangen. In diesem Augenblick hörte man im Flur ein Geräusch: jemand trat ins Vorzimmer ein; Gruschenka sprang auf vor Schreck. Fenjá stürzte mit Lärm und Geschrei ins Zimmer.

„Herein, Täubchen, der Bote ist angekommen!" rief sie freudig. „Ein Wagen aus Mokroje ist gekommen, Timofeij mit einer Troika, sofort werden die Pferde gewechselt . . . Ein Brief, ein Brief, hier ist der Brief!"

Sie hielt den Brief in der Hand und schwenkte ihn die ganze Zeit in der Luft. Gruschenka riß ihr den Brief aus der Hand und trat zum Licht. Es war nur ein Zettelchen, einige Zeilen; in einem Augenblick hatte sie es gelesen.

„Er ruft mich!“ ſagte ſie erbleichend, und ihr Geſicht verzerrte ſich zu einem ſchmerzlichen Lächeln, „er pfeift! Nun, kriech heran, Hündchen!“

Doch nur einen Augenblick ſtand ſie unentſchloſſen da; plötzlich ſtieg ihr das Blut in die Wangen, und ihre Augen flackerten auf.

„Ich gehe!“ rief ſie plötzlich aus. „Meine fünf Jahre! Lebt wohl! Leb wohl, Aljoſcha, mein Schickſal iſt entſchieden ... Fort mit euch, fort, alle, damit ich euch nicht mehr ſehe! ... Gruſchenka beginnt ihren Flug ins neue Leben ... Auch du, Rakitka, gedenke meiner im guten. Vielleicht gehe ich in den Tod! Ich bin ja wie betrunken!“

Sie verließ ſie plötzlich und lief in ihr Schlafzimmer.

„Nun, jetzt hat ſie keine Zeit mehr für uns,“ brummte Rakitin. „Gehen wir, ſonſt beginnt womöglich wieder dieſes Weibergeſchrei. Dieſe hyſteriſchen Tränen ſind mir ſchon zum Ekel geworden ...“

Aljoſcha ließ ſich mechaniſch hinausführen. Auf dem Hof ſtand ein Wagen: man ſpannte die Pferde aus, machte ſich geſchäftig am Wagen zu tun, eine Laterne wurde hin und her getragen. Durch das offene Hoftor wurden gerade die neuen drei Pferde gebracht. Kaum aber waren Aljoſcha und Rakitin auf die Treppe hinausgetreten, als ſich Gruſchenkas Schlafzimmerfenſter öffnete, und ſie mit heller Stimme Aljoſcha nachrief:

„Aljoſchetſchka, grüße deinen Bruder Mitjenka, und bitte ihn, daß er meiner nicht im böſen gedenke.

Thu's mit dieſen Worten: ‚Ein Schuft hat Gruſchenka bekommen, und nicht du haſt ſie bekommen, der Edelſte von allen!' Ja, und füge auch noch hinzu, daß ihn Gruſchenka ein Stündchen lang geliebt hat, im ganzen vielleicht ein Stündchen lang geliebt — und daß er ſich dieſes Stündchen ſein ganzes Leben lang erinnern ſoll, ſo habe Gruſchenka geſagt . . . ſein ganzes Leben lang! . . ."

Ihre Stimme ging in Schluchzen über. Das Fenſter wurde zugeſchlagen.

„Hm, hm!" brummte Rakitin und lachte dann laut auf. — „Deinem Bruder Mitjenka hat ſie den Todesſtoß verſetzt, und jetzt befiehlt ſie ihm noch dazu, ſein ganzes Leben lang daran zu denken! Iſt das aber eine Beſtie!"

Aljoſcha antwortete nichts darauf. Es war, als ob er es gar nicht gehört hätte. Er ging ſchnell neben Rakitin her, wie wenn er Eile hatte. Er war in tiefes Nachdenken verſunken und ging ganz mechaniſch. Rakitin fühlte plötzlich einen faſt körperlichen Schmerz in ſeinem Innern, als wenn an ihm eine friſche Wunde berührt worden wäre. Er hatte etwas ganz anderes vorhin erwartet, als er Aljoſcha zu Gruſchenka führte; und nun hatte ſich dieſes ſo ganz Unerwartete ereignet. Nein, nicht das hatte er gewünſcht!

„Ihr Offizier iſt ein Pole," ſagte er ſchließlich, da er nicht mehr an ſich halten konnte, „und jetzt iſt er nicht einmal mehr Offizier, ſondern bloß ein Zollbeamter, hat in Sibirien gedient, irgendwo dort an der chineſiſchen Grenze. Ein jämmerliches, kränkliches Kerlchen ſcheint es zu ſein. Hat ſeine Stelle verloren,

ſagt man . . . Er hat gehört, daß Gruſchenka ein Kapital haben ſoll, nun, und da iſt er denn zurückgekehrt. Das iſt das ganze Wunder."

Aljoſcha ſchien wieder nicht zuzuhören. Rakitin fuhr fort:

„Nun, was, haſt du eine Sünderin bekehrt?" fragte er boshaft lachend. „Eine Verirrte auf den Weg der Wahrheit geführt? Die ſieben Teufel ausgetrieben etwa? Da haben ſich ja eure erwarteten Wunder erfüllt!"

„Hör auf, Rakitin," unterbrach ihn Aljoſcha gequält.

„Jetzt verachteſt du mich wohl wegen der fünfundzwanzig Rubel? Habe ſozuſagen den Freund verkauft . . . Du biſt aber doch nicht Chriſtus, und ich nicht Judas . . ."

„Ach, Rakitin, ich verſichere dir, ich hatte das ſchon ganz vergeſſen," ſagte Aljoſcha, „du haſt mich jetzt ſelbſt daran erinnert . . ."

Da aber wurde Rakitin grob vor Wut.

„Hol euch alle und einen jeden der Teufel!" brüllte er. „Zum Teufel, warum habe ich mich mit dir abgegeben! Möchte dich von Stund an nicht mehr kennen! Geh allein ins Kloſter, dorthin gehörſt du!"

Und er kehrte ſich auf dem Hacken um und bog in eine andere Straße ein. Aljoſcha blieb in der Dunkelheit allein ſtehen. Er trat aus der Stadt hinaus und ging übers Feld auf das Kloſter zu.

IV.

Die Hochzeit zu Kana in Galiläa

Nach der Klosterregel war es sehr spät, als Aljoscha bei der Einsiedelei anlangte; der Pförtner ließ ihn auf einem besonderen Wege ein. Es hatte schon neun Uhr geschlagen, die Stunde der Ruhe und Erholung nach einem für alle so aufregenden Tage. Schüchtern öffnete Aljoscha die Tür und trat in die Zelle des Staretz, wo jetzt sein Sarg stand. Außer Pater Paissij, der einsam am Sarge die Evangelien las, und dem jungen Novizen Porfirij, der, müde von der gestrigen nächtlichen Unterhaltung und von den heutigen Aufregungen, im anderen Zimmer auf dem Fußboden in festem, jugendlichem Schlafe lag, war niemand in der Zelle. Pater Paissij hatte wohl gehört, daß Aljoscha eingetreten war, doch blickte er nicht einmal auf. Aljoscha ging von der Tür rechts in die Ecke, kniete nieder und fing an zu beten. Seine Seele war übervoll, aber es waren nur trübe, unklare Empfindungen in ihm, von denen keine sich klärte, sondern die eine verdrängte die andere, wie in stillem, gleichmäßigem Kreislauf. Im Herzen aber war ihm süß und sonderbar zumute, und er wunderte sich nicht einmal darüber. Wieder sah er vor sich den Sarg, und in ihm seinen teuren Toten. Doch in seiner Seele fühlte er nicht mehr wie am Morgen das quälende, nagende Leid. Gleich beim Eintritt fiel er vor dem Sarge wie vor einem Heiligtum in die Knie, doch Freude, Freude war in seinem Herzen und in seinen Gedanken. Das eine Fenster der Zelle stand offen, und es war eine frische,

kalte Luft im Zimmer. „So muß denn der Geruch noch ſtärker geworden ſein, wenn man das Fenſter geöffnet hat," dachte Aljoſcha. Doch dieſer Gedanke an den Verweſungsgeruch, der ihm noch vor kurzem ſo ſchrecklich und entehrend erſchienen war, erweckte in ihm keine Trauer mehr und keinen Unwillen. Er begann, leiſe zu beten, bald aber fühlte er ſelbſt, daß er nur mechaniſch betete. Bruchſtücke von Gedanken tauchten in ſeiner Seele auf, erglühten wie Sternchen und verlöſchten wieder und machten anderen Platz. Doch in ſeiner Seele erhob ſich etwas Ganzes, Feſtes, Tröſtendes, und er wurde ſich deſſen immer mehr bewußt. Von Zeit zu Zeit fing er von neuem leidenſchaftlich ein Gebet an, denn er wollte danken und lieben . . . Doch kaum hatte er das Gebet begonnen, ſo gingen ſeine Gedanken auch ſchon auf etwas anderes über, er verfiel in Nachdenken, vergaß das Gebet und auch das, was es unterbrochen hatte. Er fing an zuzuhören, was Pater Paiſſij las, aber den Ermüdeten überkam allmählich der Schlaf.

„Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa," las Pater Paiſſij, „und die Mutter Jeſu war da. Jeſus aber und ſeine Jünger waren auch auf die Hochzeit geladen . . ."

„Hochzeit? Was iſt das . . . eine Hochzeit . . .," ging es wie ferner Glockenklang durch Aljoſchas Gedanken. „. . . Auch ſie iſt voll Glück auf ein Feſt gefahren . . . Nein, ſie nahm nicht das Meſſer, nein, ſie nahm es nicht . . . Das war nur ein verzweifeltes Wort . . ., ſolche Worte muß man durchaus verzeihen, durchaus. Sie erleichtern die Seele . . . Ohne ſie

wäre es den Menſchen zu ſchwer, ihr Leid zu tragen ... Rakitin bog in eine Nebenſtraße ein. Er wird noch jetzt an die Kränkungen denken ... er wird immer in eine Nebenſtraße gehen ... Aber der Weg ... der Weg iſt doch groß, gerade und hell, kriſtallrein, und die Sonne am Ende des Weges ... Wie? ... Was lieſt er?"

„... Und da es an Wein gebricht, ſpricht die Mutter Jeſu zu ihm: Sie haben keinen Wein ..." hörte Aljoſcha ihn leſen.

„Ach ja, ich habe da etwas überhört, und wollte es doch nicht, ich liebe dieſe Stelle ſo. Die Hochzeit zu Kana, das erſte Wunder ... Ach, dieſes Wunder, dieſes herrliche Wunder! Nicht das Leid, nein, die Freude der Menſchen ſuchte Jeſus auf, als er ſein erſtes Wunder vollbrachte, zur Freude verhalf er ihnen. ‚Wer die Menſchen liebt, der liebt auch ihre Freude,' — das wiederholte der Verſtorbene immer, dieſen Ausſpruch habe ich am häufigſten von ihm gehört ... Ohne Freude kann man nicht leben, ſagt Mitjá ... ja, Mitjá ... Alles, was aufrichtig und ſchön iſt, das iſt voll von Allverzeihung und Vergebung: das hat auch wieder Er geſagt ..."

„... Jeſus ſpricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Meine Stunde iſt noch nicht gekommen. Seine Mutter ſpricht aber zu den Dienern: Was er euch ſagt, das tut ..."

„Das tut ... Freude, Freude für die armen Menſchen.... Selbſtverſtändlich waren ſie arm, wenn es ihnen ſogar zur Hochzeit an Wein gebrach ... Die Hiſtoriker ſchreiben ja, daß am See Genezareth und an

allen jenen Orten die ärmste Bevölkerung gelebt habe, die man ſich nur denken kann . . . Und noch ein anderes großes Herz eines anderen großen Weſens, das Herz ſeiner Mutter wußte, daß er nicht nur wegen ſeiner großen Tat gekommen war, ſondern daß ſeinem Herzen auch die einfältige von Herzen kommende Freude irgendwelcher kleinen, geringen, aber treuherzigen Leute, die ihn freundlich zu ihrer Hochzeit geladen hatten, zugänglich ſei. ‚Meine Stunde iſt noch nicht gekommen,‘ ſagt er mit ſtillem Lächeln (ſicherlich hat er ſtill gelächelt) . . . Ja, er iſt doch nicht darum auf die Welt gekommen, um auf den Hochzeiten Armer den Wein zu vermehren. Aber er iſt doch zu ihrer Hochzeit gegangen und hat es auf ihre Bitte hin getan . . . Ach ſo, er lieſt wieder . . .“

„. . . Und Jeſus ſpricht zu ihnen: Füllet die Krüge mit Waſſer. Und ſie füllten ſie bis zum Rande.

Und er ſpricht zu ihnen: Schöpfet nun und bringet es dem Speiſemeiſter. Und ſie brachten es.

Als aber der Speiſemeiſter den Wein koſtete, der Waſſer geweſen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußten es, die das Waſſer geſchöpft hatten), ruft der Speiſemeiſter den Bräutigam.

Und ſpricht zu ihm: Jedermann gibt zum erſten guten Wein, und wenn ſie trunken ſind, alsdann den ſchlechteren; du aber haſt den guten Wein bis zuletzt behalten . . .“ las Pater Paiſſij.

„Aber was iſt das, was iſt das? Warum erweitert ſich das Zimmer? . . . Ach, ja, es iſt doch Hochzeit,

Hochzeit . . . ja . . . Sieh, da ſind die Gäſte, dort ſitzt ja das junge Paar und zu beiden Seiten die fröhlichen Gäſte . . . Wo iſt der Speiſemeiſter? Wer aber iſt das? Wer? Wieder wird das Zimmer größer . . . Wer erhebt ſich dort am großen Tiſch? Wie . . . Auch er iſt hier? Aber er iſt doch im Sarge . . . Aber er iſt es, er iſt hier, . . . er ſteht auf, er hat mich geſehen, er kommt hierher . . . Herrgott! . . .“

Ja, zu ihm, zu ihm kam er, der hagere kleine Alte, mit den feinen Runzeln im Geſicht, freudig und verklärt lächelnd. Der Sarg iſt nicht mehr da, und er iſt im ſelben Gewande, in dem er noch geſtern unter ihnen geſeſſen hatte, als die Gäſte zu ihm gekommen waren. Das Antlitz iſt freudig, die Augen glänzen.

„Wie iſt denn das möglich? — er iſt alſo auch auf dem Feſte, iſt auch zur Hochzeit zu Kana in Galiläa geladen? . . .“

„Ja, mein lieber Sohn, auch ich bin eingeladen und berufen,“ ertönte hinter ihm eine leiſe Stimme. „Warum haſt du dich hierher zurückgezogen, ſo daß man dich nicht ſehen kann . . . komme auch du zu uns.“

Das iſt ſeine Stimme, die Stimme des Staretz Soſſima . . . Ja, und wie ſoll es ſie denn nicht ſein, da er es iſt, der da ruft? Der Staretz reichte Aljoſcha die Hand, und der erhob ſich von den Knien.

„Freuen wir uns,“ fuhr der kleine hagere Greis fort, „trinken wir neuen Wein, den Wein neuer, großer Freude, ſiehſt du, wieviel Gäſte hier ſind? Sieh, hier

iſt der Bräutigam und hier die Braut, und hier iſt der hochweiſe Speiſemeiſter, der den neuen Wein koſtete. Warum wunderſt du dich über mich? Ich habe ein Zwiebelchen gegeben und ſieh, jetzt bin ich hier. Und viele hier haben nur ein Zwiebelchen gegeben, nur ein kleines, einziges . . . Und wie ſteht es mit dir, du mein ſtiller, beſcheidener Jüngling? Haſt du heute verſtanden, das Zwiebelchen einer armen Hungernden zu geben? Beginne, mein Lieber, beginne dein Werk, mein Beſcheidener! . . . Siehſt du unſere Sonne, ſiehſt du Ihn?"

„Ich fürchte mich . . . ich wage nicht, hinzuſehen . . ." flüſterte Aljoſcha.

„Fürchte Ihn nicht. Schrecklich iſt Er uns in Seiner Größe, furchtbar in Seiner Höhe, aber unendlich barmherzig iſt Er zu uns in Seiner Liebe, und Er freut ſich mit uns, Er hat Waſſer in Wein verwandelt, damit die Freude der Gäſte nicht aufhöre. Neue Gäſte erwartet Er, und ununterbrochen ruft Er neue herbei, und ſo geht es bis in die Ewigkeit. Neuen Wein trägt man auch uns auf, ſiehſt du, wie man die Gefäße trägt . . ."

Es war Aljoſcha, als brenne etwas in ſeinem Herzen und erfülle es mit unſäglichem Schmerz. Tränen der Begeiſterung löſten ſich aus ſeiner Seele . . . Er breitete ſeine Arme aus, ſchrie auf und erwachte . . .

Wieder der Sarg, das geöffnete Fenſter und das leiſe, würdige, gleichmäßige Leſen der Evangelien. Aljoſcha hörte nicht mehr, was geleſen wurde. Sonderbar, er war auf den Knien eingeſchlafen, und auf den Füßen

ſtehend erwachte er, und plötzlich, als wenn es ihn von der Stelle geriſſen hätte, trat er mit drei feſten, ſchnellen Schritten an den Sarg heran. Er berührte ſogar die Schulter Pater Paiſſijs, doch merkte er es nicht einmal. Der erhob ſeinen Blick vom Buch und richtete ihn auf Aljoſcha, ſenkte ihn aber ſofort wieder, denn er begriff, daß mit dem Jüngling etwas Sonderbares vorging. Aljoſcha ſah wohl eine halbe Minute lang auf den Sarg, auf den bedeckten, unbeweglich im Sarge ausgeſtreckten Leichnam, mit dem Heiligenbild auf der Bruſt und der Kapuze mit dem achtarmigen Kreuze auf dem Haupte. Soeben hatte er ſeine Stimme gehört, und ſie tönte noch fort in ſeinen Ohren. Er horchte noch hin, er erwartete noch einen Laut . . . Doch plötzlich wandte Aljoſcha ſich um und verließ die Zelle.

Er blieb nicht auf der Treppe ſtehen, ſondern eilte hinunter auf den Raſen. Seine von Jubel erfüllte Seele dürſtete nach Freiheit, nach Raum und Weite. Über ihm wölbte ſich weit, breit und unabſehbar die Himmelskuppel, überſät mit ſtillen, flimmernden Sternen. Vom Zenit bis zum Horizont zog ſich noch, undeutlich ſchimmernd, der neblige Streifen der Milchſtraße. Eine kühle und bis zur Unbeweglichkeit ſtille Nacht umfing die Erde. Die weißen Türme und goldenen Kuppeln der Kathedrale hoben ſich mattleuchtend vom ſaphirblauen Nachthimmel ab; die ſchönen Herbſtblumen im Garten der Einſiedelei ſchliefen noch dem Morgen entgegen. Es war, als wenn die irdiſche Stille mit der Stille des Himmels zuſammenflöſſe und das Geheimnis der Erde ſich mit dem der Geſtirne berühre

... Aljoſcha ſtand und ſchaute empor ... und plötzlich, als hätte ihn ein wuchtiger Schlag getroffen, warf er ſich zur Erde nieder.

Er wußte nicht, warum er ſie umfing. Er wollte auch nicht darüber nachdenken, warum es ihn ſo unwiderſtehlich verlangte, ſie zu küſſen: und er küßte ſie weinend, ſchluchzend, und tränkte ſie mit ſeinen Tränen, und wie außer ſich ſchwur er, wie verzückt, ſie zu lieben, zu lieben bis in alle Ewigkeit! „Tränke die Erde mit deinen Freudentränen und liebe dieſe deine Tränen," hallte es in ſeiner Seele wider. Warum weinte er? Oh, er weinte in ſeiner Begeiſterung ſogar über die Sterne, die aus dem unendlichen Raume zu ihm herniederblickten, und „er ſchämte ſich ſeiner Verzückung nicht." Ihm war, als träfen von all dieſen zahlloſen Welten Gottes unſichtbare Fäden in ihm zuſammen, und ſeine ganze Seele erbebte „in der Berührung mit anderen Welten". Er wollte allen alles vergeben und um Verzeihung bitten, oh! nicht für ſich, ſondern für alle, für alles und jedes! „Für mich werden andere bitten," erklang es in ſeiner Seele. Und mit jedem Augenblick fühlte er immer deutlicher, wurde es ihm immer mehr bewußt, daß etwas Feſtes und Unerſchütterliches, wie dieſes Himmelsgewölbe, in ſeine Seele einzog, — wie eine Idee ſich ſeines Verſtandes bemächtigte, und zwar für ſein ganzes Leben und bis in alle Ewigkeit. Als ſchwacher Jüngling war er noch zur Erde niedergefallen, als ein fürs ganze Leben gewappneter Kämpfer erhob er ſich wieder — das fühlte er, und deſſen wurde er ſich plötzlich bewußt in dieſem Augenblick ſeiner großen Begeiſterung.

Sein ganzes Leben lang, niemals, niemals konnte Aljoſcha dieſen Augenblick vergeſſen . . . „Jemand hat in dieſer Stunde meine Seele heimgeſucht," ſagte er in feſtem Glauben an ſeine Worte . . .

Nach drei Tagen verließ er das Kloſter, gehorſam den Worten ſeines verſtorbenen Staretz, der ihm befohlen hatte, „in der Welt zu leben".

Achtes Buch

Mitjá

I.

Kuſſima Sſamſſonoff

Dmitrij Fedorowitſch, dem Gruſchenka „vor ihrem Flug ins neue Leben“ als letzten Gruß zu überbringen befohlen hatte, daß er „ewig dieſes Stündchens ihrer Liebe“ gedenken ſolle, war zur ſelben Zeit, ohne von ihrem Vorhaben etwas zu ahnen, gleichfalls in großer Unruhe und Sorge. In den zwei letzten Tagen hatte er ſich in einem unbeſchreiblichen Zuſtande befunden, ſo daß es tatſächlich zu der „Gehirnentzündung“ hätte kommen können, an die er in manchen Augenblicken ſchon feſt glaubte. Am Tage vorher hatte Aljoſcha ihn vergeblich geſucht, und auch Iwan hatte ihn vergeblich im Gaſthaus erwartet. Mitjás Hauswirte verheimlichten auf ſeinen Befehl alles, was ſich auf ihn bezog. Er aber trieb ſich in dieſen zwei Tagen überall herum. Er „kämpfte mit ſeinem Schickſal, um ſich zu retten“, wie er ſich ſpäter ausdrückte. Er verließ in einer dringenden Angelegenheit ſogar die Stadt, obgleich es ihm ſchrecklich war, Gruſchenka auch nur eine Stunde außer Aufſicht laſſen zu

müſſen. Ich will nur die notwendigſten Tatſachen aus der Geſchichte dieſer Tage angeben; es waren dies die beiden letzten Tage vor jener furchtbaren Kataſtrophe, die ſo entſcheidend in ſein Leben eingreifen ſollte.

Wenn es auch wahr iſt, daß Gruſchenka ihn ein Stündchen lang aufrichtig geliebt hatte, ſo hatte ſie ihn doch zu gleicher Zeit wahrhaft grauſam und ſchonungslos gequält; die größte Qual beſtand aber für ihn darin, daß er ihre Abſichten nicht erraten konnte. Sie im Guten oder mit Gewalt zu etwas zu bewegen, war gleichfalls unmöglich: ſie hätte ſich ihm auf dieſe Weiſe niemals ergeben, und ſich, vielleicht auf immer erzürnt, ganz von ihm abgewandt, — das begriff er damals nur zu gut. Dabei fühlte er ganz richtig, daß ſie ſich ſelbſt in einem Kampf, in einer ſeltſamen Unentſchloſſenheit befand, daß ſie ſich zu etwas entſchließen wollte und doch nicht konnte — und darum ahnte er ganz mit Recht, und ſein Herz ſtand ihm ſtill bei dieſem Gedanken, daß Gruſchenka in manchen Augenblicken ihn und ſeine Leidenſchaft geradezu haſſen mußte. So war es denn auch. Warum jedoch Gruſchenka trauerte, das konnte er nicht verſtehen. Er glaubte, es handele ſich für ſie nur um die Frage, für wen ſie ſich entſchließen ſollte: für ihn, Mitjá, oder für Fedor Pawlowitſch. Hier muß noch auf eine auffallende Tatſache hingewieſen werden: Mitjá war feſt überzeugt, daß Fedor Pawlowitſch durchaus Gruſchenka eine rechtmäßige Ehe antragen werde (wenn er es nicht ſchon getan hatte), und glaubte keine Minute daran, daß der alte Wollüſtling im Ernſt nur mit

dreitauſend Rubeln davonzukommen hoffte. Darum konnte ihm aber auch zuzeiten ſcheinen, daß alle Qual Gruſchenkas und ihre ganze Unentſchloſſenheit nur davon herrühre, daß ſie nicht wußte, wen von beiden ſie wählen ſollte, und wer von ihnen für ſie vorteilhafter ſei. Sonderbar war nur, daß er die bevorſtehende Rückkehr „des Offiziers", jenes in Gruſchenkas Leben ſo bedeutungsvollen Menſchen, den ſie mit ſolcher Aufregung und Furcht erwartete, überhaupt nicht beachtete und in dieſen Tagen nicht einmal an ihn dachte. Auch Gruſchenka hatte in den letzten Tagen ganz darüber geſchwiegen. Indeſſen wußte er davon: Gruſchenka ſelbſt hatte ihm vor einem Monat von dieſem Brief erzählt, und zum Teil war ihm ſogar der Inhalt des Schreibens bekannt. Damals hatte Gruſchenka in einem Augenblick gereizter Bosheit Mitjá dieſen Brief gezeigt. Doch zu ihrer Verwunderung hatte dieſe Nachricht ſchon damals auf ihn faſt überhaupt keinen Eindruck gemacht. Warum ſie es nicht tat, iſt ſehr ſchwer zu erklären: vielleicht einfach darum nicht, weil Mitjá, der durch den ſchrecklichen Kampf mit ſeinem leiblichen Vater um dieſes Weib niedergedrückt war, ſich nichts Gefährlicheres und Schrecklicheres, als was er bereits vor Augen hatte, mehr vorſtellen konnte. An einen Bräutigam, der plötzlich nach fünfjähriger Abweſenheit wieder auftauchte, konnte er einfach nicht glauben, und beſonders daran nicht, daß der Betreffende nun bald tatſächlich erſcheinen ſollte. Außerdem war im erſten Brief dieſes „Offiziers", den Gruſchenka Mitjá gezeigt hatte, die Ankunft desſelben nur ganz unbeſtimmt angedeutet geweſen. Der Brief war

ſehr unklar, ſehr hochtrabend verfaßt, und hatte eigentlich nichts anderes enthalten, als verſchnörkelte Redewendungen. Ich muß dazu bemerken, daß Gruſchenka die letzten Zeilen des Briefes, in denen etwas Beſtimmteres über ſeine Wiederkehr geſagt war, verheimlicht hatte. Außerdem erinnerte ſich Mitjá noch ſpäter, daß auf Gruſchenkas Geſicht ſich unwillkürlich ſtolze Verachtung ob dieſer Nachricht aus Sibirien ausgedrückt hatte — wenigſtens glaubte er ſo etwas damals bemerkt zu haben. Auch hatte ihm Gruſchenka von ihren näheren Beziehungen zu dieſem neuen Nebenbuhler nichts mitgeteilt. Auf dieſe Weiſe vergaß er denn den Offizier allmählich vollſtändig. Er dachte nur daran, daß es, wie die Sache ſich auch wenden ſollte, doch unvermeidlich, und zwar ſehr bald, zu einem entſcheidenden Zuſammenſtoß zwiſchen Fedor Pawlowitſch und ihm kommen werde, und da von dieſem Zuſammenſtoß zweifellos Gruſchenkas Entſcheidung abhing, ſo erſehnte er ihn ebenſo ungeduldig, wie er ihn fürchtete. So erwartete er denn in unerträglicher Qual jeden Augenblick den Entſchluß Gruſchenkas, und glaubte immer noch, daß er ganz plötzlich und in höherer Eingebung erfolgen werde. — Vielleicht würde ſie ihm plötzlich ſagen: „Nimm mich, ich gehöre dir auf ewig," und alles hätte dann ein Ende. Er würde ſie dann nehmen und ſofort ans andere Ende der Welt bringen. Oh, ſo weit, ſo weit als möglich würde er ſie fortbringen, wenn auch nicht ans Ende der Welt, ſo doch mindeſtens ans andere Ende Rußlands. Er würde ſich dort unverzüglich mit ihr trauen laſſen und ſich ungekannt und ungenannt an-

ſiedeln, ſo daß niemand etwas von ihnen wußte, weder hier, noch dort, noch ſonſtwo. Dann, oh, dann, beginnt ſofort ein neues Leben! Von dieſem anderen, erneuten und unbedingt „tugendhaften" Leben („durchaus, durchaus tugendhaft!") träumte er ununterbrochen und wie in Verzückung. Er ſehnte ſich nach ſolcher Auferſtehung und nach jenem neuen Leben. In dieſem „unreinen Pfuhl", in den er durch ſeinen eigenen Willen geraten war, ekelte es ihn dermaßen, daß er, wie ſehr viele in ſolchen Fällen, mit der Veränderung des Wohnortes alles zu verändern glaubte. Nur nicht dieſe Menſchen, nur nicht dieſe Verhältniſſe, nur fort von dieſem verfluchten Ort und — alles wird wiedergeboren werden, alles wird von neuem beginnen! Daran glaubte er unerſchütterlich, und das war es, wonach er ſich ſehnte.

Aber dies alles war nur im Falle einer glücklichen Löſung des ganzen Gruſchenka-Problems möglich. Es konnte aber auch eine andere, eine ſchreckliche Löſung bevorſtehen. Wie, wenn ſie ihm plötzlich ſagte: „Geh fort, ich habe mich ſoeben für Fedor Pawlowitſch entſchieden, ich werde ihn heiraten, dich habe ich nicht nötig." Was dann? ... Mitjá wußte übrigens nicht, was dann ſein werde, bis zur letzten Stunde wußte er es nicht, das muß zu ſeiner Verteidigung geſagt ſein. Irgendwelche beſtimmte Abſichten hatte er nicht, an ein Verbrechen dachte er auch nicht. Er ließ ſie nur nicht aus den Augen; er ſpionierte und quälte ſich, oder aber — er bereitete ſich auf den glücklichen Ausgang vor. Jeden anderen Gedanken verſcheuchte er ganz. Und nun kam für ihn noch eine neue Qual hinzu: es

erhob ſich eine neue, nebenſächlichere, doch gleichfalls verhängnisvolle Sorge.

Wenn ſie ihm nämlich ſagte: „Ich bin dein, bringe mich fort von hier," wie ſollte er ſie dann fortbringen? Wo hatte er die Mittel dazu, das Geld? Gerade in dieſen Tagen waren ſeine Einkünfte, die aus den Abzahlungen Fedor Pawlowitſchs beſtanden, und die er ununterbrochen im Laufe ſo vieler Jahre erhalten hatte, völlig verſiegt. Allerdings hatte ja Gruſchenka Geld, aber Mitjá war in dieſer Hinſicht mehr als ſtolz. Mit ſeinen eigenen Mitteln wollte er ſie fortführen und das neue Leben beginnen, nicht mit ihren. Er vermochte ſich nicht einmal vorzuſtellen, daß er von ihr Geld annehmen könnte, und litt bei dem Gedanken die ſchrecklichſten Qualen. Über dieſen wunden Punkt werde ich mich weiter nicht verbreiten und ihn auch nicht weiter unterſuchen; ich will nur geſagt haben, welcher Art ſeine Seelenverfaſſung in dieſen Tagen war. Vielleicht kam ſie, ohne daß er ſich deſſen bewußt wurde, von den Qualen ſeiner geheimen Gewiſſensbiſſe um das entwendete Geld Katerina Iwanownas her. In den Augen der einen bin ich ſchon ein Schuft, ſoll ich es auch noch in den Augen der anderen werden? dachte er damals, wie er ſelbſt ſpäter geſtand. „Ja, wenn Gruſchenka das erfährt, ſo wird ſie nichts von einem ſolchen Schufte wiſſen wollen. Woher aber nun die Mittel nehmen, wie ſich dieſes verhängnisvolle Geld verſchaffen? Nichts wird zuſtandekommen, alles werde ich verlieren, und einzig und allein darum, weil ich kein Geld habe! Oh, Schmach!"

Ich muß hier vorgreifen: Das war es ja, daß er vielleicht wußte, wo dieſes Geld zu haben war, vielleicht ſogar wußte, wo es lag! Ausführlicheres darüber werde ich dieſes Mal noch nicht ſagen, das wird ſich ſpäter von ſelbſt ergeben. Doch worin ſein Hauptunglück beſtand, darüber will ich, wenn er ſich auch der Urſache desſelben nicht ganz bewußt war, wenigſtens meine Meinung äußern. Um dieſe irgendwo liegenden Mittel nehmen zu können, um das Recht zu haben, ſie zu nehmen, war es unbedingt nötig, die Dreitauſend Katerina Iwanowna zurückzuerſtatten, — „ſonſt bin ich ein Taſchendieb, ein Schuft, und mein neues Leben will ich nicht als Schuft beginnen." Das waren Mitjás Gefühle, und darum beſchloß er auch, wenn es ſein müßte, die ganze Welt umzudrehen, doch dieſe Dreitauſend Katerina Iwanowna unter allen Umſtänden zurückzugeben, was es auch koſte. Den endgültigen Entſchluß faßte er erſt in den letzten Stunden, nämlich nach ſeinem letzten Geſpräch mit Aljoſcha, am Abend auf dem Wege zum Kloſter, nachdem Gruſchenka Katerina Iwanowna beleidigt hatte. Mitjá hatte nach der Erzählung Aljoſchas ſofort eingeſehen, daß er wirklich als „Schuft" gehandelt hatte, und befohlen, Katerina Iwanowna zu ſagen, daß er die Bezeichnung annehme, „wenn das ſie tröſten könne". Als er in dieſer Nacht vom Bruder fortgegangen war, hatte er ſich in ſeiner Verzweiflung geſagt, daß es für ihn beſſer wäre, „jemanden zu erſchlagen, zu berauben, doch unbedingt die Schuld an Katjá zu tilgen". „Mag ich lieber vor dem Toten und Geplünderten als Mörder und Dieb daſtehen, und vor allen Menſchen. — lieber

will ich nach Sibirien geſchickt werden, als daß ich Katjá das Recht gebe, von mir zu ſagen, daß ich ſie betrogen, ihr Geld geſtohlen, und daß ich mit ihrem Geld Gruſchenka entführt und ein neues Leben begonnen habe! Das kann ich nicht ertragen!" So dachte Mitjá wutknirſchend und glaubte, wie erwähnt, nicht ohne Grund, daß es zu jener „Gehirnentzündung" kommen werde. Einſtweilen aber kämpfte er noch . . .

Sonderbar: ſchien es doch, daß ihm bei einem ſolchen Entſchluß außer Verzweiflung nichts anderes übrigblieb; denn wo ſollte er plötzlich dieſes Geld hernehmen, ein Hungerleider wie er? Trotzdem aber glaubte und hoffte er bis zum Schluß, hoffte er die ganze Zeit über, daß er dieſe Dreitauſend erhalten werde, daß ſie, wenn nichts anders, ihm vom Himmel in den Schoß fallen würden. So aber ergeht es allen, die, wie Dmitrij Fedorowitſch, in ihrem Leben nur Geld verausgabt und ein durch Erbſchaft und ohne Mühe erhaltenes Geld verſchwendet haben, davon aber, wie man Geld verdient, ſich überhaupt keine Vorſtellung machen können.

Nachdem er Aljoſcha damals verlaſſen hatte, waren ihm die phantaſtiſchſten Gedanken wie ein Sturmwind durch den Kopf gezogen. So kam es denn, daß er mit dem allerunglaublichſten Unternehmen anfing. Ja, es kommt vor, daß ſolchen Leuten in ſolcher Lage die phantaſtiſchſten Unternehmungen gerade die möglichſten ſcheinen. Er entſchloß ſich plötzlich, zum Kaufmann Sſamſſonoff, dem Protektor Gruſchenkas, zu gehen, und ihm einen Plan vorzulegen, um ſich auf dieſe Weiſe

ſofort das nötige Geld zu verſchaffen. Den kommerziellen Wert ſeines Projektes bezweifelte er nicht im mindeſten. Was ihn peinlich beſchäftigte, war viel mehr die eine Frage: wie der alte Sſamſſonoff dieſen Schritt aufnehmen werde, wenn er ihn nicht ausſchließlich von der kommerziellen Seite betrachten ſollte. Mitjá kannte dieſen Kaufmann nur dem Anſehen nach: bekannt mit ihm war er nicht, noch nie hatte er mit ihm geſprochen. In Mitjá jedoch hatte ſich ſchon lange die Überzeugung feſtgeſetzt, daß dieſer alte Wollüſtling, deſſen Stunden bereits gezählt waren, nichts dagegen haben würde, wenn Gruſchenka einen „zuverläſſigen Menſchen" heiraten wollte, ja, daß er ſogar ſelbſt wünſchen werde, ihr dazu zu verhelfen, beſonders wenn ſich eine ſo gute Gelegenheit bot. Nach dem Hörenſagen oder aus einigen Worten Gruſchenkas entnahm er wohl, daß der Alte für Gruſchenka Fedor Pawlowitſch vorgezogen hätte. Vielleicht werden viele Leſer meiner Erzählung dieſe Hoffnung Mitjás auf eine ſolche Hilfe und die Abſicht, die Braut gewiſſermaßen aus den Händen ihres früheren Beſchützers zu empfangen, ſehr wenig feinfühlig von Dmitrij Fedorowitſch finden. Ich kann dazu nur eines bemerken: daß die Vergangenheit Gruſchenkas von ihm als etwas ganz Abgetanes angeſehen wurde. Er ſah auf dieſe Vergangenheit mit unendlichem Mitleid, und in der Glut ſeiner Leidenſchaft glaubte er, daß von dem Augenblick an, wenn Gruſchenka ihm ſagen werde, daß ſie ihn liebe und mit ihm gehen wolle, ſofort eine andere Gruſchenka und er zuſammen mit ihr gleichfalls ein anderer Dmitrij Fedorowitſch ſein würde, ohne alle

Laſter und nur noch mit Tugenden begabt; beide würden ſie einander alles vergeben und ihr Leben ganz von neuem beginnen. Was aber Kuſjma Sſamſſonoff anbelangt, ſo zählte er ihn zu den „verhängnisvollen" Menſchen in Gruſchenkas früherem verunglückten Leben, den ſie indeſſen nie geliebt hatte, und der — und dies war die Hauptſache — auch ſchon „Vergangenheit" war, ſo daß er für ihn überhaupt nicht mehr da zu ſein ſchien. Und außerdem konnte ihn Mitjá jetzt auch gar nicht mehr für einen Mann halten: wußte doch jedermann in der Stadt, daß die Beziehungen dieſer „Ruine" zu Gruſchenka nur noch väterlicher Art und durchaus nicht mehr die von früher waren, und zwar ſchon lange nicht mehr, faſt ſchon ſeit einem Jahr. Jedenfalls war von ſeiten Mitjás viel Herzenseinfalt dabei, denn bei all ſeinen Laſtern war er doch ein gutmütiger Menſch. Infolge dieſer Herzenseinfalt war er denn auch unter anderem feſt überzeugt, daß der alte Kuſjma, jetzt, da er ſich vorbereitete, in die andere Welt abzugehen, aufrichtige Reue wegen ſeiner Vergangenheit mit Gruſchenka empfände, und daß Gruſchenka nun keinen beſſeren Gönner, noch zuverläſſigeren Freund haben könnte als gerade dieſen harmlos gewordenen Alten.

Am Tage nach ſeinem Geſpräch mit Aljoſcha auf dem Felde (nach welchem Mitjá die ganze Nacht nicht hatte ſchlafen können), erſchien er um zehn Uhr morgens im Hauſe Sſamſſonoffs und ließ ſich bei ihm anmelden. Es war ein altes, düſteres, ſehr großes, zweiſtöckiges Haus mit einem Anbau und Nebengebäuden auf dem Hof. In der unteren Etage lebten die beiden verhei-

rateten Söhne Sſamſſonoffs mit ihren Familien, eine alte Schweſter von ihm und eine unverheiratete Tochter. Im Anbau des Hauſes waren zwei ſeiner Kommis untergebracht, von denen einer wiederum Vater einer zahlreichen Familie war. Alle dieſe Familien lebten eingeengt und eingezwängt in ihren kleinen Wohnungen, doch den ganzen oberen Stock ſeines Hauſes bewohnte der Alte allein und erlaubte nicht einmal, daß ſeine Tochter bei ihm wohnte, die ihn pflegte, und zu beſtimmten Stunden und auf die immerwährenden Rufe jedesmal zu ihm von unten nach oben laufen mußte, ungeachtet ihrer ſchwachen Bruſt. Dieſer obere Stock beſtand aus einer Menge großer Paradezimmer, die auf alte, kaufmänniſche Art ausgeſtattet waren: mit langen, langweiligen Reihen plumper angeſtrichener Seſſel und Stühle aus rotem Holz an den Wänden, mit kriſtallenen Kronleuchtern in Überzügen, mit alten, trüben Spiegeln zwiſchen den Fenſtern. Alle dieſe Zimmer waren unbewohnt, denn der kranke Alte hatte ſich in ein einziges kleines Zimmer zurückgezogen, in ein abgelegenes, kleines Schlafzimmer, wo ihm eine alte Magd, die ihre Haare mit einem Tuch umwickelt trug, und ein Burſche, der auf der Truhe im Vorzimmer ſchlief, aufwarteten. Wegen ſeiner geſchwollenen Füße konnte der Alte überhaupt nicht mehr allein gehen und erhob ſich daher ſehr ſelten aus ſeinem Lederſeſſel; die Alte, die ihm aufſtehen half, führte ihn dann ein- oder zweimal durch das Zimmer. Er war ſtreng und wortkarg; ſelbſt mit der Alten ſprach er kaum. Als man ihm den „Hauptmann", wie der Alte Dmitrij Fedorowitſch zu nennen pflegte, meldete, befahl er, ihn

abzuweiſen. Aber Mitjá beſtand darauf und bat, ihn noch einmal anzumelden. Kuſjma Kuſjmitſch erkundigte ſich ausführlich beim Burſchen nach dem Beſuch: „Wie ſieht er aus? Iſt er nicht betrunken? Iſt er vielleicht aufgebracht?“ und erhielt zur Antwort, daß er „nüchtern“ ſei, aber auf keinen Fall fortgehen wolle. Der Alte befahl, ihn noch einmal abzuweiſen. Da ſchrieb Mitjá, der das alles vorausgeſehen und ſich für den Fall mit Bleiſtift und Papier verſorgt hatte, auf eine Karte: „In einer ſehr dringlichen Angelegenheit, die Agrafena Alexandrowna betrifft,“ und ſchickte ſie dem Alten. Nach einigem Nachdenken befahl der Alte dem Burſchen, den Gaſt in den Saal zu führen; die Alte aber ſchickte er zum jüngeren Sohn nach unten, mit der Weiſung, der möge ſofort ſich zu ihm nach oben begeben. Dieſer jüngere Sohn, ein Mann von faſt ſieben Fuß Länge und von außergewöhnlicher Kraft, mit glattraſiertem Geſicht und in deutſcher Kleidung (Sſamſſonoff ſelbſt trug einen ruſſiſchen Leibrock und einen langen Bart), erſchien ſofort und ohne ein Wort zu reden. Alle zitterten ſie vor dem Vater. Der Vater hatte den jungen Mann nicht etwa aus Furcht vor dem „Hauptmann“ rufen laſſen, denn er war nichts weniger als furchtſam, ſondern vielmehr, um auf jeden Fall einen Zeugen zugegen zu haben. In Begleitung des Sohnes und des Burſchen, die ihn unter den Armen geſtützt hielten, erſchien der Alte endlich im Saal. Man ſollte meinen, daß auch er eine genügend ſtarke Neugier empfinden mußte. Der Saal, in dem Mitjá wartete, war ein ſehr großes, dunkles, die Seele des Menſchen bedrückendes Gemach, mit zwei überein-

anderliegenden Fenſterreihen und mit einer Galerie; die Wände waren marmorartig bemalt, und an der Decke hingen drei große Kriſtall-Kronleuchter in Überzügen. Mitjá ſaß auf einem kleinen Stuhl neben der Tür und wartete in nervöſer Ungeduld. Als der Alte in der gegenüberliegenden großen Tür erſchien, ſprang Mitjá ſofort vom Stuhl auf und ging ihm mit ſeinen feſten Offiziersſchritten entgegen. Er war gut gekleidet: in zugeknöpftem Gehrock, einen ſchwarzen, engliſchen Hut in der Hand und in ſchwarzen Handſchuhen, faſt genau ſo, wie er am Tage vorher beim Staretz zur Familienverſammlung erſchienen war. Der Alte erwartete ihn ſtehend, würdig und ſtreng, und Mitjá fühlte ſofort, daß jener ihn, ſolange er auf ihn zuging, muſternd betrachtete. Das Geſicht Kuſjma Kuſjmitſchs war in der letzten Zeit ganz aufgeſchwollen und ſetzte Mitjá etwas in Erſtaunen: ſeine untere und ohnehin ſchon dicke Lippe glich jetzt geradezu einem hängenden, dicken Fleiſchlappen. Würdig und ſchweigend verneigte er ſich vor dem Gaſt und wies ihm einen Seſſel neben dem Diwan an; er ſelbſt aber ließ ſich — von ſeinem Sohne geſtützt und ſchwer ächzend — Mitjá gegenüber auf dem Diwan nieder. Mitjá empfand, als er die Anſtrengung des Alten ſah, in ſeinem Herzen ſofort etwas wie zartfühlende Reue wegen ſeiner Beläſtigung eines ſo würdigen, kranken Greiſes.

„Womit kann ich Ihnen gefällig ſein, mein Herr," fragte endlich der Alte, nachdem er ſich geſetzt hatte, langſam, deutlich, ſtreng, doch in höflichem Tone.

Mitjá fuhr zuſammen und wollte ſchon vom Stuhl aufſpringen, beſann ſich aber und blieb ſitzen. Darauf

fing er ſofort mit lauter Stimme, ſich überſtürzend, mit unruhigen Geſten und in großer Aufregung zu reden an. Es war, wie wenn ein Menſch an der letzten Grenze angelangt iſt, unmittelbar vor dem Untergang ſteht und noch einen letzten Ausweg ſucht, — gelingt es ihm nicht, ihn zu finden, ſo ſpringt er ſofort ins Waſſer. Alles das begriff der alte Sſamſſonoff ſofort, doch ſein Geſicht blieb unveränderlich und kalt wie das eines Götzenbildes. Mitjá wußte nicht recht, wie er ihn anreden ſollte.

„Der ſehr geehrte Kuſjma Kuſjmitſch, begann er endlich, wird wohl ſchon oft genug von meinen Streitigkeiten mit meinem Vater, Fedor Pawlowitſch Karamaſoff, gehört haben, der mich des Erbes meiner leiblichen Mutter beraubt hat . . . da ja die ganze Stadt davon ſpricht . . . denn hier reden doch alle von Dingen, die ſie nichts angehen . . . Außerdem hätten Sie von Gruſchenka . . . pardon: von Agrafena Alexandrowna . . . der von mir hochgeehrten und hochgeachteten Agrafena Alexandrowna . . .“ So begann Mitjá und verwirrte ſich ſchon bei den erſten Worten. Doch ich will hier nicht ſeine ganze Rede wortwörtlich wiederholen, ſondern nur den Inhalt derſelben. Zunächſt ging's folgendermaßen weiter: Mitjá hätte ſich ſchon vor drei Monaten „abſichtlich“ mit einem Advokaten aus der Gouvernementsſtadt beraten, „mit dem berühmten Advokaten Pawel Pawlowitſch Korneplodoff. Sie werden dieſen Namen wahrſcheinlich ſchon gehört haben? Ein kluger Kopf, ein faſt ſtaatsmänniſcher Verſtand . . . er kennt Sie . . . er hat Ihrer im beſten Sinne erwähnt . . .“ Mitjá verlor ſchon wieder den Faden.

Aber das hielt ihn nicht im geringsten auf, er überhastete sich und strebte immer weiter. Dieser Korneplodoff hätte nun, nachdem er die Dokumente, die Mitjá ihm stellen konnte, zur Durchsicht verlangt (von den Dokumenten sprach Mitjá sehr unklar, und er beeilte sich offenbar, über diesen Punkt hinwegzukommen), ihm gesagt, daß man in betreff des Gutes Tschermaschnjá, das Mitjá mütterlicherseits zukam, tatsächlich einen Prozeß gegen den alten Lüstling beginnen könne . . . „denn es sind doch nicht alle Türen verschlossen! Wer soll es denn sonst wissen, wenn nicht die Juristen, wo man durchschlüpfen kann!" Mit einem Wort, man könne noch auf eine Abzahlung von sechstausend, sogar siebentausend Rubel von seiten Fedor Pawlowitschs hoffen. Denn Tschermaschnjá sei immerhin nicht weniger als fünfundzwanzigtausend wert, „das heißt achtundzwanzig — was sage ich —, dreißig, dreißigtausend, Kusjma Kusjmitsch, und denken Sie sich doch, ich hab nur siebzehntausend von ihm ausgezahlt erhalten! . . . Ich habe die Sache damals nur deswegen liegen lassen, weil ich nichts mit dem Gericht zu tun haben wollte, doch als ich herkam, fiel ich geradezu aus den Wolken: Er bereitete eine Gegenklage vor!" (Hier verwirrte sich Mitjá von neuem und übersprang daher auch diesen Punkt.) „ Mit einem Wort, wollen Sie vielleicht, sehr geehrter Kusjma Kusjmitsch, alle meine Ansprüche auf dieses Gut übernehmen, und mir dafür nur dreitausend Rubel geben . . . Sie können dabei in keinem Falle etwas verlieren, dessen versichere ich Sie bei meiner Ehre, sondern Sie können statt dreitausend, sechs- bis siebentausend gewinnen . . . Die

Hauptſache iſt aber, daß man die Sache ſo ſchnell als möglich erledigt, wenn möglich ſogar heute ſchon . . . Ich werde Ihnen beim Notar, oder wie da . . . Mit einem Wort, ich bin zu allem bereit, ich werde Ihnen alle Dokumente einhändigen, die Sie nur wollen, alles unterſchreiben . . . und wir würden dieſes Papier ſofort aufſetzen, und wenn es nur möglich, ja wenn es nur irgend möglich iſt, ſogleich heute alles erledigen . . . Sie würden mir die Dreitauſend geben . . . Denn welcher Kapitaliſt hier in der Stadt könnte ſich mit Ihnen meſſen? . . . und Sie würden mich retten vor . . . mit einem Wort, Sie würden meinen Kopf retten, um einer hochherzigen . . . Ich hege die edelſten Gefühle zu einer gewiſſen Dame, die Sie nur zu gut kennen, und die Sie väterlich beſchützen. Es ſind hier, wenn Sie wollen, drei mit den Köpfen zuſammengeſtoßen, denn das Schickſal — das iſt etwas Grauſames! Der Realismus, Kuſjma Kuſjmitſch, der Realismus! Da man Sie aber ſchon ſeit langem ausſchließen muß, ſo bleiben nur noch zwei Köpfe . . . pardon, ich drücke mich vielleicht nicht ganz geſchickt aus . . . ich bin kein Literat. Das heißt, der eine Kopf, das bin ich, und der andere — das iſt das Ungeheuer! Und ſo wählen Sie denn. Alles liegt jetzt in Ihren Händen . . . drei Schickſale und zwei Loſe . . . Verzeihen Sie, ich habe mich verſprochen . . . doch Sie verſtehen ſchon . . . ich ſehe es an Ihren ehrwürdigen Augen, daß Sie verſtanden haben . . . Wenn Sie aber nicht verſtehen wollen, ſo iſt es heute noch aus mit mir!"

Mitjá hielt plötzlich in ſeiner ſinnloſen Rede inne

und erwartete eine Antwort auf ſeinen dummen Vorſchlag. Bei der letzten Phraſe hatte er plötzlich gefühlt, daß nun alles verloren war — und hauptſächlich, daß er einen ſchrecklichen Unſinn zuſammengeſprochen hatte. „Sonderbar, als ich herkam, ſchien mir alles ſo klar und gut, und jetzt iſt alles Unſinn!“ ging es ihm plötzlich durch ſeinen hoffnungsloſen Kopf. Die ganze Zeit, während er ſprach, ſaß der Alte unbeweglich da und beobachtete ihn mit einem eiſigen Ausdruck. Nachdem er ihn eine Weile auf ſeine Antwort hatte warten laſſen, ſagte er endlich im kühlſten und teilnahmloſeſten Tone:

„Entſchuldigen Sie, aber mit ſolchen Sachen befaſſen wir uns nicht.“

Mitjá fühlte, daß ſeine Füße ſchwach wurden.

„Was ſoll ich jetzt tun, Kuſjma Kuſjmitſch?“ murmelte er erblaſſend. „Was glauben Sie, jetzt bin ich doch verloren?“

„Entſchuldigen Sie . . .“

Mitjá ſtand noch immer da und ſtarrte vor ſich hin, und plötzlich bemerkte er, daß im Geſicht des Alten etwas zuckte. Er ſchrak zuſammen.

„Sehen Sie, mein Herr, ſolche Sachen — paſſen mir nicht,“ ſagte langſam der Alte, „mit dem Gericht und mit den Advokaten, das iſt das reine Unglück! Doch wenn Sie wollen, ich kenne einen Menſchen, an den Sie ſich damit wenden könnten . . .“

„Mein Gott, wer iſt das? . . . Sie retten mich, Kuſjma Kuſjmitſch!“ ſtotterte Mitjá.

„Er iſt kein Hieſiger, und auch jetzt befindet er ſich nicht hier. Er iſt Bauer, handelt mit Wald und heißt

Ljágawyj. Mit Fedor Pawlowitſch verhandelt er ſchon ein Jahr lang wegen des Waldes von Tſchermaſchnjá; ſie können mit dem Preis nicht übereinkommen, wie Sie vielleicht gehört haben. Jetzt iſt er wieder hergekommen und hält ſich beim Popen Iljinskij auf, zwölf Werſt von der Station Wolowje entfernt, im Dorfe Iljinskoje. Er hat auch an mich in dieſer Angelegenheit geſchrieben, das heißt, er hat mich wegen des Waldes um Rat gefragt. Fedor Pawlowitſch wollte ſelbſt hinfahren. Wenn Sie jetzt Fedor Pawlowitſch zuvorkommen und dem Ljágawyj dasſelbe vorſchlagen, was Sie mir vorgeſchlagen haben, ſo könnte er . . .“

„Ein genialer Gedanke!“ unterbrach ihn Mitjá begeiſtert. „Gerade ihm, gerade ihm muß man das in die Hand geben! Er will den Wald kaufen, man verlangt einen hohen Preis von ihm, und da, da gibt man ihm ein Dokument mit dem Anrecht auf den ganzen Beſitz in die Hände, hahaha!“ Und Mitjá lachte plötzlich ſein trockenes, kurzes Lachen, und zwar ſo unerwartet, daß Sſamſſonoff mit dem Kopf zurückzuckte.

„Wie ſoll ich Ihnen dafür danken, Kuſjma Kuſjmitſch!“ ſtieß Mitjá aufgeregt hervor.

„Ich bitte, nicht der Mühe wert,“ erwiderte Sſamſſonoff mit einem Kopfneigen.

„Sie wiſſen gar nicht, Sie haben mich gerettet, mein Vorgefühl hat mich zu Ihnen geführt . . . Alſo, auf zu dieſem Popen! Ich eile, ich fliege ſofort . . . Ich habe auf Ihre Krankheit keine Rückſicht genommen . . . Aber ich werde es Ihnen nie vergeſſen! Ein ruſſiſcher Menſch ſagt Ihnen das, Kuſjma Kuſjmitſch, ein ruſſiſcher Menſch!“

„Sehr wohl."

Mitjá wollte bereits die Hand des Alten ergreifen, um ſie zu ſchütteln, doch etwas Böſes blitzte in deſſen Augen auf. Mitjá ließ ſeine Hand ſinken, machte ſich aber ſeines Argwohns wegen ſofort Vorwürfe. „Er iſt ermüdet . . ." ging es ihm durch den Sinn.

„Für ſie! Für ſie! Kuſjma Kuſjmitſch! Sie verſtehen mich doch, alles iſt ja für ſie!" rief er plötzlich laut durch den ganzen Saal, verbeugte ſich, drehte ſich auf dem Hacken haſtig um und ging mit denſelben raſchen, gleichmäßigen Schritten, ohne ſich umzukehren, dem Ausgang zu. Er zitterte vor Begeiſterung. „Alles war ſchon verloren, da hat mich mein Schutzengel gerettet! . . . Und wenn ſchon ſelbſt ſolch ein Geſchäftsmann wie dieſer Alte —, welch ein edler Greis, welch eine Haltung! — mir dieſen Ausweg zeigt, ſo . . . ſo iſt doch wenigſtens ſchon der Weg gefunden! Ich werde ſofort hinfahren. Vor der Nacht bin ich dann wieder zurück, und die Sache iſt erledigt. Der Alte hat ſich doch nicht über mich luſtig machen wollen?" So dachte Mitjá bei ſich, als er in ſeine Wohnung eilte. Es konnte ihm auch gar nicht anders ſcheinen: entweder, es war ein ſachlicher Rat (von ſolch einem Geſchäftsmann!) mit Sachkenntnis gegeben, oder — oder aber der Alte hatte ſich wirklich über ihn luſtig gemacht! Leider war der zweite Gedanke der richtige. Später, lange nachher, als die ganze Kataſtrophe ſchon geſchehen war, geſtand der alte Sſamſſonoff ſelbſt lachend, daß er ſich über den „Hauptmann" tatſächlich luſtig gemacht hatte. Er war ein böswilliger, kalter und höhniſcher Menſch, und dazu war er noch voller

krankhafter Abneigungen. Die begeiſterte Stimmung des „Hauptmanns“, die dumme Überzeugung dieſes „Verſchwenders und Verſchleuderers“, daß er, Sſamſſonoff, auf ſo einen „wilden Plan“ hereinfallen könnte, die Eiferſucht wegen Gruſchenka, um derentwillen dieſer „Herumtreiber“ zu ihm gekommen war, um für irgendeinen wilden Blödſinn Geld zu erhalten — ich weiß nicht, was in dem Alten in jenem Augenblick aufſtieg, als Mitjá vor ihm ſtand und fühlte, daß ſeine Füße ſchwach wurden, und er ſinnlos ausrief, daß er verloren ſei: aber in dieſer Minute ſah der Greis mit unendlicher Wut auf ihn und nahm ſich vor, ihn zum beſten zu haben. Als Mitjá hinausgegangen war, befahl Kuſjma Kuſjmitſch, bleich vor Zorn, ſeinem Sohn, dafür zu ſorgen, daß von dieſem Herumtreiber hinfort ſelbſt nicht der Schatten mehr vor ſeine Augen komme, nicht einmal auf den Hof ſolle man ihn laſſen, geſchweige denn . . .

Er beendete ſeine Drohung nicht, doch der Sohn, der ihn oft im Zorn geſehen hatte, erzitterte vor Furcht, denn ſo war der Vater noch nie geweſen. Noch eine ganze Stunde nachher bebte der Alte vor Wut, und zum Abend hin erkrankte er und ſchickte nach dem Arzt.

II.

Ljágawyj

So mußte ſich Mitjá denn aufmachen, doch Geld, um die Pferde zu bezahlen, beſaß er nicht: im ganzen hatte er noch zwei Zwanzigkopekenſtücke, das war aber auch alles, was ihm von ſeinem früheren

Wohlſtande verblieben war. Aber bei ihm zu Haus lag noch eine alte ſilberne Uhr, die ſchon längſt zu gehen aufgehört hatte. Er nahm ſie und brachte ſie zu einem Uhrmacher, einem Juden, der ſeinen kleinen Laden am Markt hatte. Der gab für ſie ſechs Rubel. „So viel? Das hatte ich gar nicht erwartet!“ rief Mitjá entzückt aus (er war die ganze Zeit über noch begeiſtert), ſteckte ſich die ſechs Rubel ein und eilte nach Haus. Zu Hauſe borgte er von ſeinen Hauswirten noch drei Rubel dazu; ſie gaben ſie ihm mit Vergnügen, ungeachtet deſſen, daß es ihr letztes Geld war — ſo ſehr liebten ſie ihn. Mitjá erzählte ihnen ſofort in ſeiner Begeiſterung, daß ſein Schickſal ſich jetzt entſcheiden werde, erzählte ihnen in großer Eile faſt ſeinen ganzen „Plan“, den er ſoeben noch Sſamſſonoff vorgelegt hatte, darauf den Rat Sſamſſonoffs, alle ſeine Hoffnungen uſw. uſw. Die Hauswirte waren auch ſchon früher in viele ſeiner Geheimniſſe eingeweiht worden und betrachteten ihn als einen zu ihnen Gehörigen, und durchaus nicht als ſtolzen Herrn Leutnant. Nachdem er auf dieſe Weiſe alſo neun Rubel zuſammengebracht hatte, ſchickte er nach Poſtpferden, um zur Station Wolowje zu fahren. Auf dieſe Weiſe konnte ſpäter die Tatſache feſtgeſtellt werden, daß Mitjá „am Tage vor dem Ereigniſſe keinen Kopeken beſeſſen hatte, und daß er, um ſich das Geld, das er zur Fahrt nötig hatte, zu verſchaffen, ſeine Uhr verkauft und drei Rubel von den Hauswirten geborgt hatte, und das alles vor Zeugen.“

Ich hebe dieſe Tatſache ſchon jetzt hervor, ſpäter wird ſich erklären, warum ich es tue.

Wenn nun Mitjá auch während der ganzen Fahrt bis zur Station Wolowje, vor Freude darüber, daß jetzt endlich ſich alles löſen und „alle dieſe Gemeinheiten" ein Ende nehmen würden, förmlich berauſcht war, ſo zitterte er trotz alledem vor Angſt bei dem ſchrecklichen Gedanken: „Was wird Gruſchenka während meiner Abweſenheit tun? Wenn ſie ſich nun gerade heute entſchließt, zum Vater zu gehen?" Darum hatte er ihr auch nicht geſagt, daß er fortfahren werde und den Hauswirten ſtrengſtens verboten, zu verraten, wohin er ſich begeben hatte, falls jemand kommen ſollte, um nach ihm zu fragen. „Ich muß unbedingt, unbedingt noch heute abend zurückkehren," ſagte er ſich immer wieder, „und dieſen Ljágawyj müßte man eigentlich mitſchleppen, damit man alle Formalitäten ſofort erledigen kann . . ." So träumte Mitjá mit bangem Herzen, doch leider ſollten ſich dieſe Träume nicht nach ſeinem „Plane" verwirklichen. Erſtens: er verſpätete ſich, da er von der Station Wolowje einen Nebenweg eingeſchlagen hatte. Der Nebenweg war aber nicht zwölf, ſondern achtzehn Werſt lang. Zweitens traf er den Iljinskijſchen Popen nicht zu Haus, da jener auf ein benachbartes Gut gefahren war. Als Mitjá ihm mit ſeinen müdegejagten Pferden auf das Gut nachfuhr und ihn endlich fand, wurde es ſchon Nacht. Das „Väterchen", dem Äußeren nach ein beſcheidener und liebenswürdiger Menſch, erklärte ſofort bereitwillig, daß dieſer Ljágawyj ſich wohl zuerſt bei ihm aufgehalten habe, doch jetzt ſich in Sſuchoj Poſſjolok, wo er Wald kaufe, beim Buſchwächter befinde, und dort in deſſen Hütte übernachten werde. Auf die inſtändigen

Bitten Mitjás, ihn ſofort zu dieſem Ljágawyj zu bringen und ihn dadurch zu „retten", weigerte ſich das Väterchen zuerſt, ſchließlich aber willigte es doch ein, ihn nach Sſuchoj Poſſjolok zu führen, da es augenſcheinlich ſelbſt eine große Neugierde empfand. Zum Unglück riet er aber Mitjá, mit ihm zu Fuß dahin zu gehen, da es nur etwas mehr als eine Werſt entfernt ſei. Mitjá, verſteht ſich, willigte ſofort ein und ging mit ſeinen langen Schritten drauflos, ſo daß das arme Väterchen faſt hinter ihm herlaufen mußte. Es war das noch kein alter, doch ein ſehr vorſichtiger Menſch. Mitjá ſprach ſofort wieder begeiſtert mit ihm über ſeine Pläne, verlangte voll Unruhe ſeinen Rat in betreff Ljágawyjs und ſprach überhaupt den ganzen Weg. Das Väterchen hörte ihm aufmerkſam zu, riet ihm aber wenig. Auf die Fragen Mitjás antwortete es ausweichend: „Ich weiß es nicht, ich, ich weiß es nicht, wie ſoll ich das wiſſen" uſw. Als Mitjá von ſeinen Streitigkeiten mit Fedor Pawlowitſch wegen ſeiner Erbſchaft erzählte, erſchrak das Väterchen ſogar, da es in irgendwelchen Dingen von Fedor Pawlowitſch abhängig war. Mit Verwunderung fragte der Pope übrigens Mitjá, warum er dieſen Holzhändler Gorſtkin „Ljágawyj" nannte, und er erklärte Mitjá ausführlich, daß jener, wenn er auch Ljágawyj hieße, ſich doch nicht Ljágawyj nenne; mit dieſem Namen kränke man ihn bis aufs Blut, und Mitjá ſolle ihn nur ja Gorſtkin anreden, denn ſonſt würde aus der Sache nichts werden, und „er würde Sie überhaupt nicht anhören", ſchloß das Väterchen. Mitjá war darüber ſehr verwundert und erklärte ihm, daß Sſamſſonoff ſelbſt jenen Holzhändler

ſo genannt habe! Als der Prieſter das hörte, brach er das Geſpräch ſofort ab, obgleich es beſſer geweſen wäre, wenn er Mitjá ſeinen Verdacht mitgeteilt hätte: daß Sſamſſonoff, wenn er ihn zu dieſem Bauer, als zu „Ljágawyj" geſchickt hat, ſich über ihn nur habe luſtig machen wollen, und daß dabei etwas nicht ganz in Ordnung ſein müſſe. Doch Mitjá hatte keine Zeit, jetzt „an ſolche Kleinigkeiten" zu denken. Er beeilte ſich, ſchritt weit aus, und erſt, als er in Sſuchoj Poſſjolok angelangt war, erriet er, daß ſie nicht eine Werſt, wohl aber drei Werſt gegangen waren; das ärgerte ihn ein wenig, aber er ſchwieg darüber. Sie traten in die Hütte. Der Buſchwächter, ein Bekannter des Väterchens, wohnte in der einen Hälfte der Hütte, in der anderen, in der „guten Stube", rechts vom Flur, hatte ſich Gorſtkin einquartiert. Sie traten in die gute Stube, und es wurde für ſie ſofort ein Talglicht angezündet. Die Stube war ſtark geheizt. Auf einem Tannenholztiſch ſtand ein verlöſchter Samowar, ein Teebrett mit Taſſen, eine geleerte Flaſche Rum, ein faſt geleerter Liter Branntwein und Reſte von Weizenbrot. Der Angereiſte ſelbſt lag ausgeſtreckt auf einer Holzbank, hatte ſeinen zuſammengerollten Überrock ſtatt eines Kiſſens unter den Kopf geſchoben und ſchnarchte laut. Mitjá war einen Augenblick unentſchloſſen. „Man muß ihn wecken! Meine Angelegenheit iſt zu wichtig, und ich habe es ſo eilig, ich muß heute noch zurückfahren," ſagte Mitjá in ſeiner Erregung; das Väterchen und der Wächter ſtanden dabei, ſchweigend, und keiner äußerte ſeine Meinung. Mitjá ging zum Schlafenden und verſuchte ihn zu wecken, rüttelte ihn kräftig,

aber der Schlafende wachte nicht auf. „Er iſt betrunken!“ rief Mitjá erſchrocken aus, „was ſoll ich jetzt tun, mein Gott, was ſoll ich jetzt tun!“ Und plötzlich begann er in ſeiner Ungeduld den Schlafenden an den Händen und Füßen zu zerren, ſeinen Kopf zu ſchütteln, ihn aufzuheben und auf die Bank zu ſetzen, doch ſeine ganze lange Liebesmüh war umſonſt: der Betrunkene brummte und grunzte nur und fing ſchließlich an kräftig, wenn auch undeutlich zu ſchimpfen.

„Nein, beſſer, Sie ſchieben es noch auf,“ ſagte endlich das Väterchen, „er iſt augenblicklich nicht imſtande . . .“

„Er hat den ganzen Tag getrunken,“ berichtete nun auch der Buſchwächter.

„Mein Gott!“ rief Mitjá ganz verzweifelt, „wenn Sie nur wüßten, wie ſehr die Sache drängt, in welch einer Verzweiflung ich mich jetzt befinde!“

„Aber es wäre auch für Sie beſſer, bis zum Morgen zu warten,“ meinte wieder das Väterchen.

„Bis zum Morgen? Erbarmen Sie ſich, das iſt unmöglich!“ Und in ſeiner Verzweiflung wollte er ſich wieder auf den Betrunkenen ſtürzen, um ihn zu wecken, doch ließ er ſofort davon ab, da er die Nutzloſigkeit dieſer Anſtrengung einſah. Der Pope ſchwieg, der verſchlafene Wächter ſtand mit düſterer Miene da.

„Herrgott, welche furchtbaren Tragödien die Wirklichkeit doch mit den Menſchen aufführt!“ rief Mitjá verzweifelt aus. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er ſtand ſchweigend da. Das Väterchen benutzte den Augenblick, um ihm noch einmal vernünftig zuzureden: daß, wenn es ihm auch gelänge, den Schlafenden auf-

zuwecken, dieſer in ſeiner Betrunkenheit doch nicht zu ſolch einem Geſpräch fähig ſein werde, „und da Ihre Sache von ſo großer Wichtigkeit iſt, ſo wäre es beſſer, ſie bis zum Morgen aufzuſchieben . . .“ Mitjá breitete nur die Arme aus und ſchickte ſich wohl oder übel drein.

„Väterchen, ich werde mit dem Licht hierbleiben und werde einen Augenblick zu erhaſchen verſuchen. Wenn er aufwacht, werde ich ſofort beginnen . . . Das Licht werde ich dir bezahlen,“ ſagte er zum Wächter gewandt, „für das Nachtlogis gleichfalls, wirſt noch an Dmitrij Karamaſoff denken. Was wird aber nun aus Ihnen, Väterchen, ich weiß nicht, wo Sie bleiben ſollen, wo Sie ſich hinlegen könnten . . .“

„Nein, ich gehe zu mir nach Haus. Ich werde auf ſeiner Stute zurückreiten,“ ſagte das Väterchen, auf den Wächter weiſend. „Leben Sie wohl, ich wünſche Ihnen guten Erfolg.“

Und ſo geſchah es denn auch. Der Pope ritt auf der kleinen Stute davon, froh darüber, daß er ſich endlich von der Sache losgemacht hatte. Doch ſchüttelte er noch lange nachdenklich ſein Haupt und dachte unruhig darüber nach, ob es nicht beſſer wäre, morgen frühzeitig ſeinen Gönner Fedor Pawlowitſch von dieſem bemerkenswerten Fall zu benachrichtigen, „denn iſt die Stunde, in der er es erfährt, ungünſtig, ſo kann er noch wütend werden und ſeine Güte zu mir einſchränken.“ Der Waldwächter kratzte ſich hinterm Ohr und ging ſchweigend in ſeine Kammer. Mitjá ſetzte ſich auf die Bank, um, wie er geſagt hatte, den Augenblick zu erhaſchen! Schwermut breitete ſich wie Nebel über ſeine

Seele; es war eine tiefe, lähmende Schwermut! Und doch gaben ihm die Sorgen keine Ruh. Er saß da und grübelte und konnte sich trotzdem nicht klar und schlüssig werden. Das Licht brannte nieder; ein Heimchen zirpte hin und wieder, und in dem geheizten Zimmer wurde es unerträglich beklemmend. Plötzlich sah er einen Garten vor sich, einen Gang hinter dem Garten, im Hause des Vaters öffnete sich geheimnisvoll eine Tür, und durch die Tür schlüpfte Gruschenka . . . Er sprang auf.

„Die Tragödie!" sagte er zähneknirschend, mechanisch ging er zum Schlafenden und betrachtete ihn. Es war ein hagerer, noch nicht alter Bauer mit länglichem Gesicht, rötlichen Locken und einem langen, dünnen roten Bart, in einem Kattunhemd und in schwarzer Weste, aus deren Tasche die silberne Kette einer silbernen Uhr heraushing. Mitjá betrachtete diesen Menschen mit unbeschreiblichem Haß, und es war ihm aus irgendeinem Grunde besonders widerwärtig, daß er Locken hatte. Hauptsächlich aber war für ihn beleidigend, daß er, Mitjá, jetzt hier bei ihm stehend warten mußte, mit dieser unaufschiebbaren Angelegenheit, dabei noch so viel opferte, so viel wagte und so gequält war, während dieser Faulpelz, „von dem jetzt mein ganzes Schicksal abhängt, schnarcht, als ob nichts wäre, als befände er sich auf einem anderen Planeten. Oh, Ironie des Schicksals!" rief Mitjá verzweifelt aus, verlor plötzlich ganz den Kopf und stürzte sich wieder auf den Menschen, um ihn zu wecken. In einer Art Raserei riß er ihn herum, stieß ihn, schlug ihn, doch als er nach fünf Minuten nichts erreichte, kehrte er in

kraftloſer Verzweiflung wieder auf ſeine Bank zurück und ſetzte ſich wieder hin.

„Dumm, dumm iſt es!“ murmelte er. „Und . . . wie iſt das alles ehrlos!“ fügte er plötzlich noch aus irgendeinem Grunde hinzu. Ihm tat der Kopf entſetzlich weh: „Sollte ich es nicht ganz aufgeben? Fortfahren?“ dachte er einen Augenblick. „Nein, ich bleibe lieber bis zum Morgen. Jetzt bleibe ich erſt recht! Wozu bin ich denn hergekommen? Ja, und wie ſoll ich denn jetzt von hier fortkommen? Oh, ich Eſel!“

Der Kopfſchmerz wurde aber immer ſtärker. Unbeweglich ſaß er da, und unverſehens war er ſitzend eingeſchlafen. Wahrſcheinlich hatte er zwei bis drei Stunden geſchlafen. Als er erwachte, glaubte er, ſein Kopf müſſe zerſpringen, er hätte ſchreien mögen vor Schmerz. In ſeinen Schläfen hämmerte das Blut, und in den Ohren ſummte es. Zuerſt konnte er noch lange nicht zu ſich kommen: nicht begreifen, was mit ihm eigentlich geſchehen war. Endlich begriff er, daß im überheizten Zimmer ein ſchrecklicher Dunſt war, und daß er vielleicht hätte ſterben können. Der betrunkene Bauer aber lag und ſchnarchte wie zuvor; das Licht war heruntergebrannt und drohte zu erlöſchen. Mitjá ſtürzte wankend hinaus in den Flur und in die Stube des Wächters. Der erwachte ſofort, doch als er hörte, daß in der anderen Stube Dunſt ſei, machte er ſich zwar ſofort auf, um hinzugehen, nahm aber dieſe Tatſache mit ſonderbarem Gleichmut auf, was Mitjá äußerſt erſtaunte und beleidigte.

„Aber er iſt vielleicht geſtorben, geſtorben, und was dann . . . was dann?“ ſchrie ihn Mitjá außer ſich an.

Man öffnete die Tür, das Fenster, das Ofenrohr. Mitjá ſchleppte einen Eimer voll Waſſer aus dem Flur und befeuchtete ſich den Kopf, und als er darauf ein Handtuch gefunden hatte, ſteckte er es ins Waſſer und legte es dem Ljágawyj auf die Stirn. Der Wächter verhielt ſich gleichgültig zu allem, was geſchah. Als er das Fenſter geöffnet hatte, ſagte er mürriſch: „So, iſt ſchon gut," und ging wieder fort. Er überließ Mitjá eine Blechlaterne. Mitjá mühte ſich noch eine halbe Stunde um den Betrunkenen, machte ihm Kompreſſen um den Kopf und beabſichtigte im Ernſt, die ganze Nacht über nicht mehr zu ſchlafen, doch gequält und ermüdet ſetzte er ſich wieder auf eine Minute hin, um etwas aufzuatmen, und im ſelben Augenblick fielen ihm auch ſchon die Augen zu: ganz unbewußt ſtreckte er ſich auf der Bank aus und — ſchlief wie ein Toter.

Er erwachte ſehr ſpät. Es war ſchon etwa neun Uhr morgens. Die Sonne ſchien hell durch die beiden Fenſterchen in die Stube. Der lockige Bauer von geſtern ſaß bereits angekleidet auf der Bank. Vor ihm ſtand ein kochender Samowar und ein neuer Liter Branntwein. Der geſtrige, alte Liter war ſchon geleert und der neue Liter bis zur Hälfte ausgetrunken. Mitjá ſprang auf und bemerkte ſofort, daß der verfluchte Bauer wieder betrunken war, ſchwer betrunken. Er ſah ihn eine Minute lang ſtarr an. Der Bauer betrachtete ihn gleichfalls ſchweigend mit einem ſchlauen Blick und beleidigender Ruhe, wenn nicht gar mit verächtlichem Hochmut. So ſchien es wenigſtens Mitjá. Er ſtürzte auf ihn zu.

„Erlauben Sie, ſehen Sie . . . ich . . . Sie werden

wohl ſchon von dem Buſchwächter in der Stube drinnen gehört haben: ich bin der Leutnant Dmitrij Karamaſoff, der Sohn des alten Karamaſoff, von dem Sie hier Wald kaufen wollen."

„Das lügſt du," ſagte beſtimmt und ruhig der Bauer.

„Wieſo lüge ich? Sie kennen doch Fedor Pawlowitſch?"

„Gar keinen Fedor Pawlowitſch kenne ich," ſagte der Bauer mit ſchwerlallender Zunge.

„Aber den Wald, den Wald wollen Sie doch von ihm kaufen! Wachen Sie doch auf, beſinnen Sie ſich doch! Das Väterchen, Pawel Iljinskij, hat mich hergebracht . . . Sie haben an Sſamſſonoff geſchrieben, und er hat mich zu Ihnen geſchickt . . ."

Mitjá holte tief Atem.

„Du lügſt!" wiederholte Ljágawyj langſam, deutlich und mit ſteifer Zunge. Mitjá fühlte, daß ihm die Füße kalt wurden.

„Erbarmen Sie ſich, das iſt doch kein Spaß! Sie haben vielleicht einen Rauſch . . . Sie wiſſen vielleicht nicht was Sie ſagen . . . ſonſt . . . ſonſt verſtehe ich nichts!"

„Du biſt ein Färber!"

„Erbarmen Sie ſich, ich bin doch Karamaſoff, Dmitrij Karamaſoff, ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen . . . einen vorteilhaften Vorſchlag . . . ſehr vorteilhaft . . . und gerade in betreff des Waldes . . ."

Der Bauer ſtrich ſich wichtig den Bart.

„Nein, du haſt die Lieferung übernommen, und

biſt als Schuft daraus hervorgegangen. Ein Schuft biſt du!“

„Ich verſichere Ihnen, daß Sie ſich irren!“ Mitjá rang faſt die Hände vor Verzweiflung. Der Bauer ſtrich ſich immer noch den Bart, und plötzlich kniff er liſtig die Augen zuſammen.

„Nein, weißt du, was du mir zeigen kannſt? Zeige mir ſolch ein Geſetz, nach dem es erlaubt iſt, Gemeinheiten zu machen, hörſt du! Ein Schuft biſt du, verſtehſt du, was ich dir ſage?“

Mitjá wandte ſich finſter von ihm ab, und plötzlich war es ihm, als wenn ihn „etwas vor die Stirn ſchlug,“ wie er ſich ſelbſt ſpäter ausdrückte. „Plötzlich kam eine Erleuchtung über mich, ein Licht ging mir auf, und ich verſtand alles.“ Er ſtand und konnte nicht begreifen, wie er als einſichtiger Menſch ſich mit ſolch einer Dummheit hatte befaſſen, wie er ſich die ganze Zeit mit dieſem Ljágawyj hatte abgeben können. „Und ich habe ihm noch den Kopf gekühlt!“ . . . „Betrunken iſt der elende Kerl, betrunken bis zum Delirium, und er wird noch eine ganze Woche trinken — wie lange ſoll ich da warten? Wie aber, wenn Sſamſſonoff mich abſichtlich hergeſchickt hat? Wie, wenn ſie . . . Oh, mein Gott, was habe ich getan! . . .“

Der Bauer ſaß da, betrachtete ihn und ſchmunzelte. Unter anderen Umſtänden hätte Mitjá dieſen Dummkopf aus Wut vielleicht erſchlagen; in dieſem Augenblick fühlte er ſich aber ſo ſchwach wie ein Kind. Still ging er zur Bank, nahm ſeinen Mantel, zog ihn ſchweigend an und ging zur Stube hinaus. Den Buſchwächter fand er in der anderen Stube nicht vor, es

war niemand da. Er nahm aus ſeiner Taſche Kleingeld, an fünfzig Kopeken, und legte es auf den Tiſch — für das Nachtlager, für das Licht und „die Störung". Als er aus der Hütte hinaustrat, ſah er, daß ringsherum nur Wald war und ſonſt nichts. Er ging aufs Geratewohl weiter, ohne darüber nachzudenken, ob man nach rechts oder nach links von der Hütte abbiegen mußte; geſtern abend hatte er in der Eile nicht auf den Weg geachtet. Er fühlte gegen niemanden Haß in ſeiner Seele, nicht einmal Sſamſſonoff konnte er haſſen. Er ſchritt auf dem ſchmalen Waldwege gedankenlos und wie verloren einher, „mit einer verlorenen Idee" und kümmerte ſich überhaupt nicht darum, wohin er ging. Ihn hätte ein Kind überwältigen können, dermaßen müde war er plötzlich, ſowohl körperlich wie ſeeliſch. Indeſſen fand er ſich doch irgendwie aus dem Walde heraus — plötzlich lagen vor ihm unabſehbare Strecken abgeernteter kahler Felder. „Welch eine Verzweiflung, welch ein Tod ringsum!" ſagte er vor ſich hin und ſchritt weiter, immer weiter . . .

Da kam ein Fuhrmann mit einem alten kleinen Kaufmann auf dieſem Nebenwege dahergefahren. Mitjá erkundigte ſich bei ihnen nach dem Weg, und da hörte er denn, daß die beiden auch nach Wolowje fuhren. Sie kamen mit dem Preis überein, und Mitjá wurde als Reiſegefährte mitgenommen. Nach drei Stunden kamen ſie an. Auf der Wolowjeſchen Station beſtellte Mitjá ſofort Poſtpferde zur Rückkehr in die Stadt, und da erſt fühlte er einen unerträglichen Hunger. Während die Pferde angeſpannt wurden, bereitete man ihm einen Eierkuchen. Er verzehrte ihn ſofort, aß ein großes

Stück Brot, es fand ſich auch noch Wurſt dazu, die er gleichfalls aufaß: dazu trank er drei Schnäpſe. Als er ſich ſo geſtärkt hatte, wurde er wieder munter, und auch in ſeiner Seele wurde es heller. Er jagte in die Stadt zurück und feuerte den Poſtknecht zu noch größerer Schnelligkeit an. Und plötzlich kam ihm eine gute Idee, die ſich alsbald zu einem neuen „unwandelbaren" Plan entwickelte, nämlich, wie er ſich noch vor dem Abend dieſes verfluchte Geld verſchaffen könnte. „Und ſich vorzuſtellen, nur vorzuſtellen, daß wegen dieſer lumpigen dreitauſend Rubel ein Menſch zugrunde gehen ſoll!" rief er mit Verachtung aus. „Heute noch muß es ſich entſcheiden!" Und wenn ihn nicht fortwährend der Gedanke an Gruſchenka und daran, was alles inzwiſchen geſchehen ſein konnte, gequält hätte, ſo wäre er vielleicht wieder ganz heiter geworden. Doch der Gedanke an ſie bohrte ſich wie ein ſcharfes Meſſer in ſeine Seele. Endlich langte er wieder in der Stadt an, und ſofort eilte er zu Gruſchenka.

III.

Die Goldgruben

Es war dies jener Beſuch Mitjás bei ihr, von dem ſie Rakitin und Aljoſcha am Abend desſelben Tages mit Schrecken erzählt hatte. Sie erwartete damals ſchon ſeit einiger Zeit den berittenen Boten aus Mokroje und war daher ſehr froh, daß Mitjá weder geſtern noch heute zu ihr gekommen war, und vielleicht vor ihrer Abfahrt überhaupt nicht wiederkommen würde. Und nun plötzlich überraſchte er ſie. Das Weitere iſt uns

bekannt. Um ihn los zu werden, überredete ſie ihn, ſie zu Kuſjma Sſamſſonoff zu begleiten, zu dem ſie, wie ſie ſagte, unbedingt gehen mußte, um „Geld zu zählen", und als Mitjá ſie dann begleitet hatte, nahm ſie ihm das Wort ab, ſie um Mitternacht wieder abzuholen, um ſie nach Haus zu bringen. Mitjá war mit dieſer Abmachung ſehr zufrieden: „Sie wird bei Kuſjma ſitzen, und folglich nicht zum Vater gehen . . . wenn ſie nur die Wahrheit ſagt," fügte er ſofort hinzu. Doch ſchien ihm dieſes Mal, daß ſie nicht log. Seine Eiferſucht war von der Art, daß er während der Trennung von dem geliebten Weibe ſich Gott weiß was für Schrecken ausdachte: was alles mit ihr geſchieht und wie ſie ihm „untreu" iſt. Doch kaum iſt er dann — erſchüttert, zerſchmettert, und feſt überzeugt, daß alles verloren ſei, daß ſie ihn ſchon verraten habe — wieder bei ihr angelangt: ſo ſind nach dem erſten Blick in ihr Geſicht, in das lachende, fröhliche und zärtliche Geſicht der Geliebten, wieder alle Qualen vergeſſen, er ſchöpft wieder Hoffnung, verliert ſofort jeglichen Verdacht, ſchämt ſich ſeiner Eiferſucht und ſchilt ſich ihretwegen. Nachdem er Gruſchenka zu Sſamſſonoff begleitet hatte, ging er zu ſich nach Haus. Oh, er hatte heute noch ſoviel zu erledigen! Aber ſeinem Herzen war doch ein wenig leichter. „Nur muß ich noch ſehen, daß ich von Sſmerdjákoff ſofort erfahre, ob ſie nicht geſtern abend beim Alten geweſen iſt, bei Fedor Pawlowitſch . . . unbedingt!" ging es ihm durch den Kopf. So gelang ihm alſo noch nicht einmal, bis zu ſeiner Wohnung zu gehen, als die Eiferſucht in ſeinem unruhigen Herzen ſchon wieder aufloderte.

Eiferſucht! „Othello iſt nicht eiferſüchtig, er iſt vertrauensſelig," hat Puſchkin geſagt, und ſchon allein dieſe eine Bemerkung zeigt die ungewöhnliche Tiefe unſeres großen Dichters. Othellos Seele iſt nur zermalmt, und ſeine ganze Weltanſchauung hat ſich getrübt, denn er hat „ſein Ideal verloren". Aber Othello wird ſich nicht verſtecken, wird nicht ſpionieren, nicht auflauern: er iſt vertrauensſelig! Im Gegenteil, man mußte ihn darauf bringen, ihn geradezu darauf ſtoßen, ihn mit aller Gewalt dazu anfachen, damit er auf einen Verrat verfiel. Anders iſt es mit dem Eiferſüchtigen. Man kann ſich die ganze Schmach und die ſittliche Erniedrigung gar nicht ausdenken, zu der ein Eiferſüchtiger fähig iſt, und in die er ohne jegliche Gewiſſensbiſſe verfallen wird. Oh, nicht, daß es etwa nur gemeine und ſchlechte Seelen wären! Im Gegenteil, mit reiner Liebe und großer Selbſtaufopferung im Herzen, kann der Eiferſüchtige ſich zu gleicher Zeit unter Tiſchen verſtecken, die gemeinſten Leute beſtechen und ſich mit den letzten Gemeinheiten eines Spionentums befreunden. Othello hätte ſich niemals mit einem Verrat ausſöhnen können — er hätte verziehen, nie aber ſich ausgeſöhnt — obgleich ſeine Seele unſchuldig und gut wie die Seele eines Kindes war. Anders der wahre Eiferſüchtige. Es iſt ſchwer, ſich vorzuſtellen, wonach er ſich wieder ausſöhnen, und was er alles verzeihen kann! Der Eiferſüchtige verzeiht von allem am eheſten, und das wiſſen auch die Frauen. Der Eiferſüchtige iſt fähig (verſteht ſich, nach einer furchtbaren Szene), alles zu verzeihen, ſogar einen faſt erwieſenen Verrat, ſogar Umarmungen und Küſſe, die er ſelbſt

geſehen hat, wenn er nur zu gleicher Zeit hoffen kann, daß es „zum letztenmal“ geweſen iſt, und daß ſein Gegner von Stund an verſchwinden, ans andere Ende der Welt fortfahren wird, oder daß er ſelbſt ſie irgendwohin entführen kann, an einen Ort, wo es ſeinem furchtbaren Gegner unmöglich iſt, ſie zu erreichen. Verſteht ſich, die Ausſöhnung dauert nur eine Stunde, denn wenn der Gegner auch wirklich auf immer verſchwindet, ſo wird er doch morgen einen anderen, einen neuen Gegner finden, und er wird aufs neue eiferſüchtig ſein. Und was liegt ihm ſo an dieſer Liebe, und was iſt dieſe Liebe wert, die ſo gehütet und belauſcht, die ſo bewacht werden muß? Das iſt eine Frage, die ein Eiferſüchtiger überhaupt nicht verſteht, und doch gibt es unter ihnen Männer, die wirklich hochherzig ſind. Bemerkenswert iſt darum, daß dieſelben hochherzigen Menſchen in irgendeinem Kämmerlein lauſchend und ſpähend ſtehen können; obgleich ſie nur zu gut mit ihrem „hohen Herzen“ die ganze Schmach begreifen, in die ſie ſich freiwillig ſelbſt begeben haben, ſo werden ſie doch in dieſer Minute, wenigſtens während ſie da im Kämmerlein ſtehen, gar keine Gewiſſensbiſſe empfinden. Bei Mitjá, wenn er Gruſchenka ſah, verlor ſich die Eiferſucht ganz, und für den Augenblick war er voll Vertrauen und Anſtändigkeit und verachtete ſich ſelbſt wegen ſeiner ſchlechten Gefühle. Aber das bedeutete nur, daß in ſeiner Liebe zu dieſer Frau etwas Höheres lag und nicht nur eine Leidenſchaft für jene „Körperbiegung“, wie er es ſelbſt geglaubt und wovon er noch mit Aljoſcha geſprochen hatte. Sobald aber Gruſchenka verſchwunden war,

begann Mitjá wieder, ſie aller Niedrigkeiten des Verrats zu verdächtigen. Und dabei fühlte er dann nicht die geringſten Gewiſſensbiſſe.

So loderte denn auch jetzt die Eiferſucht wieder in ihm auf. Vor allen Dingen mußte er ſich beeilen und ſich für jeden Fall etwas Geld verſchaffen. Die geſtrigen neun Rubel waren für die Fahrt aufgegangen, und ganz ohne Geld, das wußte er, konnte man ja keinen einzigen Schritt tun. So hatte er denn auch unterwegs, zuſammen mit ſeinem neuen Plane, überlegt, von wo er ſich dieſes Geld verſchaffen konnte. Er beſaß noch zwei gute Duellpiſtolen mit Patronen, und wenn er ſie bis jetzt noch nicht verſetzt hatte, ſo hatte er dies nur darum nicht getan, weil er ſie von allen ſeinen Sachen am meiſten liebte. Im Gaſthaus „Zur Hauptſtadt" hatte er flüchtig einen jungen Beamten kennen gelernt, von dem er wußte, daß er ein unverheirateter, wohlhabender Menſch war, der bis zur Leidenſchaft Gewehre, Piſtolen, Revolver, Degen kaufte, ſie an den Wänden ſeines Zimmers aufhing, um ſie dann ſeinen Bekannten zu zeigen und damit zu prahlen, daß er Meiſter im Erklären der verſchiedenen Syſteme ſei, wie man ſie laden, wie man ſie abfeuern müſſe uſw. Mitjá dachte denn auch nicht lange darüber nach und begab ſich ſofort zu ihm, um ſeine Piſtolen für zehn Rubel zu verſetzen. Der Beamte bat Mitjá hocherfreut, ſie ihm ganz zu verkaufen, doch Mitjá willigte nicht ein. Dieſer gab ihm die zehn Rubel und erklärte ihm, daß er keine Prozente dafür nehmen werde. Sie ſchieden als Freunde. Mitjá beeilte ſich, zu Fedor Pawlowitſch oder vielmehr in die

Laube am Gartenzaun zu gelangen, um so schnell als möglich mit Sſmerdjákoff zu sprechen.

Auf diese Weise konnte man später wieder die Tatsache feststellen, daß Mitjá drei oder vier Stunden „vor dem Ereignisse“ (von dem später die Rede sein wird), keine Kopeke Geld besaß, und daß er für zehn Rubel einen Lieblingsgegenstand versetzte, nach drei Stunden aber — Tausende in den Händen hatte . . . Doch ich greife vor.

Bei Marja Kondratjewna (der Nachbarin Fedor Pawlowitschs) erwartete ihn eine Nachricht, die ihn sehr erregte: er erfuhr, daß Sſmerdjákoff krank war. Er hörte die Geschichte vom Sturz in den Keller an, von der Ankunft des Doktors, von den Bemühungen Fedor Pawlowitschs um den Kranken, und mit großem Interesse vernahm er von der Abfahrt Iwan Fedorowitschs nach Moskau. „Wahrscheinlich passierte er die Station Wolowje früher als ich,“ dachte Dmitrij Fedorowitsch, aber die Krankheit Sſmerdjákoffs beunruhigte ihn doch sehr. „Wie wird es denn jetzt sein, wer wird jetzt für mich aufpassen, wer wird es mir melden?“ fragte er sich. Gierig begann er die Frauen auszufragen, ob sie gestern abend nichts bemerkt hätten. Diese verstanden sehr gut, um was es sich für ihn handelte, und beruhigten ihn vollkommen: „Niemand war da,“ sagten sie, „nur Iwan Fedorowitsch nächtigten im Hause, alles war in der größten Ordnung.“ Mitjá überlegte. Selbstverständlich mußte er auch heute aufpassen, aber wo? — Hier oder beim Sſamssonoffschen Hause? Er beschloß, dies hier wie dort zu tun, je nach den Umständen, zunächst aber, zunächst . . .

Die Sache war nämlich die, daß es jetzt „diesen Plan" auszuführen galt, den „neuen und richtigen" Plan, den er sich auf der Fahrt ausgedacht hatte, und der sich nun nicht mehr aufschieben ließ. Mitjá entschloß sich, eine Stunde für ihn zu opfern . . . „In einer Stunde werde ich alles erfahren, alles erledigt haben, und dann begebe ich mich sofort zu Sſamſſonoffs, erfahre dort beim Hofknecht, ob Gruſchenka da iſt, komme dann sofort wieder hierher und bleibe bis elf Uhr hier, darauf hole ich ſie von Sſamſſonoff ab und bringe ſie nach Haus."

Er begab ſich in ſeine Wohnung, wuſch ſich, kämmte ſich und bürſtete ſeine Kleider, kleidete ſich an und ging darauf zu Frau Chochlakoff. Ja, leider — das war ſein ganzer Plan. Er hatte beſchloſſen, dieſe Dame um dreitauſend Rubel anzugehen. Und wieder war in ihm ein ungewöhnliches Vertrauen aufgetaucht, daß ſie ihm ſeine Bitte nicht abſchlagen werde. Vielleicht wird man ſich darüber wundern, warum er, wenn er zu ihr ſolch ein Zutrauen hatte, dann nicht ſchon früher zu jemand aus ſeiner Bekanntſchaft gegangen war, ſtatt zu Sſamſſonoff, der zu einer ſo ganz anderen, ihm fremden Geſellſchaftsſchicht gehörte, daß er nicht einmal gewußt hatte, wie er ihn anreden ſollte. Die Sache verhielt ſich aber ſo, daß er im letzten Monat die Bekanntſchaft mit Frau Chochlakoff ganz vernachläſſigt hatte und auch früher nur wenig mit ihr bekannt geweſen war; zudem wußte er, daß ſie ihn nicht mochte, daß ſie ihn haßte, lange ſchon, und zwar nur darum, weil er der Verlobte Katerina Iwanownas war, während ſie plötzlich dringend wünſchte, daß Katerina

Iwanowna nicht ihn, ſondern „den lieben ritterlichen Iwan Fedorowitſch mit dem erquiſiten Auftreten“ heirate. Die Manieren Mitjás dagegen gefielen ihr nicht. Auch hatte Mitjá über ſie gelacht und einmal ſogar von ihr geäußert, daß dieſe Dame „ebenſo lebhaft wie ungebildet“ ſei. Und ſiehe da, nun war ihm auf dem Wege der Gedanke gekommen: „Wenn ſie ſo dagegen iſt, daß ich Katerina Iwanowna heirate, — er wußte, daß dieſe ihre Abneigung faſt hyſteriſch war — warum ſollte ſie mir da nicht die dreitauſend Rubel geben, damit ich mit dem Gelde auf immer von hier fortgehe und auf dieſe Weiſe Katjá verlaſſe? Wenn ſolche verwöhnten Damen, wie die Chochlakoff einmal ihre Kapricen bekommen, ſo geben ſie ſich ja doch nicht eher zufrieden, als bis ſie ihren Willen durchgeſetzt haben. Zudem iſt ſie ja ſo reich,“ dachte Mitjá. Was nun den „Plan“ anbelangt, ſo war er derſelbe, das heißt, er ſah die Abtretung ſeiner Rechte auf Tſchermaſchnjá vor, nur diesmal nicht als kaufmänniſches Geſchäft, wie geſtern bei Sſamſſonoff. Auch wollte er dieſe Dame nicht wie Sſamſſonoff mit der Möglichkeit, drei oder vier Tauſend dabei zu gewinnen, anlocken, ſondern es ſollte nur eine anſtändige Sicherſtellung für ſeine Schuld ſein. Bei dieſem Gedanken geriet Mitjá wieder in Begeiſterung, — aber ſo geſchah es ja immer mit ihm, bei allen ſeinen Unternehmungen und plötzlichen Entſchlüſſen. Jedem neuen Gedanken ergab er ſich bis zur Leidenſchaft. Nichtsdeſtoweniger fühlte er plötzlich , als er die Treppe zum Hauſe der Frau Chochlakoff hinaufſtieg, ein Fröſteln im Rücken. In dieſer Sekunde wurde ihm bewußt und geradezu

mathematiſch klar, daß es ſeine letzte Hoffnung war, und daß ihm dann, wenn auch dieſer Verſuch nicht gelang, in der ganzen Welt nichts mehr verblieb, „als jemandem den Hals umzudrehen, um ihm nur die dreitauſend Rubel zu rauben — und weiter nichts“ . . . es war halbacht Uhr, als er die Türklingel zog.

Am Anfang ſchien ihm das Glück hold zu ſein. Kaum hatte er ſich anmelden laſſen, als er auch ſchon mit außergewöhnlicher Bereitwilligkeit ſofort empfangen wurde. „Ganz als hätte ſie mich erwartet“, dachte Mitjá bei ſich, und kaum war er in den Salon eingetreten, als ihm die Dame des Hauſes auch ſchon eilig entgegentrat und ihm geradeheraus erklärte, daß ſie ihn tatſächlich erwartet habe . . .

„Ich habe Sie erwartet, oh, wie ich Sie erwartet habe! Und ich hätte doch gar nicht annehmen können, daß Sie zu mir kommen würden, ſagen Sie ſich doch ſelbſt, Dmitrij Fedorowitſch, wundern Sie ſich über meinen Inſtinkt, ich erwartete Sie ſchon den ganzen Morgen, und ich war überzeugt, daß Sie heute kommen würden.“

„Das iſt allerdings ſonderbar, gnädige Frau,“ bemerkte Mitjá erſtaunt und ſetzte ſich etwas ſchwerfällig, „doch . . . ich komme in einer ſehr wichtigen Angelegenheit . . . die wichtigſte aller wichtigſten . . . das heißt, gnädige Frau, wichtig iſt ſie nur für mich, und ich . . .“

„Ich weiß es, Dmitrij Fedorowitſch, daß die Sache wichtig iſt, oh, das ſind bei mir nicht irgendwelche Vorgefühle oder Anſprüche auf Wunder — haben Sie ſchon vom Staretz Soſſima gehört? — hier, hier handelt es ſich um Mathematik. Sie mußten kommen, nach alle-

dem, was ſich mit Katerina Iwanowna zugetragen hat. Sie konnten nicht anders, Sie mußten zu mir kommen! Das war doch Mathematik!"

„Das iſt der Realismus des Lebens, gnädige Frau, das iſt es! Aber erlauben Sie — indeſſen, ich wollte . . ."

„Ganz recht, der Realismus des Lebens, Dmitrij Fedorowitſch. Auch ich bin jetzt nur noch für den Realismus, denn was Wunder betrifft, ſo bin ich gründlich geheilt. Haben Sie ſchon gehört, daß der Staretz Soſſima geſtorben iſt?"

„Nein, gnädige Frau, ich höre es zum erſtenmal," ſagte Mitjá ein wenig erſtaunt. Vor ſeinem Geiſt tauchte die Geſtalt Aljoſchas auf.

„Heute in der Nacht iſt er geſtorben, und ſtellen Sie ſich vor . . ."

„Gnädige Frau," unterbrach ſie Mitjá, „ich kann mir nur vorſtellen, daß ich mich in der verzweifeltſten Lage befinde, und wenn Sie mir nicht helfen, ſo ſtürzt alles zuſammen, und ich ſelbſt bin verloren. Verzeihen Sie mir, bitte, den trivialen Ausdruck, ich bin aber wie im Fieber . . ."

„Ich weiß, ich weiß, daß Sie wie im Fieber ſind ich weiß alles, Sie können ja auch gar nicht in einem anderen Seelenzuſtande ſein, und was Sie mir darüber auch noch zu ſagen hätten, ich weiß alles im voraus. Ich habe mir ſchon längſt Ihr Schickſal vorgeſtellt, Dmitrij Fedorowitſch, ich verfolge es und verſuche, es zu begreifen . . . Oh, glauben Sie mir, ich bin ein erfahrener Seelenarzt, Dmitrij Fedorowitſch . . ."

„Gnädige Frau, wenn Sie ein erfahrener Arzt

ſind, ſo bin ich ein erfahrener Kranker," — Mitjá mußte ſich ſchon anſtrengen, um liebenswürdig zu bleiben — „und ich fühle es voraus, wenn Sie ſich ſogar bemühen, mein Schickſal zu verfolgen, ſo werden Sie mich auch vor meinem Untergang bewahren, und darum erlauben Sie mir endlich, Ihnen meinen Plan vorzulegen, mit dem ich gewagt habe, bei Ihnen zu erſcheinen . . . Ihnen zu ſagen, was ich von Ihnen erwarte . . . Ich bin gekommen, gnädige Frau . . ."

„Laſſen Sie das, das iſt nebenſächlich. Und was meine Hilfe anbelangt, ſo ſind Sie nicht der erſte, dem ich zu etwas verholfen habe, Dmitrij Fedorowitſch. Sie haben vielleicht von meiner Couſine Beljmjoſſoff gehört? Ihr Mann war ſo gut wie verloren; es ſtürzte bei ihm alles zuſammen, wie Sie ſich ſoeben ausdrückten, Dmitrij Fedorowitſch, und was glauben Sie, ich riet ihm, ein Geſtüt anzulegen, und jetzt geht es ihm großartig. Verſtehen Sie etwas von Pferdezucht, Dmitrij Fedorowitſch?"

„Nicht das geringſte, gnädige Frau, ach Gott, nicht das geringſte!" rief Mitjá in nervöſer Ungeduld und wollte ſich ſchon erheben. „Ich bitte Sie nur, meine Gnädigſte, mich anzuhören, geſtatten Sie mir nur, daß ich zwei Minuten ſpreche, damit ich Ihnen zuerſt mein ganzes Projekt vorlegen kann, um deſſentwillen ich gekommen bin. Außerdem iſt meine Zeit koſtbar, ich habe Eile! . . ." ſagte Mitjá haſtig, denn er fühlte, daß ſie ſofort wieder zu ſprechen anfangen würde. „Ich bin aus Verzweiflung . . . in der letzten Minute der Verzweiflung . . . gekommen, um Sie um Geld zu bitten . . . um von Ihnen dreitauſend Rubel

zu borgen, unter der Garantie, unter der ſicherſten Garantie, gnädige Frau . . . Erlauben Sie, daß ich Ihnen . . .“

„Das tun Sie alles ſpäter, ſpäter!“ Frau Chochlakoff winkte mit der Hand ab — „Sie können mir ja nichts Neues ſagen, ich weiß alles ſchon im voraus, wie ich Ihnen bereits geſagt habe. Sie bitten um eine Summe, Sie haben dreitauſend Rubel nötig, aber ich werde Ihnen mehr geben, unendlich mehr, ich werde Sie retten, Dmitrij Fedorowitſch, aber ſie müſſen mich vorher anhören!“

Mitjá ſprang auf. „Gnädige Frau, ſollten Sie wirklich ſo gütig ſein!“ rief er ganz begeiſtert und ergriffen aus. „Herrgott, Sie haben mich gerettet. Sie retten einen Menſchen, gnädige Frau, vor dem Selbſtmorde, vor der Piſtole . . . Meine ewige Dankbarkeit . . .“

„Ich gebe Ihnen unendlich, unendlich mehr als dreitauſend!“ beteuerte Frau Chochlakoff mit ſtrahlendem Lächeln, ſehr erfreut über Mitjás Begeiſterung.

„Unendlich? So viel iſt ja nicht einmal nötig. Nötig ſind nur die verhängnisvollen Dreitauſend, ich bin aber meinerſeits bereit, als Garantie für dieſe Summe . . . mit einem Wort, zu garantieren, abgeſehen von einer unermeßlichen Dankbarkeit . . . Ich will Ihnen den Plan vor . . .“

„Genug, Dmitrij Fedorowitſch, geſagt, getan,“ ſchnitt ihm Frau Chochlakoff mit dem erhabenen Triumph einer Wohltäterin das Wort ab. „Ich habe Ihnen verſprochen, Sie zu retten, und ich werde es auch tun. Ich rette Sie wie meinen Schwager Beljm-

joſſoff. Was meinen Sie zu Goldgruben, Dmitrij Fedorowitſch?“

„Zu Goldgruben, gnädige Frau? Ich habe niemals daran gedacht . . . ich weiß nicht . . .“

„Dafür aber habe ich für Sie daran gedacht! Ich habe hin und her gedacht. Einen ganzen Monat habe ich mit dieſem Gedanken an Sie gedacht. Ich habe Sie mir hundertmal daraufhin angeſehen und mir geſagt: Das iſt ein energiſcher Menſch, der müßte in die Goldgruben. Ich habe ſogar ihren Gang ſtudiert und mich überzeugt, daß Sie viele Goldadern finden werden.“

„Aus meinem Gang ſchließen Sie das, gnädige Frau?“ Mitjá lächelte.

„Warum denn nicht, ſelbſtverſtändlich aus Ihrem Gang. Leugnen Sie etwa, daß man den Charakter eines Menſchen nach ſeinem Gang beurteilen kann? Die Naturwiſſenſchaft beſtätigt es gleichfalls. Oh, ich bin jetzt ganz und gar Realiſtin, Dmitrij Fedorowitſch. Ich bin ſeit dem heutigen Tage, nach dieſer ganzen Geſchichte im Kloſter, die mich ſo aufgeregt hat, vollkommene Realiſtin und möchte mich am liebſten in eine praktiſche Tätigkeit ſtürzen. Ich bin geheilt . . . J'en ai assez. ‚Genug!‘ wie Turgenjeff ſagt.“

„Aber, gnädige Frau, dieſe Dreitauſend, mit denen Sie mich ſo großmütig . . .“

„Die werden Ihnen nicht entgehen, Dmitrij Fedorowitſch,“ unterbrach ihn ſofort wieder Frau Chochlakoff, „dieſe Dreitauſend haben Sie ſo gut wie in der

Taſche, und nicht dreitauſend, ſondern drei Millionen, Dmitrij Fedorowitſch, in der allerkürzeſten Zeit! Ich werde Ihnen alles ſagen. Sie werden Goldgruben finden und Millionen verdienen, dann werden Sie zurückkehren und hier eine Tätigkeit beginnen und werden hier auch uns zugute kommen. Muß man denn immer alles den Juden überlaſſen? Sie werden große Gebäude aufführen und die verſchiedenſten Unternehmungen machen. Sie werden den Armen helfen, und die werden Sie ſegnen. Jetzt leben wir im Jahrhundert der Eiſenbahnen, Dmitrij Fedorowitſch. Sie werden berühmt und dem Finanzminiſterium unentbehrlich werden, da es uns jetzt doch ſo an Geld gebricht. Das Fallen des Kreditrubels raubt mir den Schlaf, Dmitrij Fedorowitſch, von der Seite kennt man mich noch gar nicht."

„Gnädige Frau, oh, meine Gnädigſte!" unterbrach ſie Dmitrij Fedorowitſch wieder mit einem beunruhigenden Vorgefühl, „ich werde Ihrem Rat gewiß Folge leiſten, Ihrem gewiß ſehr klugen Rat, gnädige Frau . . . ich werde mich vielleicht hinbegeben, vielleicht . . . in Ihre Goldgruben . . . und werde in den nächſten Tagen noch einmal zu Ihnen kommen, um darüber zu reden . . . aber die Dreitauſend, die ſie mir ſo großmütig . . . Oh, Sie würden mich erlöſen, und wenn es möglich wäre, vielleicht heute ſchon . . . Das heißt, ſehen Sie, ich habe jetzt keinen Augenblick Zeit zu verlieren, keine Stunde . . ."

„Genug davon, Dmitrij Fedorowitſch, hören Sie mich!" unterbrach ihn Frau Chochlakoff hartnäckig. „Zuerſt eine Frage: Werden Sie zu den Goldgruben

fahren oder nicht? Sie müſſen ſich jetzt definitiv entſcheiden, antworten Sie mathematiſch!"

„Ich fahre, gnädige Frau, ich fahre ſchon . . . Ich fahre, wohin Sie wollen, gnädige Frau . . . jetzt aber . . ."

„Warten Sie!" rief Frau Chochlakoff wieder dazwiſchen, ſprang auf und eilte zu ihrem prächtigen Schreibtiſch mit ſeinen unzähligen kleinen Schubfächern und riß ein Fach nach dem anderen auf, indem ſie ſich beim Suchen ſehr beeilte.

„Dreitauſend!" dachte Mitjá, und es wurde ihm faſt ſchwach zumut, „und das ſofort, ohne jegliche Papiere, ohne jede Garantie. Oh, das iſt anſtändig gehandelt! Eine großartige Frau, wenn ſie nur nicht ſo geſprächig wäre."

„Hier!" rief freudig erregt Frau Chochlakoff, die zu Mitjá zurückkehrte, „hier, das war es, was ich ſuchte!"

Es war ein kleines ſilbernes Heiligenbild an einer Schnur, eines von denen, die man zuſammen mit dem Kreuz trägt.

„Das iſt aus Kiew, Dmitrij Fedorowitſch," fuhr ſie andächtig fort, „aus den Reliquien der Heiligen Warwara. Erlauben Sie mir, es Ihnen ſelbſt um den Hals zu hängen und Sie damit für Ihr neues Leben und zu Ihren neuen Unternehmungen zu ſegnen."

Und ſie legte ihm tatſächlich das Heiligenbild um den Hals. In großer Verwirrung beugte ſich Mitjá vor und half ihr dabei, ſo gut es ging, und ſchob es dann mit vieler Mühe durch den Stehkragen auf die Bruſt.

„So, jetzt können Sie fahren!“ rief Frau Chochlakoff aus und ſetzte ſich feierlich wieder auf ihren Platz.

„Gnädige Frau, ich bin ſo gerührt . . . und ich weiß gar nicht, wie ich danken ſoll . . . für ſolche Gefühle, aber . . . wenn Sie wüßten, wie teuer mir jetzt die Zeit iſt! Die Summe, die Sie in Ihrer Großmut mir . . . Oh, gnädige Frau, wenn ſie ſchon einmal ſo gut ſind, ſo rührend großmütig zu mir,“ rief Mitjá plötzlich begeiſtert aus, „ſo erlauben Sie mir, Ihnen alles zu ſagen . . . was Sie übrigens ſchon lange wiſſen . . . Ich liebe ein Weſen . . . Ich bin Katjá untreu geworden . . . Katerina Iwanowna wollte ich ſagen . . . Oh, ich habe unmenſchlich und ehrlos an ihr gehandelt, doch habe ich mich in die andere verliebt . . . in ein Weſen, das Sie, Gnädigſte, das Sie vielleicht verachten . . . da Sie von ihr vielleicht alles wiſſen, von der ich aber nicht mehr laſſen kann, und darum muß ich jetzt die dreitauſend . . .“

„Laſſen Sie das alles, Dmitrij Fedorowitſch!“ unterbrach ihn Frau Chochlakoff in entſchiedenſtem Tone, „laſſen Sie das, und beſonders die Frauen. Ihr Ziel — ſind die Goldgruben, und Frauen dahin mitzunehmen, lohnt ſich nicht. Später, wenn Sie zurückkehren, reich und berühmt, ſo finden Sie ſicher eine Herzensfreundin in der höchſten Geſellſchaft. Das wird dann ſchon ein Mädchen aus der neuen Generation ſein, mit Kenntniſſen und ohne Vorurteile. Bis zu der Zeit wird die Frauenfrage, von der jetzt alles ſpricht, ſchon gelöſt ſein, und eine neue Frau wird auferſtehen . . .“

„Gnädige Frau, das ist es ja nicht — nicht das ..." Dmitrij Fedorowitsch legte fast schon flehend beide Hände zusammen.

„Gerade das, Dmitrij Fedorowitsch, gerade das, das haben Sie nötig, danach streben Sie, ohne es selbst zu wissen. Gegen die Frauenfrage habe ich nichts einzuwenden, ich bin sogar ganz dabei, Dmitrij Fedorowitsch. Die weibliche Ausbildung und die politische Rolle der Frauen in der Zukunft — sehen Sie, das ist mein Ideal. Ich selbst habe eine Tochter, und von der Seite kennt man mich noch wenig. Ich habe in der Angelegenheit dem Schriftsteller Schtschedrin geschrieben. Dieser Schriftsteller hat mich über die Bedeutung der Frau so aufgeklärt, daß ich ihm im vorigen Jahre einen anonymen Brief geschrieben habe, nur zwei Zeilen: „Ich umarme und küsse Sie, mein Schriftsteller, im Namen der zeitgenössischen Frau. Fahren Sie fort, so zu wirken." Ich unterschrieb: „eine Mutter". Ich wollte zuerst „eine zeitgenössische Mutter" unterschreiben, doch dann entschloß ich mich, einfach „eine Mutter" zu schreiben; es lag mehr sittliche Schönheit darin. Und das Wort „zeitgenössisch" hätte ihn an die Revue „der Zeitgenosse" erinnern können — das aber ist für ihn in Anbetracht der heutigen Zensur eine unangenehme Erinnerung ... Ach, mein Gott, was haben Sie?"

„Gnädige Frau," rief Mitjá endlich und rang die Hände in stummer Verzweiflung, „Sie werden mich noch zum Weinen bringen, gnädige Frau, wenn Sie das, was Sie so großmütig versprochen haben, noch aufschieben ..."

„Weinen Sie nur, Dmitrij Fedorowitſch, weinen Sie nur! Das ſind ſchöne Gefühle . . . Ihnen ſteht ein ſo ſchwerer Weg bevor! Die Tränen werden Ihnen Erleichterung bringen, ſpäter, wenn Sie zurückkehren, werden Sie ſich freuen. Sie müſſen direkt aus Sibirien zu mir kommen, um ſich mit mir zuſammen zu freuen . . .“

„Doch erlauben Sie auch mir,“ brüllte Mitjá auf . . . „zum letzten Male flehe ich Sie an, ſagen Sie mir, bitte, kann ich heute die verſprochene Summe erhalten? Wenn nicht, wann kann ich dann kommen, um ſie zu empfangen?“

„Welch eine Summe, Dmitrij Fedorowitſch?“

„Die verſprochenen Dreitauſend . . . die Sie ſo großmütig waren . . .“

„Dreitauſend? Sie meinen — Rubel? O nein, ich habe keine dreitauſend bei mir,“ erwiderte Frau Chochlakoff in ruhiger Verwunderung. Mitjá erſtarrte . . .

„Wie haben Sie denn . . . ſoeben . . . äußerten Sie . . . Sie ſagten ſogar, daß ſie ſchon ſo gut wie in meiner Taſche wären . . .“

„O nein, Sie haben mich nicht recht verſtanden, Dmitrij Fedorowitſch. Wenn das ſo iſt, ſo haben Sie mich gar nicht verſtanden. Ich ſprach doch von den Goldgruben . . . Es iſt wahr, ich verſprach Ihnen mehr, unendlich mehr als dreitauſend, ich verſtehe jetzt alles, aber ich meinte doch nur die Goldgruben.“

„Und das Geld? Die Dreitauſend?“ rief Dmitrij Fedorowitſch ganz von Sinnen aus.

„Oh, wenn Sie darunter Geld verſtanden haben, ich habe es nicht. Ich habe jetzt gar kein Geld, Dmitrij Fedorowitſch, ich ſtreite ſoeben mit meinem Verwalter um Geld, und in dieſen Tagen habe ich ſelbſt von Miuſſoff fünfhundert Rubel geliehen. Nein, nein, Geld habe ich nicht bei mir. Und wiſſen Sie, Dmitrij Fedorowitſch, wenn ich es auch hätte, ſo würde ich es Ihnen doch nicht geben. Erſtens borge ich nie Geld. Geld borgen, heißt ſich Feinde machen. Und Ihnen hätte ich es unter keinen Umſtänden gegeben, aus Liebe zu Ihnen, um Sie zu retten, hätte ich Ihnen keines gegeben, denn Sie haben nur das eine nötig: die Goldgruben, die Goldgruben, die Goldgruben . . .“

„Oh, daß doch der Teufel!“ brüllte Mitjá auf und ſchlug vor Wut aus aller Kraft mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Ach, ach mein Gott!“ ſchrie Frau Chochlakoff ängſtlich auf und flog in die fernſte Ecke des Empfangsſalons.

Mitjá ſpuckte nur einmal wütend aus und eilte mit großen Schritten aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, hinaus auf die Straße, in die Finſternis. Er ging wie ein Irrſinniger und ſchlug ſich mit der Hand fortwährend auf die Bruſt, — auf dieſelbe Stelle, auf die er ſich vor zwei Tagen, als er ſpät abends in der Dunkelheit zu Aljoſcha nochmals zurückgegangen war, bei ſeinen letzten Worten immer wieder geſchlagen hatte. Was dieſes Schlagen auf die Bruſt und gerade auf d i e ſ e S t e l l e bedeutete, und was er damit ſagen wollte, war vorläufig noch ein Geheimnis,

das keine Menſchenſeele kannte, und das er damals nicht einmal Aljoſcha verraten hatte. In dieſem Geheimnis lag für ihn mehr als Schande: das war ſein Untergang und ſein Selbſtmord — ſo hatte er es beſchloſſen —, wenn er nicht irgendwoher dieſe dreitauſend Rubel erhielt, um ſie Katerina Iwanowna abzugeben, und damit von ſeiner Bruſt, „von dieſer Stelle auf der Bruſt", die Schmach, die er auf ihr trug und die ſein Gewiſſen bis zum Wahnſinn quälte, abwerfen konnte. (Es wird dem Leſer ſpäterhin erklärt werden, was das zu bedeuten hatte.) Jetzt aber, nachdem ſeine letzte Hoffnung untergegangen war, wankte dieſer körperlich ſo ſtarke Mann wie ein Wahnſinniger durch die Dunkelheit. Und noch war er nicht weit gegangen, als er plötzlich in Tränen ausbrach und wie ein kleines Kind ſchluchzte. Er ging weiter und wiſchte ſich, ohne zu wiſſen, was er tat, mit der Hand die Tränen ab. So kam er auf den großen Platz, und plötzlich fühlte er, daß er mit dem ganzen Körper an etwas angeprallt war. Das ſchrille Geſchrei eines alten Weibes, das er faſt umgeworfen hatte, brachte ihn wieder zur Beſinnung.

„Jeſus Marie, kannſt einen noch ſo totſchlagen! Wo haſt du deine Augen, Strolch!"

„Wie, ſind Sie es?" fragte Mitjá, der in ihr trotz der Dunkelheit die alte Dienſtmagd Kuſjma Sſamſſonoffs zu erkennen glaubte.

„Und wer ſind Sie denn, Väterchen?" fragte die Alte ſofort mit ganz veränderter Stimme. „Ich kann in dieſer Dunkelheit nicht die Hand vor den Augen ſehn."

„Sie leben doch bei Kuſjma Kuſjmitſch, nicht wahr, Sie dienen doch bei ihm?“

„Jawohl, Väterchen, wollte ſoeben nur mal zu Prochorytſch bißchen hinübergehen . . . Aber dich, Väterchen, kann ich ganz und gar nicht wiedererkennen.“

„Sagt mir doch, Mütterchen, iſt Agrafena Alexandrowna augenblicklich noch bei ihm?“ fragte Mitjá bebend vor Erwartung. „Ich hatte ſie zu ihm hin begleitet.“

„Jawohl, Väterchen, ſie kam heute wieder mal zu ihm, ſaß ein Weilchen und ging dann wieder fort.“

„Wie? Sie iſt fortgegangen?“ ſchrie Mitjá. „Wann ging ſie fort?“

„Als ſie gekommen war, ſie ſaß nur ein Minutchen bei uns, erzählte dem alten Herrn ein Märchen, erheiterte ihn und ging dann wieder fort; hatte es ſehr eilig.“

„Du lügſt, verfluchtes Weib!“ brüllte Mitjá.

„Jeſus Marie!“ ſtotterte die Alte erſchrocken, doch von Mitjá war ſchon jede Spur verſchwunden. Er lief bereits ſo ſchnell er nur konnte zu Gruſchenka. (Das war kaum eine Viertelſtunde nach ihrer Abfahrt.) Fenjá ſaß mit ihrer Großmutter, der Köchin Matrjona, in der Küche, als plötzlich der „Herr Hauptmann“ hereinſtürzte. Als ſie ihn erblickte, ſchrie ſie auf vor Schreck.

„Du ſchreiſt alſo?“ brüllte Mitjá das entſetzte Mädchen an. „Wo iſt ſie?“ Doch noch bevor Fenjá eine Antwort finden konnte, ſtürzte er ihr plötzlich zu Füßen.

„Fenjá, um Chriſti unſeres Herrn willen, ſage, wo iſt ſie?“

„Väterchen, Erbarmung, ich weiß nichts, Täubchen Dmitrij Fedorowitſch, ich weiß gar nichts, ſchlagen Sie mich tot, ich weiß nichts . . . Sie ſind doch ſelbſt zuſammen mit ihr fortgegangen . . .“

„Sie iſt zurückgekommen! . . .“

„Täubchen, iſt nicht zurückgekommen, ich ſchwöre dir bei Gott, iſt nicht zurückgekommen!“

„Du lügſt,“ ſchrie Mitjá ſie an, „ſchon aus deiner Angſt kann ich ſchließen, wo ſie iſt! . . .“

Er ſtürzte hinaus. Die erſchrockene Fenjá war froh, daß ſie ſo billig davongekommen war, begriff aber ſehr gut, daß ſie das nur ſeiner Eile zu danken hatte. Aber noch im Fortſtürzen ſetzte er Fenjá und die alte Matrjona durch eine gar zu unbegreifliche Tat in Erſtaunen. Auf dem Küchentiſch ſtand nämlich ein Mörſer mit einer meſſingnen kleinen, etwa nur zwanzig Zentimeter langen Mörſerkeule. Mitjá, der mit der einen Hand ſchon die Tür geöffnet hatte, ergriff nun plötzlich dieſe Mörſerkeule, ſteckte ſie ſich in die Seitentaſche — und fort war er.

„Großer Gott, er will jemanden totſchlagen!“ rief Fenjá erſchrocken aus und ſchlug die Hände zuſammen.

IV.

In der Dunkelheit

Wohin eilte er?

„Wo kann ſie denn ſein, wenn nicht beim Vater? Von Sſamſſonoff iſt ſie geradeswegs zu ihm gegangen,

das ist doch klar! Die ganze Intrige, der ganze Betrug liegt doch auf der Hand . . ."

Das waren die Gedanken, die wie ein Wirbelsturm durch seinen Kopf stoben. Doch nicht in den Nachbargarten zu Marja Kondratjewna wollte er laufen, nein: „Dorthin ist es überflüssig, ganz überflüssig . . . nicht das geringste Geräusch . . . sonst könnten sie es sofort sagen . . . Marja Kondratjewna gehört natürlich auch zur Verschwörung. Sſmerdjákoff gleichfalls . . . alle sind sie bestochen . . . gekauft . . ." Und im Augenblick veränderte er seinen Plan; er machte einen großen Umweg durch eine Nebengasse, lief durch die Dmitrowskistraße, dann über die kleine Brücke und gelangte in eine einsame Querstraße, die an keinem einzigen Hause, sondern nur an Gärten vorüberführte. Auf der einen Seite zog sich der Flechtzaun eines Gemüsegartens hin und auf der anderen der hohe starke Bretterzaun, der den ganzen Karamasoffschen Besitz einschloß. Hier suchte er sich zum Überklettern eine bequemere Stelle aus, und zwar war dies wahrscheinlich dieselbe, wo nach der Überlieferung, die ihm bekannt war, auch die Lisaweta Sſmerdjáschtschaja übergeklettert war. „Wenn selbst die hinübergekommen ist," flog es ihm plötzlich — Gott weiß warum — durch den Sinn, „wie soll es mir dann nicht gleichfalls gelingen?" Er trat einen Schritt zurück und machte dann einen Satz in die Höhe — es gelang, er bekam mit der Hand den oberen Rand des Zaunes zu fassen, zog sich mit einem energischen Ruck hinauf und setzte sich oben rittlings auf den Zaun. Nicht weit vom Zaun stand das Badehäuschen, doch sah er von seinem

Platze aus auch die erhellten Fenster des Herrenhauses. „Richtig! Das Schlafzimmer des Alten ist erleuchtet, sie ist dort!“ Er sprang sofort in den Garten hinab. Obgleich er wußte, daß Grigorij krank war und vielleicht auch Sſmerdjákoff, und daß ihn folglich so leicht niemand hören konnte, so nahm er sich doch unwillkürlich in acht, blieb nach dem Sprung regungslos stehen und lauschte lange. Doch überall war totes Schweigen; es herrschte die atemlose Ruhe einer völlig windstillen Nacht; kein Blatt, kein Lüftchen regte sich.

„. . . Und es flüstert nur die Stille . . .“

Dieser Vers fiel ihm plötzlich ein, doch ebenso schnell vergaß er ihn auch wieder. „Wenn nur niemand gehört hat, wie ich herabgesprungen bin? Es scheint aber doch nicht.“ Nachdem er so eine Weile gestanden hatte, ging er vorsichtig weiter, immer auf dem Rasen, da auf den Wegen der Kies geknirscht hätte. Er ging hinter Bäumen und Gebüsch vorsichtig weiter, setzte immer nur leise einen Fuß vor und horchte auf jeden seiner Schritte. So kam er nach ungefähr fünf Minuten zum erleuchteten Fenster. Er erinnerte sich, daß dort unter den Fenstern einige hohe, dichte Holunder- und Schneeballensträucher standen. Die Ausgangstür, die an der linken Seite der Gartenfassade des Hauses lag, war sorgfältig verschlossen und verriegelt, wovon er sich beim Vorübergehen absichtlich und genau überzeugte. Endlich erreichte er die Sträucher vor den Fenstern und versteckte sich vorsichtig hinter ihnen. Er wagte kaum zu atmen. „Jetzt muß man etwas warten,“ dachte er, „vielleicht hat doch

jemand meine Schritte gehört . . . damit er ſich dann beruhigt . . . nur muß ich mich in acht nehmen, daß ich nicht huſte oder nieſe . . .“

Er wartete etwa zwei Minuten lang, aber ſein Herz ſchlug ſo heftig, daß er nach Atem rang. „Nein, das Herzklopfen wird nicht vorübergehen,“ dachte er, „ich kann nicht länger warten.“ Er ſtand hinter einem Strauch im Dunkeln, doch die andere Seite des Strauches war hell beleuchtet durch den Lichtſchein, der aus dem Fenſter in den Garten fiel. „Schneeballen, Mehlbeeren, wie rot ſie ſind!“ flüſterte er, ohne zu wiſſen, warum, leiſe vor ſich hin. Vorſichtig, mit ſchleichenden, unhörbaren Schritten näherte er ſich dem Fenſter und hob ſich auf die Fußſpitzen. Das ganze kleine Schlafzimmer Fedor Pawlowitſchs lag vor ihm wie auf der Handfläche. Es war kein großes Zimmer und obendrein in der ganzen Breite durch einen vielteiligen roten „chineſiſchen“ Bettſchirm — ſo nannte ihn Fedor Pawlowitſch — in zwei Hälften geteilt. „Der Chineſiſche,“ zuckte es durch Mitjás Gedanken, „und hinter dem Bettſchirm iſt Gruſchenka.“ Er betrachtete Fedor Pawlowitſch. Der hatte einen neuen ſeidenen Schlafrock an — ſo hatte ihn Mitjá noch nie geſehen — und um den Leib war er mit einer ſeidenen Schnur, an der ſeidene Quaſten hingen, gegürtet. Unter dem Kragen des Schlafrocks ſah man die feinſte Wäſche von teurem holländiſchem Linnen, und vorne auf der Bruſt war das Hemd mit goldenen Knöpfen geſchloſſen. Kopf und Stirn waren mit demſelben rotſeidenen Tuch, in dem ihn am Morgen auch Aljoſcha geſehen hatte, umbunden. „Hat ſich in Gala geworfen,“ dachte

Mitjá. Fedor Pawlowitſch ſtand in der Nähe des Fenſters, augenſcheinlich in Gedanken verſunken. Plötzlich hob er den Kopf, horchte ein wenig und trat, da er nichts Verdächtiges gehört hatte, an den Tiſch, goß ſich ein halbes Gläschen Kognak ein und kippte es. Darauf ſeufzte er tief, ſo daß ſich die ganze Bruſt hob, ſtand wieder eine kleine Weile nachdenklich auf demſelben Fleck, ging dann gleichſam zerſtreut zum Pfeilerſpiegel, ſchob mit der rechten Hand ein wenig die rote Binde von der Stirn hinauf und begann ſeine blauen Flecke und Beulen zu betrachten, die noch nicht vergangen waren. „Er iſt allein," dachte Mitjá, „nach allem zu urteilen muß er allein ſein." Fedor Pawlowitſch wandte ſich vom Spiegel ab, und plötzlich trat er zum Fenſter; er blickte hinaus in den dunklen Garten. Mitjá war ſofort zurückgeſprungen.

„Sie ſchläft bei ihm vielleicht ſchon — hinter dem chineſiſchen Schirm?" Dieſer Gedanke fuhr ihm wie ein Blitz durchs Herz. Da wandte ſich Fedor Pawlowitſch zurück und ging fort vom Fenſter. „Nein, er hat durch das Fenſter nach ihr ausgeſchaut, ſie iſt alſo nicht bei ihm! Warum ſollte er denn ſonſt ans Fenſter treten und hinausſehen? . . . Nein, die Ungeduld verzehrt ihn . . . und nur darum iſt er ans Fenſter getreten." Mitjá ſchlich ſich wieder zum Fenſter und ſah wieder hinein. Der Alte ſaß ſchon am Tiſch und war, wie es ſchien, ſehr niedergeſchlagen. Endlich legte er beide Arme auf den Tiſch und ſtützte den Kopf in die rechte Hand, während die linke auf dem Tiſch liegen blieb. Mitjá beobachtete ihn gierig.

„Er iſt allein, ganz allein," ſagte er ſich wieder.

„Wenn ſie bei ihm wäre, würde er ein anderes Geſicht machen.“ Doch ſonderbar: in ſeinem Herzen erhob ſich darob, daß ſie nicht beim Alten war, ein ganz unſinniger Ärger. „Nicht deswegen, weil ſie nicht hier iſt,“ ſagte er ſich ſofort als Antwort auf dieſes Gefühl, kaum daß es ihm zum Bewußtſein gekommen war, „ſondern weil ich doch auf keine Weiſe genau erfahren kann, ob ſie hier iſt oder nicht.“ Später erinnerte ſich Mitjá, daß ſeine Gedanken in dieſen Minuten ungewöhnlich klar und deutlich geweſen waren, daß er ſich alles bis auf das letzte Tüpfelchen genau überlegt hatte. Aber der Druck, der ſich infolge der Ungewißheit, ob ſie nun da ſei oder nicht, und infolge ſeiner Unentſchloſſenheit auf ſeine Seele legte, vergrößerte ſich von Sekunde zu Sekunde und wurde unerträglich. Und plötzlich entſchloß er ſich: er ſtreckte die Hand aus und klopfte leiſe an den Fenſterrahmen. Er klopfte das „Zeichen“, das zwiſchen dem Alten und Sſmerdjákoff verabredet war: zuerſt zweimal etwas leiſer und dann dreimal ſchneller tuck-tuck-tuck — das Zeichen, das „Gruſchenka iſt gekommen“ bedeuten ſollte. Der Alte fuhr zuſammen, hob den Kopf, ſprang auf und ſtürzte zum Fenſter. Mitjá hatte ſich ſchon aus dem Lichtſchein in die Dunkelheit zurückgezogen. Fedor Pawlowitſch öffnete geſchwind das Fenſter und ſteckte den Kopf heraus.

„Gruſchenka, biſt Du es? Wo biſt Du denn?“ fragte er mit geradezu bebender Stimme in freudig-ängſtlichem Flüſtertone. „Sag doch, wo Du biſt, mein Herzblatt, mein Engelchen, wo biſt Du denn?“ Vor Erregung klappte ſeine Stimme über.

„Er iſt allein!“ ſagte ſich Mitjá — jetzt erſt war er wirklich überzeugt.

„Wo biſt Du nur?“ fragte wieder der Alte und ſteckte den Kopf noch weiter zum Fenſter hinaus, ſo daß auch die Schultern mit aus dem Fenſter ragten, und blickte ſich nach allen Seiten, nach links und rechts um. „So komm doch her, mein Engelchen, ich habe auch ein Geſchenkchen für dich bereit, komm nur, ich werde es dir zeigen!“

„Aha, damit meint er das Paket mit den Dreitauſend,“ dachte Mitjá.

„Aber wo biſt Du nur? . . . Oder iſt ſie bei der Tür? Warte, ich werde ſofort aufmachen . . .“

Und der Alte kroch faſt aus dem Fenſter, um durch die Dunkelheit beſſer nach rechts zur Tür ſehen zu können. Noch eine Sekunde — und er wäre unbedingt zur Tür gelaufen, um ſie für Gruſchenka aufzumachen, ohne ihre Antwort abzuwarten. Mitjá betrachtete ihn von der Seite und rührte ſich nicht. Das ganze ihm ſo verhaßte Profil des Alten, das herabhängende Doppelkinn, die Hakennaſe, die fleiſchigen, in ſüßer Erwartung lächelnden Lippen, alles das war von links aus dem Zimmer grell durch die Lampe beleuchtet. Eine unbändige, ſinnloſe Wut raſte plötzlich in Mitjás Herzen auf: „Da iſt er, mein Nebenbuhler, mein Peiniger, der Quälgeiſt meines Lebens!“ Wie eine heiße Welle überkam ihn plötzlich dieſe ſinnloſe Wut, von der er vor vier Tagen in der Laube, wahrſcheinlich in einem Augenblick der Vorahnung, zu Aljoſcha geſprochen hatte, als Antwort auf deſſen Fragen: „Wie kannſt du nur ſagen, daß du den Vater erſchlagen wirſt?“

„Ich weiß es ja nicht, ich weiß es nicht," hatte er damals geſagt, „vielleicht werde ich ihn auch nicht erſchlagen, vielleicht aber doch. Ich fürchte, daß mir ſein Geſicht in dem Augenblick gar zu widerlich ſein wird. Ich haſſe ſein Doppelkinn, ſeine Naſe, ſeine Augen, ſeinen ſchamloſen Spott. Mich überkommt dann ein unerträglicher perſönlicher Ekel. Das iſt es, was ich fürchte, denn in dem Augenblick werde ich mich nicht beherrſchen können."

Und der perſönliche Ekel wurde von Sekunde zu Sekunde unerträglicher, als er ſo ſtand und das Profil des Alten betrachtete. Er war ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, und plötzlich riß er die meſſingne Mörſerkeule aus der Taſche hervor . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„Gott jedoch beſchützte mich," ſagte Mitjá ſpäter. Kurz vorher war der Kranke Grigorij Waſſiljewitſch erwacht. Am Abend war an ihm das bewußte Heilmittel, von dem Sſmerdjákoff Iwan Fedorowitſch erzählt hatte, angewandt worden, d. h. Marfa Ignatjewna hatte ihm mit jenem ſtarken geheimnisvollen Kräuteraufguß eine halbe Stunde lang den Rücken gerieben und ihm dann mit einem beſtimmten Gebet das Übriggebliebene zu trinken gegeben, worauf er eingeſchlafen war. Marfa Ignatjewna aber hatte dann noch den Reſt ausgetrunken und war, da ſie ſonſt nie Spirituoſen trank, von dieſem einen Schluck Branntwein wie eine Tote eingeſchlafen. Nun aber war Grigorij ganz unerwarteterweiſe wieder aufgewacht. Er beſann ſich zuerſt ein wenig und ſetzte ſich im Bett auf, fühlte aber ſofort einen heftigen

Schmerz im Kreuz. Darauf dachte er wieder etwas nach, ſtand aber dann auf und kleidete ſich ſchnell an. Vielleicht fühlte er Gewiſſensbiſſe, weil er geſchlafen hatte, während doch das Haus „in einer ſo gefährlichen Zeit" unbewacht war. Denn Sſmerdjákoff lag, vom Anfall völlig entkräftet, regungslos im Nebenzimmer. Marfa Ignatjewna rührte ſich gleichfalls nicht. „Iſt ſchwach geworden," dachte Grigorij und ging ächzend hinaus auf die Treppe. Eigentlich wollte er nur „ein wenig ſehn", da er nicht imſtande war, zu gehen, die Schmerzen im Kreuz und im rechten Bein wurden gar zu heftig. Da aber fiel ihm ein, daß er das Pförtchen, das vom Hof in den Garten führte, nicht verſchloſſen hatte. Grigorij war der genaueſte und pünktlichſte Menſch, der nur einmal eingeführte Ordnung und langjährige Gewohnheit kannte. Hinkend und ſchmerzgekrümmt ſtieg er die Treppe hinab und ging zur Gartenpforte. Richtig, ſie war weit offen. Er trat in den Garten ein: vielleicht hatte er irgendeinen Verdacht geſchöpft oder einen Laut gehört ... als er aber nach links blickte, ſah er den Lichtſchein aus dem Zimmer des Herrn und das offene, leere Fenſter, — es blickte niemand mehr hinaus.

„Warum iſt es offen? Jetzt iſt nicht mehr Sommer," dachte Grigorij. Und plötzlich, gerade im ſelben Augenblick, huſchte etwas Sonderbares im Garten vorbei. Ungefähr vierzig Schritt vor ihm ſchien in der Dunkelheit ein Menſch vorüberzulaufen, wie ein Schatten huſchte er durch den Garten.

„Herrgott!" ſtammelte Grigorij, und dann ſtürzte er beſinnungslos, alle Kreuzſchmerzen vergeſſend, dem

geſpenſtiſchen Schatten nach. Er nahm aber einen kürzeren Weg zum Zaun, der Garten war ihm offenbar bekannter als dem Flüchtling, der zuerſt die Richtung nach dem Badehäuschen einſchlug, dann um das Häuschen herumlief und zum Zaun ſtürzte ... Grigorij verfolgte ihn, ohne ihn aus dem Auge zu laſſen, und lief, was er laufen konnte. Er erreichte den Zaun in dem Augenblick, als der Flüchtling ſchon hinüberkletterte. Außer ſich ſchrie Grigorij auf, ſtürzte zum Zaun und klammerte ſich mit beiden Händen an den Fuß des auf dem Zaune Sitzenden.

Da! Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen! Er erkannte ihn, das war er, „der Unmenſch, der Vatermörder!“

„Vatermörder!“ ſchrie der Alte, und der Schrei hallte durch die lautloſe Nacht über die ganze Umgegend hin. Doch das war auch alles, was er noch ſchreien konnte: plötzlich ſtürzte er, ſchwer getroffen, zuſammen. Mitjá ſprang wieder in den Garten hinab und beugte ſich über den am Boden Liegenden. Die meſſingne Mörſerkeule, die er noch in der Hand hatte, warf er mechaniſch zur Seite in das Gras. Sie fiel etwa zwei Schritt von Grigorij hin, doch nicht ins Gras, ſondern auf den Weg, gerade auf die ſichtbarſte Stelle. Er unterſuchte haſtig den Liegenden. Der Kopf des Alten war ganz von Blut überſtrömt. Mitjá befühlte den Kopf von allen Seiten. Er erinnerte ſich ſpäter deutlich, daß er ſich in dieſer Minute unbedingt hatte „vollkommen überzeugen“ wollen, was mit dem Alten geſchehen war: ob er ihm den Schädel eingeſchlagen oder ihn durch den Schlag auf den

Scheitel nur betäubt hatte. Aber das Blut strömte, strömte unaufhörlich und benetzte wie ein warmer Strom Mitjás bebende Finger. Er erinnerte sich später auch noch, daß ihm eingefallen war, sein reines Taschentuch, das er vor dem Gang zu Frau Chochlakoff zu sich gesteckt hatte, aus der Rocktasche hervorzuziehen, um damit sinnloserweise das Blut von der Stirn und dem Gesicht des Alten abzuwischen. Aber auch das Taschentuch war im Augenblick von Blut durchtränkt.

„Gott, warum habe ich das getan?" sagte sich Mitjá, wie aus einem Traum erwachend. „Wenn ich ihm schon den Schädel eingeschlagen habe, wie soll ich mich dann überzeugen . . . Ach, ist denn jetzt nicht alles einerlei!" fügte er plötzlich hoffnungslos hinzu, „— habe ich ihn erschlagen, dann habe ich ihn erschlagen . . . Bist mir in den Weg gekommen, Alter, so liege denn!" sagte er laut vor sich hin, und plötzlich stürzte er wieder zum Zaun, sprang hinab in die Nebenstraße und lief fort. Das blutdurchtränkte Taschentuch hielt er noch zusammengeballt in der rechten Faust, und so steckte er es beim Laufen in die hintere Rocktasche. Er lief, so schnell er konnte, und einige wenige Fußgänger erinnerten sich später, in dieser Nacht einen wie wahnsinnig laufenden Menschen gesehen zu haben. Er stürzte zum Hause der Morosowa, wo Gruschenka wohnte.

Fenjá war inzwischen, oder vielmehr gleich nach seinem Fortgange, zum Oberhofknecht Nasar Iwanowitsch gelaufen und hatte ihn zitternd angefleht, den „Hauptmann um Christi willen weder heute noch

morgen hereinzulaſſen". Naſar Iwanowitſch hatte ſie ruhig angehört und verſprochen, ihre Bitte zu erfüllen, doch war er bald drauf zur Herrin gerufen worden, und ſo hatte er ſeinen Neffen, einen Burſchen von etwa zwanzig Jahren, der erſt vor kurzem vom Lande eingetroffen war, auf dem Hof zurückgelaſſen, hatte aber vergeſſen, ihm etwas von Fenjás Bitte in betreff Karamaſoffs zu ſagen. Als Mitjá das Hoftor erreicht hatte, klopfte er heftig. Der Burſche erkannte ihn ſofort: Mitjá hatte ihm ſchon des öfteren ein gutes Trinkgeld gegeben. Er riß ſofort die Tür auf und beeilte ſich, lächelnd zu melden, daß Agrafena Alexandrowna nicht zu Haus ſei.

„Wo iſt ſie denn, Prochor?" fragte Mitjá und blieb ſtehen.

„Sie iſt doch vorhin fortgefahren, ſo vor zwei guten Stunden, nach Mokroje, mit Timofei, dem Kutſcher, der Herr kennen ihn wohl."

„Fortgefahren? Warum?" ſchrie Mitjá.

„Das kann ich nicht wiſſen, zu einem Offizier, heißt es, der hat ſie rufen laſſen und auch die Pferde von dort nachgeſchickt . . ."

Mitjá ließ ihn ſtehen und lief wie ein Halbwahnſinniger zu Fenjá.

V.

Der plötzliche Entſchluß

Sie ſaß mit ihrer Großmutter in der Küche, beide wollten ſie gerade ſchlafen gehen. Im Vertrauen auf

Naſar Iwanowitſch hatten ſie die Küchentür wieder nicht verriegelt.

Da ſtürzte Mitjá hinein, warf ſich auf Fenjá und packte ſie an der Kehle.

„Sage ſofort, wo ſie iſt, mit wem iſt ſie in Mokroje!“ brüllte er außer ſich.

Beide Weiber ſchrien auf.

„Ach, ich werde alles ſagen, ach, Täubchen Dmitrij Fedorowitſch, werde gleich alles ſagen, nichts verheimlichen,“ ſtammelte ſchnell, doch mit ſteifer Zunge, die tödlich erſchrockene Fenjá, „ſie iſt nach Mokroje zum Offizier gefahren.“

„Zu was für einem Offizier?“ brüllte Mitjá.

„Zu ihrem früheren Offizier, zu demſelben, zu ihrem früheren, den ſie vor fünf Jahren gehabt hat, der ſie verlaſſen hat und fortgefahren iſt,“ ſtotterte, immer noch ſich überſtürzend, Fenjá ſo ſchnell, wie ſie nur konnte.

Dmitrij Fedorowitſchs Hände, mit denen er ihren Hals zuſammengepreßt hatte, ſanken herab. Er ſtand ſchweigend vor ihr, bleich wie ein Toter, doch an ſeinen Augen ſah man, daß er alles mit einem Male begriffen hatte, alles, alles bis aufs Letzte hatte er begriffen und alles Unausgeſprochene erraten. Doch war es der armen Fenjá natürlich nicht um dieſe Beobachtungen zu tun — ob er alles begriffen hatte oder nicht. Wie ſie bei ſeinem Eintritt auf der Truhe geſeſſen hatte, ſo blieb ſie auch jetzt ſitzen; ſie zitterte am ganzen Körper — hielt nur die Hände wie zum Schutz vor ſich erhoben, und ſchien in dieſer Stellung erſtarrt zu ſein. Der Blick ihrer angſterweiterten

Pupillen war regungslos auf ſein Geſicht geheftet. Seine beiden Hände waren rot von Blut, und auf der Stirn und der rechten Wange war ſein Geſicht gleichfalls mit Blut beſudelt; er hatte ſich wahrſcheinlich beim Laufen mit den blutigen Händen den Schweiß von der Stirn gewiſcht. Fenjá war einer Ohnmacht nahe. Die alte Matrjona, die zuerſt mit einem Schrei aufgeſprungen war, ſtarrte ihn gleichfalls wie eine Irrſinnige an. Dmitrij Fedorowitſch ſtand ungefähr eine Minute lang, und dann ſetzte er ſich, ohne recht zu wiſſen, warum, neben Fenjá auf einen Stuhl nieder.

Er ſaß und ſah vor ſich hin: er ſchien nicht zu denken, ſondern gleichſam nur erſchrocken, durch den Schreck gelähmt zu ſein. Es war ihm alles ſo klar wie der Tag: dieſer Offizier — er wußte von ihm, hatte von ihm gehört, wußte ja alles ganz genau, Gruſchenka hatte ihm ſelbſt alles erzählt. Er wußte auch, daß dieſer Offizier ihr vor einem Monat einen Brief geſchrieben hatte. Alſo einen Monat, einen ganzen Monat hatte ſich alles im geheimen hinter ſeinem Rücken abgeſpielt, einen ganzen Monat, bis zur Ankunft dieſes neuen Menſchen — er aber hatte nicht einmal an ihn gedacht! Wie war das nur gekommen, wie war das möglich geweſen, daß er nicht mehr an ihn gedacht hatte? Wie war es doch nur gekommen, daß er damals dieſen Offizier ſo ganz vergeſſen hatte? — gleich nachdem ſie es ihm erzählt hatte? Das war die Frage, die wie ein Ungeheuer vor ihm ſtand. Und er ſchaute es an, dieſes Ungeheuer, und der Schreck rief in ihm ein Gefühl wie Kälte hervor.

Und plötzlich begann er zu ſprechen. Er wandte ſich zu Fenjá und ſprach leiſe und ſanft: wie ein ruhiger und lieber Knabe ſprach er zu ihr, ganz als hätte er völlig vergeſſen, wie ſehr er ſie erſchreckt, beleidigt und gepeinigt hatte. Er fragte ſie mit erſtaunlicher, in ſeiner Verfaſſung unglaublicher Logik, und Fenjá, die zwar immer noch ſcheu auf ſeine blutigen Hände ſchielte, antwortete mit gleichfalls erſtaunlicher Bereitwilligkeit auf jede Frage, die er an ſie ſtellte, als wenn ſie ſich beeilen wollte, ihm die ganze „wahrhaftige Wahrheit" zu ſagen. Allmählich fing ſie geradezu mit einer gewiſſen Freudigkeit an, ihm auch Ungefragtes zu erzählen, doch tat ſie es nicht etwa, um ihn zu quälen, ſondern als wollte ſie ſich beeilen, ihm von Herzen dienſtlich zu ſein. Sie erzählte ihm alles, was am Tage geſchehen war, erzählte ausführlich von Aljoſchas und Rakitins Beſuch, wie ſie, Fenjá, Wache geſtanden hatte, wie ihre Herrin abgefahren war, und vorher noch Aljoſcha durch das Fenſter einen Gruß an ihn, Mitjenka, beſtellt hatte, daß er nicht vergeſſen ſolle, „daß ſie ihn ein Stündchen lang geliebt habe". Als Mitjá von dieſem Gruß hörte, lächelte er, und auf ſeinen bleichen Wangen erſchien eine helle Röte. Da fragte ihn Fenjá, deren ganze Angſt wieder vergangen war:

„Aber was haben Sie denn für Hände, Täubchen Dmitrij Fedorowitſch, ſie ſind ja ganz blutig!"

„Ja," ſagte Mitjá mechaniſch, blickte zerſtreut auf ſeine Hände und vergaß ſie ſofort wieder, und mit ihnen auch Fenjás Frage. Er verſank wieder in Schweigen. Er war nun ſchon ſeit etwa zwanzig Minuten in der Küche. Sein erſter Schreck war ver-

gangen, doch wurde er erſichtlich von einem verzweifelten Entſchluß beherrſcht. Er erhob ſich vom Stuhl und lächelte nachdenklich.

„Herr, was iſt denn mit Ihnen geſchehen?“ fragte Fenjá, die wieder auf ſeine Hände wies, — ſie ſagte es ſo mitleidig, als wäre ſie jetzt im Leid der einzige ihm naheſtehende Menſch.

Mitjá warf nochmals einen Blick auf ſeine Hände.

„Das iſt Blut, Fenjá,“ ſagte er und blickte ſie mit einem ſonderbaren Ausdruck an, „das iſt Menſchenblut. Gott, warum iſt es nur vergoſſen worden! Aber . . . Fenjá . . . hier gibt es einen Zaun“ (er blickte ſie an, als wollte er ihr ein Rätſel aufgeben), „ein hoher Zaun, der dem Anſehen nach ſchrecklich ausſieht, aber . . . morgen, wenn der Tag erwacht, ‚wenn die Sonne ſich goldrot erhebt‘, dann . . . dann wird Mitjá Karamaſoff über dieſen hohen Zaun ſpringen . . . Du weißt nicht, Fenjá, welchen Zaun ich meine, nun, tut nichts . . . einerlei, wirſt es morgen erfahren und dann alles begreifen . . . jetzt aber leb wohl! Ich will nicht ſtören, werde mich fortſchaffen, werde verſtehen, mich rechtzeitig fortzuſchaffen . . . Ach, lebe, lebe, du meine Freude! Haſt mich ein Stündchen geliebt, ſo vergiß denn auch fernerhin nicht Dmitrij Karamaſoff, Mitjenka . . . Sie nannte mich doch immer Mitjenka, weißt du noch, Fenjá?“

Mit dieſen Worten verließ er plötzlich die Küche. Doch dieſes Fortgehen erſchreckte Fenjá noch mehr, als es ſein unerwartetes Wiedererſcheinen getan hatte, trotz der zuſammengepreßten Kehle. —

Genau zehn Minuten danach trat Dmitrij Fedoro-

witſch bei jenem jungen Beamten, Pjotr Iljitſch Perchotin, bei dem er ſeine Piſtolen verſetzt hatte, ein. Es war ſchon halb neun Uhr und Pjotr Iljitſch, der zu Hauſe ſeinen Tee getrunken hatte, war gerade im Begriff, nach ſorfältiger Toilette in das Gaſthaus „Zur Hauptſtadt" zu gehen, um dort Billard zu ſpielen. Mitjá war noch zur rechten Zeit gekommen, um ihn anzutreffen. Als der ihn aber erblickte und die Blutflecken auf dem Geſicht bemerkte, fragte er ihn erſchrocken:

„Nanu, was iſt denn mit Ihnen paſſiert?"

„Ich bin wegen meiner Piſtolen gekommen und habe Ihnen das Geld gebracht. Ich danke Ihnen. Nur bitte ſchnell, Pjotr Iljitſch, ich habe es ſehr eilig."

Pjotr Iljitſch jedoch kam aus dem Erſtaunen nicht heraus, er wunderte ſich immer mehr; in Mitjás rechter Hand bemerkte er einen Packen Geldſcheine, und das Auffallende dabei war, daß er dieſes Geld ſo in der Hand hielt und ſo damit eintrat, wie ſonſt niemand Geld zu halten und einzutreten pflegt. Er hatte alle Scheine in der rechten Hand und hielt die Hand gerade vor ſich, als wenn er ſie jedem zeigen wollte. Der Knabe, den Perchotin als Bedienten bei ſich hatte, ſagte ſpäter aus, daß Mitjá auch ins Vorzimmer ſo mit dem Gelde eingetreten ſei, wahrſcheinlich alſo auch auf der Straße die Hand ebenſo gehalten hatte. Es waren alles Hundertrubelſcheine, lauter regenbogenfarbene, und er hielt ſie mit blutbeſchmutzten Fingern. Späterhin, bei dem Verhör, das man anſtellte, antwortete Perchotin auf die Frage, wieviel Scheine es geweſen wären, daß er dies nicht genau

ſagen könne: vielleicht zweitauſend Rubel, vielleicht aber auch dreitauſend, denn das Paket ſei recht groß geweſen, „ziemlich feſt“, doch wolle er nicht darauf beſtehen, da ein Irrtum in ſolchen Dingen ſehr leicht möglich ſei, beſonders wenn man nicht häufig ſo viel Geldſcheine, ſo als Paket in der Hand gehalten, geſehen hat. Was ihm aber an Dmitrij Fedorowitſchs Verfaſſung aufgefallen war, das drückte er ſpäter folgendermaßen aus: „Er war damals, wie mir ſchien, nicht recht bei Sinnen, doch nicht etwa betrunken, ſondern — wie ſoll ich ſagen? — er war gleichſam in Ekſtaſe, war ſehr zerſtreut, zu gleicher Zeit aber ſehr — ich möchte ſagen: konzentriert, wie wenn er beſtändig an ein und dasſelbe gedacht hätte, wie wenn er etwas vergeblich zu erfaſſen geſucht hätte und es ihm dabei doch unmöglich geweſen wäre, ſich zu etwas zu entſchließen. Er beeilte ſich ſehr, antwortete ſchroff und ſonderbar; in manchen Augenblicken jedoch ſchien er keineswegs traurig oder bedrückt, ſondern ſogar heiter zu ſein.“ —

„Aber was iſt denn mit Ihnen paſſiert, was haben Sie nur?“ fragte Perchotin nochmals, indem er den Gaſt immer noch ſcheu betrachtete. „Haben Sie ſich verwundet, ſind Sie gefallen? Sehen Sie doch hier, wie Sie ausſehen!“

Er ergriff ihn am Ellenbogen und zog ihn vor den Spiegel. Als Mitjá ſein mit Blut beſudeltes Geſicht erblickte, fuhr er zuſammen und runzelte zornig die Stirn.

„Ach zum Teufel! Das fehlte gerade noch,“ ſtieß er brummend hervor, legte ſchnell das Geld aus der rechten Hand in die linke und griff mit der rechten

haſtig nach dem Taſchentuch in der hinteren Rocktaſche. Aber das Tuch war ganz blutdurchtränkt: kein einziger weißer Fleck war zu ſehen, und es war nicht nur trocken geworden, ſondern war buchſtäblich hart getrocknet und wollte ſich daher nicht auseinanderfalten laſſen. Mitjá ſchleuderte es wütend fort.

„Hol's der Teufel! Haben Sie nicht irgendeinen Lappen hier . . . zum Abwiſchen?"

„So haben Sie ſich nicht verletzt? Aber wo haben Sie ſich denn ſo mit Blut beſudelt? Wollen Sie ſich nicht lieber waſchen, ach, ſelbſtverſtändlich, kommen Sie, hier iſt der Waſchtiſch."

„Waſchen? Ja, das iſt gut . . . nur wohin ſoll ich denn das tun?" Und er hielt in einer ganz ſonderbaren Hilfloſigkeit Perchotin die Geldſcheine hin und blickte ihn dabei ſo fragend an, als müßte jener beſtimmen, wohin er ſein Geld legen ſollte.

„Das Geld? Stecken Sie es doch in die Taſche, oder legen Sie es hier auf den Tiſch; es wird ſchon nicht verloren gehn."

„In die Taſche? Ja, in die Taſche. Das iſt gut. . . . Nein, ſehen Sie mal, das iſt doch alles Unſinn!" ſagte er plötzlich laut, gleichſam aus der Zerſtreutheit erwachend. „Sehen Sie: wir wollen zuerſt dieſe Sache erledigen, ich meine die Piſtolen, Sie geben ſie mir zurück, und hier iſt Ihr Geld . . . denn ich habe ſie ſehr nötig . . . und Zeit — Zeit habe ich keinen Augenblick. —" Damit nahm er den oberſten Hundertrubelſchein und hielt ihn Perchotin hin.

„So viel werde ich nicht herauszugeben haben," bemerkte der, „haben Sie nicht kleineres Geld?"

„Nein," ſagte Mitjá, der wieder das Geldpaket betrachtete, aber er ſchien es ſelbſt nicht genau zu wiſſen, und ſo blätterte er mit den Fingern die erſten zwei, drei Scheine zurück. „Nein, es ſind nur ſolche," ſagte er und blickte Perchotin wieder fragend an.

„Wie ſind Sie denn plötzlich ſo reich geworden?" fragte jener. „Warten Sie, ich werde den Jungen zu Plotnikoffs ſchicken, die ſchließen ihr Geſchäft immer etwas ſpäter, — dort wird man es noch auswechſeln. He, Miſcha!" rief er in das Vorzimmer.

„Zu Plotnikoff! Das iſt großartig!" rief Mitjá begeiſtert, als hätte ihn mit einem Male ein großer Gedanke erleuchtet. „Miſcha," wandte er ſich zum eingetretenen Jungen, „lauf zu Plotnikoff und ſage, daß Dmitrij Karamaſoff ſofort hinkommen wird . . . Doch hör, hör, daß ſie Champagner, ſagen wir drei Dutzend Flaſchen einpacken, wie damals, als ich nach Mokroje fuhr . . . Ich nahm damals vier Dutzend mit" (damit wandte er ſich plötzlich zu Perchotin), „ſie wiſſen ſchon, hab keine Bange, Miſcha, aber hör: daß ſie den Käſe nicht vergeſſen, die Straßburger Paſteten, geräucherte Forellen, Schinken und Kaviar, kurz und gut, alles, was ſie da haben, ſo ungefähr für hundert, hundertzwanzig Rubel wie damals . . . Aber hör noch: daß ſie auch die Süßigkeiten nicht vergeſſen, Birnen, Waſſermelonen, etwa zwei oder drei oder vier, halt, nein, von Waſſermelonen genügt eine, dafür aber viel Schokolade, Karamellen, Ziehbonbon — kurz, alles, was ich auch damals nach Mokroje mitnahm, mit dem Champagner zuſammen für dreihundert Rubel . . . Nun, und auch jetzt ſoll es genau ſo viel ſein. Aber

vergiß nichts, Miſcha, wenn du nur Miſcha . . . Er heißt doch Miſcha, nicht wahr?" unterbrach er ſich, zu Perchotin gewandt.

„Warten Sie doch," unterbrach ihn Perchotin, der ihn unmutig angehört und beobachtet hatte, „beſtellen Sie das lieber ſelbſt, wenn Sie hinkommen, der Junge wird doch nur alles verwechſeln."

„Verwechſeln, ja, das ſehe ich, er wird alles verwechſeln. Ach, Miſcha, ich wollte dich faſt abküſſen für den kleinen Dienſt . . . Wenn du es nicht verwechſelſt, gebe ich dir zehn Rubel, ſpring aber ſchnell hinüber . . . Champagner iſt die Hauptſache, daß ſie den Champagner einpacken und Kognak und Portwein und Rheinwein, kurz, alles wie es damals war . . . Sie wiſſen ſchon, wie es damals war!"

„Aber ſo hören Sie doch auf!" unterbrach ihn Perchotin ungeduldig. „Laſſen Sie doch den Jungen endlich hinlaufen, er kann dort das Geld wechſeln und ſagen, daß ſie noch nicht ſchließen ſollen, und Sie gehen dann ſelbſt hin und beſtellen perſönlich alles, was Sie wollen . . . Geben Sie Ihren Hundertrubelſchein, marſch, Miſcha, lauf, daß deine Beine fliegen!"

Perchotin wollte, wie es ſchien, den Jungen abſichtlich ſchnell aus dem Zimmer haben, denn dieſer ſtand mit offenem Munde vor dem Gaſt und ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen auf deſſen blutbefleckte Stirn und die blutigen bebenden Hände mit dem Geldpaket und begriff vor Angſt und Erſtaunen wahrſcheinlich kaum die Hälfte von dem, was Mitjá ihm ſagte.

„So, jetzt kommen Sie und waſchen Sie ſich," be-

fahl Perchotin kurz. „Legen Sie das Geld auf den Tiſch, oder ſtecken Sie es in die Taſche . . . So, nun kommen Sie. Aber ziehen Sie ſich doch den Rock aus.“ Und er half ihm, ſich ſeines Rockes zu entledigen, doch plötzlich ſchrie er auf.

„Was, Donner! Ihr Rock iſt ja gleichfalls blutig!“

„Das . . . das kommt nicht vom Rock . . . Nur ein wenig hier am Ärmel . . . und das hier iſt, wo das Taſchentuch gelegen hat. Es iſt aus der Taſche durchgeſickert. Ich habe mich bei Fenjá auf das Taſchentuch geſetzt, und da iſt denn das Blut durchgeſickert,“ erklärte Mitjá ſofort mit geradezu rührender Vertrauensſeligkeit.

Perchotin hörte mit finſterer Stirn zu.

„Das ſind ja ſchöne Geſchichten! . . . Sie haben wohl eine Prügelei gehabt?“ brummte er.

Darauf begann das Waſchen. Perchotin hielt die Kanne und goß das Waſſer über. Mitjá beeilte ſich und ſeifte daher die Hände nur wenig ein. (Seine Hände zitterten, wie Perchotin ſich ſpäter erinnerte.) Da befahl ihm Perchotin ſofort, die Hände beſſer einzuſeifen und ſtärker zu reiben. Er war Mitjá bereits überlegen und wurde es mit jeder Minute mehr. Bei der Gelegenheit will ich noch bemerken, daß der junge Mann von Charakter nichts weniger als ſchüchtern war.

„Da, unter den Nägeln haben Sie das Blut noch nicht genügend abgerieben; ſo, jetzt waſchen Sie ſich das Geſicht, hier, höher, noch höher: bei der Schläfe, beim Ohr . . . Und Sie wollen in dieſem Hemde

fahren? Wohin fahren Sie denn? Sehen Sie doch, die ganze Manſchette des rechten Ärmels iſt mit Blut — . . .“

„Ja, mit Blut,“ bemerkte Mitjá, der die Hand hob, um den Hemdärmelaufſchlag zu betrachten.

„So wechſeln Sie die Wäſche.“

„Keine Zeit. Ich, ſehen Sie, ich werde . . .“ fuhr Mitjá, der ſich ſchon Geſicht und Hände getrocknet hatte und ſich wieder den Rock anzog, mit derſelben Zutraulichkeit fort, „ich werde hier den Hemdärmelrand einfach ſo umbiegen, man wird es unter dem Rock gar nicht ſehen . . . So, ſehen Sie, nicht wahr?“

„Jetzt ſagen Sie, wo Sie ſich ſo zugerichtet haben? Haben Sie ſich mit jemandem geprügelt? Im Gaſthaus vielleicht? Etwa wieder mit dem Hauptmann, wie damals? Sie haben ihn wohl wieder am Bart gezogen?“ fragte Perchotin vorwurfsvoll. „Oder wen haben Sie ſonſt noch geprügelt . . . oder am Ende gar totgeſchlagen?“

„Unſinn!“ ſagte Mitjá.

„Wieſo Unſinn?“

„Ach, das iſt doch ganz überflüſſig,“ ſagte Mitjá plötzlich lächelnd. „Ich habe ſoeben eine Alte auf dem großen Platze erdrückt.“

„Erdrückt? Eine Alte?“

„Einen Alten!“ ſchrie Mitjá lachend, mit offenem Blick in Perchotins Geſicht, und zwar ſo laut, als wenn jener taub geweſen wäre.

„Teufel noch eins, eine Alte, einen Alten . . . Haben Sie jemanden totgeſchlagen?“

„Wir haben uns wieder verſöhnt. Wir prallten

zuſammen — und verſöhnten uns . . . an einem anderen Ort. Wir gingen als Freunde auseinander. Ein dummer Alter . . . aber er hat mir verziehen . . . jetzt hat er mir beſtimmt ſchon verziehen . . . Wäre er aufgeſtanden, ſo hätte er mir nicht verziehen," fügte Mitjá plötzlich, mit den Augen zwinkernd, hinzu. „Nur, wiſſen Sie, zum Teufel mit ihm, hören Sie, Pjotr Iljitſch, zum Teufel mit ihm, das iſt jetzt ganz überflüſſig! Jetzt in dieſer Stunde will ich nicht!" Mitjá brach in beſtimmtem Tone kurz ab.

„Ich wollte Sie nur fragen, was für ein Vergnügen es Ihnen macht, mit fremden Menſchen anzubinden . . . wie Sie auch damals wegen ſolcher Lappalien mit dieſem Hauptmann anbändelten . . . zuerſt eine Prügelei und dann ein Gelage — das iſt Ihr ganzer Charakter! Drei Dutzend Flaſchen Champagner! — Was fangen Sie denn damit an?"

„Bravo! Geben Sie jetzt die Piſtolen. Bei Gott, ich habe keine Zeit. Ich würde gern mit dir etwas ſprechen, mein Täubchen, wie Fenjá ſagt, aber ich habe keine Zeit. Und es iſt auch nicht nötig, es iſt zu ſpät zum Sprechen. Ah! wo iſt denn das Geld, wo habe ich es hingelegt?" fragte er erſtaunt und begann die Hände in die Taſche zu ſtecken.

„Auf den Tiſch haben Sie es doch ſelbſt gelegt . . . dort, da liegt es ja. Hatten Sie es vergeſſen? Sie gehen ja mit Ihrem Gelde wahrlich ſo um, als wäre es Kehricht oder Waſſer. Hier ſind Ihre Piſtolen. Sonderbar, um ſechs verſetzten Sie ſie für zehn Rubel, und jetzt ſcheinen Sie ja Tauſende in den Fingern zu haben. Wieviel ſind es denn, zwei oder drei?"

„Drei, natürlich," ſagte Mitjá lachend und ſteckte das Geld in die Hoſentaſche.

„Aber ſo werden Sie es doch verlieren. Haben Sie etwa Goldgruben geerbt?"

„Goldgruben? Goldgruben! Hahaha!" Mitjá lachte, lachte unbändig. „Perchotin, ſagen Sie, Liebſter, wollen Sie nicht in den Goldgruben nach Gold graben? Dann wird Ihnen eine hieſige Dame ſofort Dreitauſend vorſchießen, damit Sie nur hinfahren. Mir hat ſie ſie vorgeſchoſſen, dermaßen liebt ſie die Goldgruben! Kennen Sie Frau Chochlakoff?"

„Ich bin ihr nicht vorgeſtellt, aber ich habe ſie geſehen und auch von ihr gehört. So hat ſie Ihnen dieſe Dreitauſend gegeben? Iſt's möglich?" Perchotin blickte ihn ungläubig an.

„Wiſſen Sie, wenn morgen die Sonne goldrot emporſteigt, wenn der ewig junge Phöbus, Gott preiſend und lobſingend, im Sonnenwagen am Himmel emporjagt, — ſo gehen Sie zu ihr, zu Frau Chochlakoff, und fragen Sie ſie, ob ſie mir die Dreitauſend vorgeſchoſſen hat oder nicht? Erkundigen Sie ſich mal!"

„Ich kenne Ihre Beziehungen nicht . . . wenn Sie ſo ſagen, dann wird ſie ſie Ihnen wohl gegeben haben . . . Und Sie gehen jetzt, nachdem Sie das Geld erhalten haben, anſtatt nach Sibirien Gold graben, für alle drei . . . Ja, wohin wollen Sie denn jetzt eigentlich fahren?"

„Nach Mokroje."

„Nach Mokroje? Aber es iſt doch Nacht!"

„Es war einmal ein Mann, der war in allem

Meiſter, doch ſieh, da ward er dumm und ſaß dann feſt im Kleiſter," ſagte plötzlich Mitjá.

„Wieſo im Kleiſter? Mit Dreitauſend in der Hand ſitzt man nicht im Kleiſter."

„Ich rede nicht von den Tauſenden. Hol ſie der Teufel, die Tauſende! Ich rede von des Weibes Herz:

„Weiberſinn iſt leicht und flatterhaft,
Kennt keine Treu und iſt nicht tugendhaft."

Ich bin mit Ulyſſes vollkommen einverſtanden; das hat er geſagt."

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Betrunken, wie?"

„Nein, nicht betrunken, aber ſchlimmer als das."

„Mein Geiſt iſt trunken, Pjotr Iljitſch, geiſtig bin ich trunken, aber genug, genug davon!"

„Was tun Sie, Sie laden die Piſtole?"

„Ja, ich lade die Piſtole."

Mitjá, der den Piſtolenkaſten geöffnet und das Pulverhorn genommen hatte, ſchüttete bereits vorſichtig die Ladung hinein und ſchlug ſie dann ſorgfältig feſt zu. Darauf nahm er die Kugel, doch bevor er ſie hineinſchob, hielt er ſie zwiſchen zwei Fingern zum Licht, um ſie zu betrachten.

„Warum betrachten Sie die Kugel?" fragte ſofort Perchotin, der ihn unruhig und beſorgt beobachtete.

„Nur ſo. Ein plötzlicher Einfall. Wenn du dir vorgenommen hätteſt, dieſe Kugel dir in den Kopf zu jagen, würdeſt du ſie dann, wenn du die Piſtole ladeſt, betrachten, oder würdeſt du ſie ſo einfach hineinſtoßen?"

„Warum ſollte ich ſie denn betrachten?“

„Wenn ſie in dein eigenes Hirn eindringen ſoll, ſo iſt es doch intereſſant, zu ſehen, wie ſie eigentlich ausſieht . . . Aber übrigens, was rede ich für einen Unſinn, das war nur ſo ein dummer Gedanke. So, fertig.“ Er hatte die Kugel mit Werg feſtgeſtampft. „Pjotr Iljitſch, lieber Pjotr Iljitſch, das war ja nur Unſinn, wenn du wüßteſt, was für ein Unſinn! Gib mir mal jetzt ein Stückchen Papier.“

„Da iſt Papier.“

„Nein, glattes, reines, auf dem man ſchreiben kann. Ja, ſolches.“ Und Mitjá ergriff eine Feder, die auf dem Tiſch lag und ſchrieb ſchnell zwei Zeilen auf das Papier, das er dann zweimal zuſammenfaltete und in die Weſtentaſche ſteckte. Die Piſtolen legte er zurück in den Kaſten, verſchloß ihn mit dem kleinen Schlüſſel, und nahm ihn dann vom Tiſch. Er blieb vor Perchotin ſtehen, blickte ihn lange an und lächelte gedankenverloren.

„Gehen wir jetzt,“ ſagte er.

„Wohin wollen Sie? Nein, hören Sie, das geht nicht . . . Sie wollen ſich dieſe Kugel wahrſcheinlich in Ihren Kopf jagen . . .“ ſagte Perchotin unmutig.

„Die Kugel war doch Unſinn! Ich will leben! Ich liebe das Leben! Das laß dir geſagt ſein. Den goldlockigen Phöbus liebe ich, und ich liebe ſein heißes Licht . . . Pjotr Iljitſch, lieber Menſch, verſtehſt du, den Weg freizugeben?“

„Wie das, den Weg freizugeben?“

„Ich meine, aus dem Wege zu treten. Dem geliebten und gehaßten Weſen den Weg freizugeben?

Und daß auch das Gehaßte lieb werde, — ſo muß man den Weg freizugeben verſtehen! Und ihnen ſagen: Gott mit euch, geht, geht vorüber, ich aber . . .“

„Sie aber?“

„Genug, gehen wir.“

„Weiß Gott, ich muß jemanden rufen, damit man Sie nicht dorthin läßt.“ Perchotin blickte ihn ſcharf an. „Warum wollen Sie denn jetzt nach Mokroje?“

„Dort iſt ein Weib, hörſt du, ein Weib! So. Das mag dir als Erklärung genügen. Genug. Gehen wir!“

„Hören Sie, Karamaſoff, Sie ſind ein wilder Menſch, aber Sie haben mir immer, ich weiß nicht warum, gefallen . . . ich beunruhige mich Ihretwegen.“

„Ich danke dir, Bruder. Ich bin wild, ſagteſt du? Ja, die Wilden, die Wilden! Ich habe es ja immer geſagt: die Wilden! Ah, das iſt Miſcha, ich hatte ihn ſchon ganz vergeſſen.“

Miſcha war atemlos mit dem ausgewechſelten Gelde eingetreten und meldete, daß bei Plotnikoff alle Kommis und Jungen bereits Flaſchen, Fiſch und Tee „zuſammenſchleppten“ und alles ſofort fertig ſein werde. Mitjá nahm einen Zehnrubelſchein und reichte ihn Perchotin und einen anderen Zehnrubelſchein wollte er dem Jungen geben.

„Nicht! Das verbiete ich Ihnen!“ Perchotin hielt ihn ſofort auf. „In meinem Hauſe dürfen Sie das nicht ohne meine Erlaubnis tun, und es wäre auch nur eine ſchlechte Erziehung für den Jungen . . . wenn ich es erlauben wollte. Stecken Sie Ihr Geld ein,

nicht dorthin, ſtecken Sie es in dieſe Taſche, werden es ſonſt verlieren. Morgen werden Sie es vielleicht nötig haben, und dann müßten Sie wieder Ihre Piſtolen verſetzen. Warum wollen Sie es denn in die Seitentaſche ſtecken? So werden Sie es doch nur verlieren!"

„Hör, lieber Menſch, fahren wir zuſammen nach Mokroje?"

„Wozu ſoll ich dorthin fahren?"

„Hör, ich werde ſofort eine Flaſche beſtellen, trinken wir auf das Leben! Ich will auf das Leben trinken, aber mit dir zuſammen will ich trinken. Ich habe doch noch nie mit dir getrunken, nicht wahr?"

„Meinetwegen, das kann man im Gaſthaus beſorgen, gehen wir hin, es war gerade meine Abſicht, zu einer Partie Billard hinzugehen."

„Nein, dazu haben wir keine Zeit, aber wir können bei Plotnikoff trinken, im Hinterzimmer. Willſt du, ich werde dir ein Rätſel zum Raten aufgeben?"

„Nun, gib's nur auf."

Mitjá zog aus der Weſtentaſche den ſoeben geſchriebenen Zettel hervor, faltete ihn auseinander und zeigte ihn ihm. Mit deutlicher und großer Handſchrift ſtand darauf geſchrieben:

„Ich ſtrafe mich für mein durchlebtes Leben und beſtrafe damit mein Leben."

„Nein, weiß Gott, ich muß jemanden rufen, ich werde ſofort . . .," murmelte Perchotin vor ſich hin, als er den Zettel geleſen hatte.

„Wirſt keine Zeit mehr dazu haben, mein Täubchen, gehen wir und trinken wir. Nun, rechtsum kehrt, vorwärts — marſch!"

Die Kolonialwarenhandlung von Plotnikoff lag an derſelben Straße, nur ein paar Häuſer weit von Perchotins Wohnung, gerade an der Straßenecke. Es war die größte Delikateſſenhandlung in unſerer Stadt. Die Inhaber waren reiche Kaufleute, und das Geſchäft ging nicht ſo übel. Es war dort alles zu haben, was auch in der Großſtadt jedes größere Kolonialwarengeſchäft hat: Weine von den Brüdern Jeliſſejeff, Früchte, Zigarren, chineſiſcher Tee, Zucker, Kaffee uſw. Es waren immer drei Kommis und zwei Laufburſchen beſchäftigt. Obwohl unſer Bezirk verarmt, der Handel zurückgegangen war und die Gutsbeſitzer fortzogen, ſo blühte doch dieſes Kolonialwarengeſchäft nach wie vor und vergrößerte ſich noch mit jedem Jahr, denn die Zahl der Käufer dieſer Gegenſtände verringerte ſich nicht, ſondern wuchs eher. Dmitrij Fedorowitſch wurde ungeduldig erwartet. Man erinnerte ſich noch gar zu gut, wie er vor vier Wochen ebenſo plötzlich Weine, Delikateſſen und Süßigkeiten beſtellt hatte, Ware für mehrere hundert Rubel bar (auf Kredit hätte man ihm natürlich nichts gegeben), und ebenſogut wußte man, daß er auch damals ebenſo wie jetzt einen ganzen Packen Hundertrubelſcheine in der Hand gehalten hatte, wußte, wie er mit dem Gelde umgegangen war, wie großartig er alles beſtellt hatte, ohne je nach einem Preiſe zu fragen, ohne nachzudenken oder nachdenken zu wollen, wieviel Ware er nahm. Sprach doch die ganze Stadt nachher, daß er damals, als er mit Gruſchenka nach Mokroje gefahren war, in einer Nacht und an dem folgenden Tage dreitauſend Rubel ausgegeben hatte und ohne

einen roten Heller zurückgekommen war. Ein ganzes Zigeunerlager, das ſich damals bei uns niedergelaſſen hatte, war von ihm hinbeſtellt worden, und dieſes ſchlaue Volk, hieß es, hätte ihm in der Trunkenheit unzähliges Geld abgezapft und ſeine teuren Weine wie Flußwaſſer (nur mit anderen Folgen) getrunken. Man erzählte ſich lachend, wie er in Mokroje ſchmutzige Bauernkerle mit Champagner und die Dorfmädel und Weiber mit teurem Konfekt und Straßburger Paſteten traktiert hatte. Desgleichen lachte man, beſonders im Gaſthaus „Zur Hauptſtadt", über Mitjás aufrichtiges Eingeſtändnis (natürlich lachte man ihm nicht ins Geſicht, denn das wäre etwas zu gefährlich geweſen), daß er von Gruſchenka für dieſe ganze „Eskapade" nichts als die Erlaubnis erhalten hatte, „einen Kuß auf ihr Füßchen drücken zu dürfen und weiter nichts".

Als Mitjá und Perchotin ſich dem Laden näherten, ſahen ſie, daß vor der Tür eine Troika hielt; der Wagen war mit einem Teppich bedeckt und die Pferde mit Glocken und Schellen geſchmückt. Andrei, der Kutſcher, ging auf und ab und wartete auf Mitjá. Im Laden hatte man eine Kiſte bereits „erledigt" und wartete nur noch auf Mitjás Erſcheinen, um ſie zu vernageln und auf den Wagen zu heben. Perchotin wunderte ſich.

„Aber wo haſt du ſo ſchnell die Troika hergenommen?" fragte er erſtaunt.

„Als ich zu dir ging, traf ich ihn unterwegs, ich meine den Andrei, und da befahl ich ihm, ſofort anzuſpannen und hier vorzufahren. Wozu Zeit verlieren? Das vorige Mal fuhr ich mit Timofei, aber

diesmal ist mir Timofei mit meiner Zauberin vorausgefahren. He, Andrei, werden wir sehr viel später ankommen?"

„Höchstens ein Stündchen, Herr, werden sie früher ankommen als wir, und selbst nicht mal das!" versicherte Andrei eilfertig. „Ich habe Timofei abfahren sehen, ich weiß, wie der fahren wird. Die fahren nicht wie wir, Herr, wie sollen die denn so wie wir fahren! Mehr als eine Stunde kommen sie sicherlich nicht früher an!" beteuerte Andrei eifrig. Es war ein noch nicht alter, rothaariger und hagerer Mann im Leibrock. Seinen Mantel trug er auf dem linken Arm.

„Fünfzig Rubel Trinkgeld, wenn wir nur eine Stunde später hinkommen."

„Für eine Stunde bin ich sicher! Ach, Herr, die werden nicht mal 'ne halbe Stunde früher ankommen, von 'ner ganzen schon ganz zu schweigen!"

Mitjá war zwar sehr beschäftigt mit dem Anordnen, doch gab er seine Befehle auffallend zerstreut, er sprach sie fast nie zu Ende. Perchotin fand es geboten, sich in die Sache einzumischen.

„Für vierhundert Rubel, nicht weniger als für vierhundert, damit es ganz genau so viel ist, wie damals," kommandierte Mitjá. „Vier Dutzend Flaschen Champagner, keinen Tropfen weniger!"

„Wozu soviel, wer wird das austrinken? Halt!" rief Perchotin. „Was ist das für eine Kiste? Was ist hier eingepackt? Diese Kiste soll für vierhundert Rubel Weine und Delikatessen enthalten?"

Ihm wurde aber sofort von den dienstbeflissenen Kommis in höflichster Redeweise auseinandergesetzt,

daß in dieſer erſten Kiſte nur ein halbes Dutzend Flaſchen Champagner und „alle möglichen notwendigen Konſerven und ſofort nötige Delikateſſen“ eingepackt ſeien, ſowie Schokolade, Früchte, Kaviar, Lachs uſw., daß aber der „große Bedarf“ ſofort eingepackt und noch in dieſer Stunde mit einer anderen Troika abgeſchickt werden würde, ſo wie es auch das vorige Mal geſchehen ſei, und daß alſo die Sachen für den „großen Bedarf“ höchſtens eine Stunde ſpäter als der Herr in Mokroje ankommen würden.

„Nur nicht ſpäter als nach einer Stunde, und möglichſt viel Schokolade und Makronen, die werden von den Mädels am liebſten gegeſſen,“ ſetzte Mitjá noch eifrig hinzu.

„Nun gut, alſo noch Makronen. Aber was fängſt du mit vier Dutzend Flaſchen Champagner an? Eines genügt vollkommen!“ ſagte Perchotin geärgert.

Er erkundigte ſich nach den Preiſen, verlangte die Rechnung und wollte ſich nicht beruhigen. Kurz, er rettete im ganzen etwa hundert Rubel. Es endete damit, daß alles in allem nur für dreihundert Rubel Ware eingepackt werden ſollte.

„Ach, zum Teufel!“ Perchotin bedachte ſich eines anderen. „Was geht das mich an! Tu mit deinem Gelde, was du willſt, wenn du es ſo mühelos bekommen haſt!“

„Komm her, mein lieber Nationalökonom, komm her, ärgere dich nicht.“ Damit zog ihn Mitjá in das Hinterzimmer. „Man wird uns ſofort eine Flaſche herbringen. Ach was, fahren wir zuſammen hin, du biſt ein lieber Menſch, ich liebe ſolche wie du.“

Mitjá ſetzte ſich auf einen geflochtenen Stuhl vor einen kleinen Tiſch, der mit einem äußerſt befleckten Tiſchtuch bedeckt war. Perchotin ließ ſich ihm gegenüber auf irgendeiner anderen Sitzgelegenheit nieder. Im ſelben Augenblick wurde auch ſchon der Champagner gebracht. Es wurde noch gefragt, ob die Herren nicht Auſtern wünſchten, „prima Qualität, letzte Sendung . . .“

„Ach, zum Teufel mit den Auſtern, ich will ſie nicht, nicht nötig,“ ſtieß Perchotin geradezu wütend hervor.

„Ja, wir haben keine Zeit zum Auſternſchlürfen,“ meinte Mitjá, „und ich habe auch keinen Appetit auf Auſtern. Weißt du, Freund,“ ſagte er plötzlich gefühlvoll, „ich habe niemals dieſe ganze Unordnung geliebt.“

„Wer liebt denn überhaupt ſo etwas! Vier Dutzend, das iſt doch wirklich . . . für Bauernkerle!“

„Ich rede nicht davon. Ich meinte die höhere Ordnung. Es iſt keine Ordnung in mir, keine höhere Ordnung . . . Aber . . . das iſt jetzt vorüber, wozu noch darüber trauern. Das kommt jetzt zu ſpät, hol's der Teufel, wenn er will! Mein ganzes Leben war Unordnung, jetzt muß man einmal Ordnung ſchaffen. Hm, du glaubſt wohl, daß ich Witze reißen will?“

„Du phantaſierſt im Fieber, aber machſt keine Witze.

„Heil dem Höchſten in der Welt,
Heil dem Höchſten auch in mir!“

— Dieſe Worte haben ſich einmal, irgend einmal aus meiner Seele gerungen, nicht als Gedicht, nein, es

waren Tränen . . . Ich habe ſie ſelbſt gedichtet . . . natürlich nicht damals, als ich den Hauptmann am Bärtchen zog . . ."

„Wie kommſt du auf ihn?"

„Wie ich auf ihn zu ſprechen komme? Unſinn! Alles nähert ſich dem Ende, alles gleicht ſich aus, ein Strich — und das Fazit."

„Nein, weiß Gott, mir kommen deine Piſtolen nicht aus dem Sinn."

„Auch die Piſtolen ſind Unſinn! Trink und phantaſiere nicht. Ich liebe das Leben, habe es gar zu zu lieb, ſo lieb, daß es faſt ſchon niedrig iſt. Doch genug davon! Auf das Leben, Täubchen, auf das Leben laß uns trinken, ich ſchlage einen Toaſt auf das Leben vor! Warum bin ich nur ſo zufrieden mit mir? Ich bin ein niedriger Menſch, aber ich bin zufrieden mit mir. Und doch — es quält mich, daß ich niedrig und trotzdem mit mir zufrieden bin. Ich ſegne die Schöpfung, ich bin bereit, Gott zu ſegnen und ſeine Schöpfung, aber . . . man muß ein ſcheußliches Inſekt vernichten, damit es nicht mehr umherkriecht, nicht anderen das Leben verdirbt . . . Trinken wir auf das Leben, Bruder! Was gibt es Schöneres als das Leben? Nichts, nichts! Auf das wogende Leben und auf eine Königin aller Königinnen!"

„Schön, trinken wir auf das Leben, und meinetwegen auch auf deine Königin."

Sie tranken jeder ein Glas. Mitjá war trotz ſeiner Begeiſterung und Ekſtaſe gewiſſermaßen traurig — als wenn eine Sorge hinter ihm ſtünde und er ſie nicht loswerden könnte.

„Miſcha . . . das iſt doch dein Miſcha, der ſoeben eintrat? Miſcha, Täubchen, Miſcha, komm her, trink dieſes Glas auf Phöbus, den goldlockigen Jüngling, der morgen . . .“

„Warum gibſt du ihm Champagner!“ rief Perchotin gereizt und verſuchte ihn aufzuhalten.

„Nun, erlaub doch, laß doch, warum willſt du es nicht? — laß, ich will.“

„Ach nun!“

Miſcha trank das Glas aus, machte einen ſchönen Bückling und lief fort.

„So wird er es länger behalten,“ meinte Mitjá. „Ein Weib liebe ich, ein Weib! Was iſt das Weib? Die Königin der Erde! Traurig iſt mir zumut, Pjotr Iljitſch. Weißt du noch, wie Hamlet ſagt: ‚Mir iſt ſo ſchwer ums Herz, ſo ſchwer, Horatio . . . Ach, armer Yorik!‘ Dieſer Yorik bin vielleicht ich. Ja, jetzt bin ich Yorik, und ein Schädel ſpäter.“

Perchotin hörte zu und ſchwieg; da verſtummte auch Mitjá.

„Was iſt das da für ein Hündchen?“ fragte er plötzlich zerſtreut einen Kommis, als er in der Ecke ein kleines Bologneſerhündchen mit ſchwarzen Augen bemerkt hatte.

„Das gehört Warwara Alexejewna, unſerer Gnädigen,“ entgegnete der Kommis höflich, „ſie hat es vorhin hergebracht und hier vergeſſen, da wird man es ihr zurückbringen müſſen.“

„Ich habe einmal ein ähnliches geſehen . . . im Regiment . . .“ ſagte Mitjá gedankenverloren, „nur hatte es ſich die Hinterpfötchen gebrochen . . . Pjotr

Iljitſch, ich wollte dich noch fragen, gut, daß es mir einfällt: Haſt du je in deinem Leben geſtohlen — oder nie?"

„Was ſoll das?"

„Nein, ich frage dich nur ſo. Ich meine, aus der Taſche eines anderen Menſchen etwas Fremdes? Ich rede nicht von der Staatskaſſe, die wird natürlich von allen gerupft und auch von dir, verſteht ſich . . ."

„Geh zum Teufel."

„Ich meine aber Fremdes: gleich aus der Taſche, aus dem Portemonnaie?"

„Von meiner Mutter habe ich einmal einen Zwanziger geſtohlen, ich war ein neunjähriger Knabe. Ich nahm ihn leiſe vom Tiſch und verbarg ihn in der Fauſt."

„Nun, und?"

„Nun, nichts weiter. Drei Tage verwahrte ich ihn, dann ſchämte ich mich, geſtand es und gab ihn zurück."

„Nun, und dann?"

„Das iſt doch klar: ich wurde gedroſchen. Aber wozu fragſt du, haſt du etwa ſelbſt geſtohlen?"

„Hab' geſtohlen," ſagte Mitjá mit einem verſchmitzten Lächeln.

„Was haſt du geſtohlen?"

„Von meiner Mutter einen Zwanziger, ich war ein neunjähriger Knabe, nach drei Tagen gab ich ihn zurück."

Als er das geſagt hatte, erhob er ſich plötzlich.

„Herr, wollen wir uns nicht beeilen?" ertönte von der Tür Andreis Stimme.

„Iſt alles bereit? Gehen wir!“ Mitjá fuhr unmutig auf. „Noch das letzte Wort und . . . Dem Andrei einen Schnaps auf den Weg! Und auch ein Glas Kognak für ihn außer dem Schnaps! Dieſer Kaſten (mit Piſtolen) kommt unter den Sitz. Leb wohl, Pjotr Iljitſch, denk nicht ſchlecht von mir!“

„Aber du kommſt doch morgen zurück?“

„Unbedingt.“

„Werden der Herr vielleicht jetzt die kleine Nota begleichen?“ fragte freundlich ein flink herbeigeſprungener Kommis.

„Ach, ja, natürlich! Verſteht ſich!“

Und wieder zog er alle Scheine aus der Taſche heraus, nahm die oberſten drei regenbogenfarbenen und warf ſie auf den Ladentiſch. Dann eilte er hinaus. Ihm folgte unter Bücklingen und mit guten Wünſchen auf die Reiſe das ganze Perſonal. Andrei räuſperte ſich und ſprang auf ſeinen Platz. Doch kaum wollte Dmitrij einſteigen, als plötzlich Fenjá auftauchte. Sie kam atemlos herangelaufen, ſchlug die Hände flehend zuſammen und ſtürzte mit einem Schrei vor Mitjá auf die Knie nieder.

„Väterchen Dmitrij Fedorowitſch, Täubchen, bringen Sie ſie nicht um! Und ich, ich habe Ihnen alles erzählt in der Angſt! . . . Und auch ihn bringen Sie nicht um, das iſt doch der Frühere, ihr Liebſter! Er wird jetzt Agrafena Alexandrowna heiraten, er iſt doch nur deswegen aus Sibirien zurückgekehrt . . . Täubchen Dmitrij Fedorowitſch, richten Sie nicht fremdes Leben zugrunde!“

„Aha, das also ist es! Nun, da kann er ja was Schönes anrichten!“ brummte Perchotin vor sich hin. „Jetzt begreife ich . . . jetzt hat alles seine Erklärung . . . Dmitrij Fedorowitsch, gib mir mal sofort die Pistolen her, wenn du ein Mensch sein willst,“ rief er ihm laut zu, „hörst du!“

„Die Pistolen? Wart, mein Täubchen, ich werde sie unterwegs in den Graben werfen,“ sagte Mitjá. „Fenjá, stehe auf, liege nicht so vor mir auf den Knien. Niemanden wird Mitjá, dieser dumme Mensch, zugrunde richten, hinfort niemanden mehr. Und noch eines, Fenjá,“ rief er ihr, bereits einsteigend, zu, „ich habe dich vorhin gekränkt und habe dir weh getan, verzeih es mir und vergib dem Böſewicht . . . willst du es aber nicht vergeben, nun dann meinetwegen auch nicht! Jetzt ist doch schon alles einerlei! Fahr zu, Andrei, geschwind!“

Andrei zog die Leine an und knallte mit der Peitsche: Glocken und Schellen ertönten.

„Leb wohl, Pjotr Iljitsch! Dir die letzte Träne! . . .“

„Er ist nicht betrunken und schwatzt doch wie im Delirium!“ dachte Perchotin bei sich, als die Troika wie der Wind um die Ecke gebogen und verschwunden war. Er hatte sich vorgenommen, so lange zu warten, bis man die zweite Troika mit den übrigen Vorräten abgeschickt hätte, denn er sagte sich, daß man bei der Gelegenheit wahrscheinlich tüchtig betrügen wollte; doch plötzlich drehte er sich ärgerlich um und begab sich zu seiner Billardpartie.

„Ein Esel, wenn auch sonst ein netter Junge . . .“

brummte er unterwegs vor ſich hin. „Von einem gewiſſen Offizier, dieſem Vormaligen der Gruſchenka, habe ich gehört. Nun, wenn er jetzt zurückgekehrt iſt . . . Ach, die verfluchten Piſtolen! Zum Teufel, was geht das ſchließlich mich an, ich bin doch nicht ſeine Kindermagd! Mag er doch! Aber es wird ja nichts geſchehen. Hunde, die bellen, beißen nicht. Solche Leute trinken und prügeln ſich, prügeln ſich und verſöhnen ſich. Sind denn das Tatmenſchen? Doch was war das mit dem „ich werde den Weg freigeben, ſtrafe mich für mein Leben"? Ach was, Geſchwätz. Er hat doch wahrlich nicht wenig ähnliches Zeug geredet, wenn er betrunken war. Jetzt aber war er wirklich nicht betrunken. „Mein Geiſt iſt trunken" — ſchönen Stil lieben die Schufte. Ach, was geht das mich an, bin doch nicht ſeine Kindermagd. Und das Prügeln ſtets erſtes Lebenselement! Sein ganzes Geſicht war mit Blut beſudelt. Und das ganze Taſchentuch . . . Pfui Teufel, jetzt liegt es bei mir auf dem Fußboden . . . Schweinerei!"

In der ſchlechteſten Gemütsverfaſſung erreichte er endlich das Gaſthaus „Zur Hauptſtadt" und begann ſofort die Partie. Das Spiel zerſtreute ihn. Man begann darauf eine zweite Partie, und plötzlich ließ er im Geſpräch mit ſeinem Partner die Bemerkung fallen, daß Dmitrij Karamaſoff wieder Geld in Fülle beſitze, etwa dreitauſend Rubel, daß er es ſelbſt geſehen habe, und daß Mitjá wieder nach Mokroje zu einem Gelage mit Gruſchenka gefahren ſei. Dieſe Nachricht wurde mit erſtaunlicher Aufmerkſamkeit aufgenommen. Und alle ſprachen ſonderbarerweiſe voll-

kommen ernſt darüber, keineswegs ſcherzend oder gleichgültig. Sie unterbrachen ſogar das Spiel.

„Dreitauſend? Woher hat er die denn plötzlich bekommen?“

Man begann ihn auszufragen. Daß Frau Chochlakoff ihm das Geld gegeben habe, wurde ſtark bezweifelt.

„Oder hat er vielleicht den Alten beraubt?“

„Weiß der Teufel, dreitauſend! Da muß irgend etwas nicht in Ordnung ſein.“

„Hat er ſich denn nicht immer gerühmt, daß er den Vater erſchlagen werde, das haben wir doch alle gehört! Und gerade von dreitauſend Rubeln ſprach er das letztemal . . .“

Perchotin hörte zu, und ſeine Antworten wurden immer trockener und knapper. Vom Blut, das Mitjá an den Händen und auf dem Geſicht gehabt hatte, ſagte er nichts, obgleich er auf dem Wege zum Gaſthaus eigentlich beabſichtigt hatte, auch davon zu erzählen. Man begann die dritte Partie, und das Geſpräch über Mitjá verſtummte allmählich. Nachdem aber Perchotin die dritte Partie beendet hatte, wollte er nicht weiter ſpielen; er legte das Queue hin und ging fort, ohne zu Abend zu eſſen. Als er auf den Platz hinaustrat, blieb er, in Zweifel befangen und verwundert über ſich ſelbſt, ſtehen. Er hatte beſchloſſen, ſofort zu Fedor Pawlowitſch Karamaſoff zu gehen, um dort zu erfahren, ob nicht etwas Beſonderes geſchehen war.

„Ach was,“ dachte er, „ich ſoll dort wegen irgendeiner Dummheit, denn mehr wird ja doch nicht da-

hinter ſtecken, fremde Menſchen aus dem Schlafe wecken und womöglich noch einen Skandal hervorrufen. Teufel! was geht das mich an!“

In hundsgemeiner Stimmung begab er ſich geradeswegs nach Hauſe, doch plötzlich fiel ihm Fenjá ein. „Ich Eſel, warum erkundigte ich mich nicht bei ihr, dann würde ich jetzt alles wiſſen.“ Und das eigenſinnige Verlangen, mit ihr zu ſprechen, wurde ſo ſtark in ihm, daß er auf halbem Wege kurz entſchloſſen kehrtmachte und ſich zum Hauſe der Moroſowa, wo Gruſchenka wohnte, begab. Beim Hoftor angelangt, klopfte er, und der Laut, der in der nächtlichen Stille erſchallte, weckte ihn wieder auf: er ernüchterte und ärgerte ihn zugleich. Zudem rührte ſich nichts: alles ſchien im Hauſe zu ſchlafen. „Und auch hier wird es ſchließlich nur auf einen Skandal hinauskommen!“ dachte er faſt mit einem Schmerz in der Bruſt. Doch anſtatt fortzugehen, begann er von neuem zu klopfen, und zwar klopfte er vor Wut aus aller Kraft. Der Lärm ſchallte durch die ganze Straße. „Ich werde ſie doch noch wachrütteln, zum Trotz!“ brummte er, und mit jedem Schlag wuchs ſein Ärger, und mit jedem Schlage klopfte er lauter, immer lauter.

VI.

„Ich fahre!“

Inzwiſchen raſte die Troika auf der Landſtraße dahin. Bis nach Mokroje waren es etwas mehr als zwanzig Werſt, doch Andrei jagte dermaßen, daß er in

einer Stunde anzukommen hoffen konnte. Die ſcharfe Fahrt ſchien Mitjá zu beleben. Die Nacht war ſtill und faſt kalt; am klaren Himmel flimmerten lautlos die großen, hellen Sterne. Es war dieſelbe Nacht und vielleicht auch dieſelbe Stunde, in der Aljoſcha zur Erde niederfiel und „in Verzückung ſchwor, die Erde bis in alle Ewigkeit zu lieben". Doch in Mitjás Seele war Unruhe, dunkle Unruhe. Und wenn auch viele Gefühle in ſeiner Seele miteinander rangen, ſo ſtrebte doch ſein ganzes Weſen nur zu ihr, zu ihr, ſeiner Königin, zu der ihn die raſenden Tiere brachten, — um ſie noch einmal, zum letztenmal, zu ſehen! Ich will hier nur noch eines ſagen, wenn man es mir auch vielleicht nicht glauben wird: Dieſes eiferſüchtige Herz empfand für den neuen Nebenbuhler, für dieſen plötzlich aus der Erde aufgetauchten ſogenannten „früheren Offizier", nicht den geringſten Haß. Jeder andere Nebenbuhler, wäre ein ſolcher neben ihm aufgetaucht, hätte ihn vor Eiferſucht raſend gemacht, und vielleicht hätte er dann wieder ſeine Hände mit Blut beſudelt, — doch für dieſen, für dieſen „ihren Erſten" empfand er nicht einmal ein feindſeliges Gefühl. Allerdings hatte er ihn noch nicht geſehen, aber: „Hier iſt es ihr Recht und auch ſeines; hier iſt es ihre erſte Liebe, die ſie in den ganzen fünf Jahren nicht vergeſſen hat, hier kann niemand mehr etwas ſtreitig machen. Fünf Jahre lang hat ſie ihn geliebt, und ich — warum habe ich mich zwiſchen ſie zu drängen verſucht? Was hatte ich dabei zu tun? Tritt zur Seite, Mitjá, und gib den Weg frei! Und was will ich jetzt noch? Jetzt iſt ja auch ohne den Offizier alles aus! Selbſt wenn

er gar nicht wieder aufgetaucht wäre — es ist ein für allemal alles zu Ende . . .“

Ungefähr in diesen Worten würde er seine Empfindungen ausgedrückt haben, wenn er nur imstande gewesen wäre, zu denken. Denken aber war ihm unmöglich. Sein ganzer Entschluß war eigentlich ohne jeden Gedanken entstanden, in einer Sekunde war er aufgetaucht, sofort gefühlt und wortlos, gedankenlos mit allen Folgen von ihm als selbstverständlich aufgenommen worden. Das war in der Küche bei Fenjá schon bei deren ersten gestammelten Worten geschehen. Und doch war trotz des gefaßten Entschlusses Unruhe in seiner Seele; selbst die Entschlossenheit brachte keine Ruhe. Gar zu vieles stand hinter ihm und quälte ihn. Und eben dies kam ihm zuweilen so sonderbar vor. Er hatte doch schon eigenhändig seinen Urteilsspruch geschrieben: „Ich strafe mich für mein durchlebtes Leben,“ und der Zettel war doch hier in seiner Westentasche, und die Pistole war doch schon geladen, und er hatte ja schon beschlossen, wie er morgen den ersten lichten Strahl des „goldlockigen Phöbus“ begrüßen werde — und doch konnte er das Gewesene, das hinter ihm stand und ihn quälte, nicht abschütteln, das fühlte er bis zum körperlichen Schmerz, und der Gedanke daran hatte sich wie Verzweiflung an seine Seele festgesogen. Es kam ein Augenblick, in dem er die Pistole herausreißen und aus dem Wagen springen wollte, um alles sofort zu beenden, ohne auf den goldlockigen Phöbus zu warten. Aber auch dieser Augenblick verging wie ein Funken. Und die Troika jagte, „die Entfernung verschlingend“,

und in dem Maße, wie er ſich ihr näherte, verſcheuchte der Gedanke an ſie mehr und mehr alle anderen, ihn zerrenden Schreckgeſpenſter. Oh, er wollte ſie nur einmal noch ſehen, nur noch einmal, und wenn auch nur von ferne, flüchtig! „Sie iſt jetzt mit ihm zuſammen, nun, ſo werde ich denn ſehen, wie ſie jetzt mit ihm zuſammen iſt, mit ihrem früheren Liebſten, das iſt ja alles, was ich will.“ Und noch niemals hatte ſich in ihm ſo viel Liebe zu dieſem Weibe, das ſo verhängnisvoll für ihn geworden war, in ſeinem Herzen erhoben, ſo viel neue, noch nie empfundene Gefühle, Gefühle, die für ihn ſelbſt ganz unerwartet kamen, Gefühle, die wie Gebete fromm und bis zur Weichheit zärtlich waren. „Ich werde den Weg freigeben und vergehen! Und ich vergehe auf Erden!“ ſagte er ſich in einem Anfall hyſteriſcher Ekſtaſe.

Faſt eine Stunde lang jagten ſie ſchon. Mitjá ſchwieg, und Andrei, der ſonſt recht geſprächig war, hatte auch noch kein Wort geſprochen, ganz, als hätte er ſich gefürchtet zu ſprechen, und trieb nur ſeine „Renner“ an, ſeine braune, hagere, wilde Troika. Da ſchrie ihm plötzlich Mitjá entſetzt zu:

„Andrei! . . . Aber wenn ſie ſchon ſchlafen?“

Dieſer Gedanke war ihm ganz plötzlich gekommen, denn vorher hatte er an dieſe Möglichkeit überhaupt nicht gedacht.

„Ja, es iſt wohl anzunehmen, daß ſie ſich ſchon hingelegt haben.“

Mitjá runzelte finſter die Stirn, ein krankhaftes Gefühl erfaßte ihn. Nein, wirklich, was dann, wenn er ankommt . . . mit dieſen Gefühlen . . . und ſie

ſchlafen bereits . . . und auch ſie ſchläft vielleicht gleichfalls . . . im ſelben Hauſe . . .?“ Ein böſer Gedanke ſtieg in ſeinem Herzen auf.

„Schneller, Andrei, jage!“ ſchrie er außer ſich.

„Aber es kann auch ſein, daß ſie ſich noch nicht hingelegt haben,“ meinte Andrei nach einem Weilchen Nachdenken. „Timofei ſagte, daß ſich ihrer dort viele verſammelt haben . . .“

„Auf der Poſtſtation?“

„Nein, nicht dort; bei Plaſtunoffs, im Einkehrhaus, alſo ſozuſagen in der Herberge, das wäre ſo eine freie Station für die Reiſenden, ohne Poſt.“

„Ich weiß, ich weiß. Aber was ſagſt du da von vielen, die ſich dort verſammelt hätten? Wie viele? Wer das?“ Mitjá war durch die unerwartete Nachricht außergewöhnlich erregt.

„Timofei erzählte ſo. Alles Herren: aus der Stadt zwei, was für welche, weiß ich nicht, aber ſie ſollen aus der Stadt ſein und dann noch zwei andere, angereiſte, wie er ſagte, und wer kann wiſſen, vielleicht noch jemand, ich hab ihn nicht viel ausgefragt. Sie haben angefangen Karten zu ſpielen, ſagte er.“

„Karten?“

„So iſt denn wohl möglich, daß ſie noch nicht ſchlafen, wenn ſie Karten zu dreſchen angefangen haben. Was wird es denn jetzt viel an der Zeit ſein, gut, wenn es elf iſt.“

„Schneller, Andrei, ſo jage doch!“ ſchrie ihm Mitjá abermals zu.

„Nur möchte ich gern fragen, Herr,“ begann nach

kurzem Schweigen Andrei, „weiß nur bloß nicht, wie ich das machen ſoll, damit der Herr ſich nicht ärgert."

„Was?"

„Vorhin fiel Fedoſſja Markowna vor dem Herrn auf die Knie und bat, ihre Herrin und noch jemand nicht umzubringen . . . So denk ich denn, ich bringe ihn jetzt wohl hin . . . Verzeiht, Herr, ich fragte nur ſo aus Gewiſſensangſt, vielleicht habe ich was Dummes geſagt."

Mitjá faßte ihn plötzlich hinterrücks an den Schultern.

„Du biſt doch ein Kutſcher? Ein Kutſcher, nicht wahr?" fragte er erregt.

„Nun ja, wie man's nimmt, eigentlich ein Fuhrmann . . ."

„Weißt du nicht, daß man ausbiegen und anderen den Weg freigeben muß? Oder glaubſt du, daß man drauflosfahren muß, wenn auch die anderen dabei in den Graben ſtürzen oder unter deine Räder kommen? Nein, Andrei, überfahre niemanden! Man darf nicht Menſchen überfahren, man darf den Menſchen nicht das Leben zerſtören. Wenn du aber ein Leben zerſtört haſt, ſo ſtrafe dich ſelbſt . . . wenn du es verdorben haſt, wenn du nur jemandem das Leben verdorben haſt — ſo richte dich und verſchwinde!"

Dieſe Worte ſprudelten wie im Krampf aus ihm hervor. Andrei wunderte ſich über den Herrn, ſetzte aber doch das Geſpräch fort.

„Da hat der Herr ein wahres Wort geſagt: Das darf man nicht, einen Menſchen überfahren, auch quälen nicht, und wenn's auch nur ein Vieh iſt, denn auch ein Vieh iſt als Vieh von Gott geſchaffen, ſelbſt

ſo ein Pferd. Mancher aber jagt wie blind drauflos, und wenn's dann halten heißt, dann iſt's zu ſpät, er jagt dir ſchnurſtracks . . ."

„In die Hölle?" fiel Mitjá ein und lachte darauf ſein unerwartetes, eigenartig kurzes Lachen. „Andrei, du goldene Seele, ſag!" Mitjá faßte ihn wieder hinterrücks an den Schultern, „ſag, wird Dmitrij Karamaſoff ſchnurſtracks in die Hölle kommen oder nicht, was meinſt du?"

„Das kann ich nicht wiſſen, Täubchen, das wird von Euch abhängen, denn Ihr ſeid doch bei uns, wie . . . Seht, Herr, als Gottes Sohn ans Kreuz geſchlagen war und ſtarb, da ging er vom Kreuz ſchnurſtracks in die Hölle und befreite alle Sünder, die ſich dort quälten. Und da ächzte die Hölle, weil, wie ſie glaubte, hinfort niemand mehr hinkommen werde, alſo keine Sünder mehr. Und da ſagte der Herr zur Hölle: ‚Ächze nicht, Hölle, denn es werden hinfort viele Reiche und Herrſcher und Richter und Mächtige und Würdenträger zu dir kommen, und du wirſt hinfort wiederum genau ſo gefüllt ſein, wie du es von Ewigkeit warſt, bis daß ich wiederkomme.' Und das iſt wahr, das hat der Herr genau ſo geſagt . . ."

„Eine Volkslegende, prachtvoll! Zieh dem Linken eins über, Andrei!"

„Das iſt ſchon ſo, Herr, für wen die Hölle beſtimmt iſt," — Andrei zog dem Linken eins über — „der kommt hinein, und was für welche hineinkommen, das hat der Herr damals der Hölle vorausgeſagt. Aber Ihr ſeid doch für mich wie ein klein Kindchen . . . ſo kommt Ihr mir immer vor . . . Und wenn der Herr auch jäh-

zornig ist, das ist wohl wahr, so wird doch Gott Euch für Euer gutes Herz vergeben."

„Und du, vergibst du mir, Andrei?"

„Was habe ich Euch denn zu vergeben, Herr, Ihr habt mir doch nichts Schlechtes getan."

„Nein, für alle, für alle du allein, jetzt gleich, sofort, hier im Wagen, auf der Fahrt, vergibst du mir für alle? Sprich, du Volksseele!"

„Ach Herr! Es wird einem ganz bange, Euch zu fahren. Eure Worte sind heute ganz wunderlich . . ."

Mitjá hörte nicht, was Andrei brummte. Er betete wie wahnsinnig und flüsterte angstvoll vor sich hin.

„Vater unser, nimm mich in meiner ganzen Gottlosigkeit, aber richte mich nicht! Ruf mich nicht vor deinen Richterstuhl, laß mich ohne Gericht vorübergehn . . . Richte mich nicht, denn ich habe mich selbst gerichtet. Richte mich nicht, denn ich liebe Dich, Herr! Niedrig bin ich, aber ich liebe Dich; schickst Du mich in die Hölle, so werde ich Dich auch dort lieben, werde auch von dort zu Dir emporschreien, daß ich Dich ewig, ewig liebe . . . Doch laß auch mich zu Ende lieben . . . jetzt hier zu Ende lieben, nur noch fünf Stunden bis zum ersten warmen Strahl Deines Lichts . . . Denn ich liebe die Königin meiner Seele! Ich liebe sie, und ich kann nicht anders als sie lieben. Du siehst mich doch ganz, Du kennst mich ganz, Du weißt doch, wie ich bin! Richte mich nicht, ich habe mich schon gerichtet; ich werde vor ihr niederstürzen und sagen: Es war recht von dir, daß du an mir vorübergingst . . . Lebe wohl und vergiß dein Opfer, beunruhige dich niemals meinetwegen!"

„Mokroje!“ rief Andrei und wies mit der Peitſche nach vorn.

Im bleichen Dunkel der Sternennacht hoben ſich vor ihnen ſchwarze, kleine Häuſermaſſen aus der Erde empor; ſtellenweiſe lagen ſie dichter, ſtellenweiſe verſtreuter. Das Dorf Mokroje zählte etwa zweitauſend Einwohner. Zu dieſer Stunde lag es ſchon in tiefem Schlaf, nur hier und da blitzten noch ein paar beſcheidene Lichter durch die Nacht.

„Jage, jage, Andrei, Ich komme angefahren!“ rief Mitjá wie im Fieber.

„Sie ſchlafen noch nicht!“ ſagte Andrei, und wies mit der Peitſche auf das Plaſtunoffſche Haus, das gleich bei der Einfahrt ins Dorf lag, und deſſen ſechs Fenſter, die auf die Straße ſahen, hell erleuchtet waren.

„Sie ſchlafen nicht!“ griff Mitjá jubelnd auf. „Jage, Andrei, galoppiere, fahre donnernd vor! Damit ſie hören, wer angefahren kommt! Ich! Ich komme angefahren!“ rief Mitjá atemlos, außer ſich.

Andrei ſetzte ſeine dampfende, abgejagte Troika in Galopp und jagte tatſächlich donnernd zur Vorfahrt. Mitjá ſprang vom Wagen. Der Hauswirt war ſchon im Begriff geweſen, ſchlafen zu gehen, doch hatte er plötzlich von ferne das Wagenrollen vernommen und war daher neugierig auf die Treppe hinausgetreten, um zu ſehen, wer zu ſo ſpäter Stunde ſo wild daher jagte.

„Triſon Boriſſytſch, biſt du es?“ fragte Mitjá.

Triſon Boriſſytſch beugte ſich vor, blickte angeſtrengt durch das Dunkel und eilte dann geſchwind in unter-

würfigem Entzücken die Treppe hinab, dem Gaſte entgegen.

„Väterchen, Dmitrij Fedorowitſch! Seid Ihr es wirklich, den wir ſehen?"

Dieſer Trifon Boriſſytſch war ein ſtarkgebauter und geſunder Mann, mittelgroß, mit einem etwas dicken Geſicht, das gewöhnlich eine ſtrenge und wichtige Miene annahm, beſonders im Verkehr mit den Mokrojaner Bauern, doch dafür die Fähigkeit beſaß, den Ausdruck ganz unverhofft ſchnell in das Gegenteil zu verwandeln, ſobald Trifon Boriſſytſch einen Verdienſt witterte. Gekleidet war er ſtets auf ruſſiſche Bauernart: er trug ein ruſſiſches Hemd mit ſeitlichem Schluß und ein ärmelloſes Wams. Er beſaß bereits ein bedeutendes Kapital, doch hatte er noch viel höhere Ziele im Sinn. Ungefähr die Hälfte der Mokrojaner Bauern ſchuldete ihm. Er aber ließ von ihnen auf Grund ihrer Schulden, von denen ſie ſich nie befreien konnten, ſein Land, das er von Gutsbeſitzern pachtete oder auch kaufte, unentgeltlich bearbeiten. Er war Witwer und hatte vier erwachſene Töchter; die eine von ihnen war ſchon Witwe, lebte daher mit ihren zwei kleinen Kindern, ſeinen Enkeln, bei ihm, und arbeitete für ihn wie eine Tagelöhnerin. Die zweite Tochter hatte einen kleinen Beamten, irgendeinen aufgedienten Schreiber geheiratet, und in einem der Zimmer des Abſteigequartiers hing unter den Familienbildern auch die Miniaturphotographie dieſes Beamten in Uniform und mit Achſelklappen. Die beiden jüngeren Töchter zogen ſich zu Kirchenfeſten, oder wenn ſie zu Beſuch gingen, hellblaue oder hellgrüne Kleider an, die nach franzöſiſcher

Mode genäht waren: Kleider mit langen Schleppen und gerafften Taillen und Röcken. Doch das hinderte nicht, daß sie am nächsten Morgen wie auch an Werktagen beim ersten Hahnenschrei aufstanden, mit Birkenbesen die Zimmer ausfegten, das Waschwasser hinaustrugen und die Betten machten. Trifon Borissytsch aber liebte es noch trotz der bereits erworbenen Tausende von leutseligen Gästen ein Überflüssiges zu nehmen, und da er von Dmitrij Fedorowitsch vor kaum einem Monat zwei-, wenn nicht ganze dreihundert Rubel verdient hatte, so begrüßte er ihn natürlich hocherfreut, — glaubte er doch schon in der Art, wie der Gast angefahren kam, eine Gewähr für guten Verdienst zu sehen.

„Väterchen Dmitrij Fedorowitsch, können wir Euch wieder beherbergen?"

„Halt, Trifon Borissytsch," begann Mitjá, „zuerst die Hauptsache: Wo ist sie?"

„Agrafena Alexandrowna?" Der Wirt verstand ihn sofort und blickte ihm scharf ins Gesicht. „Ja, auch sie ist hier . . . sitzt mit . . ."

„Mit wem, mit wem?"

„Es sind Durchreisende . . . Der eine ist Beamter, wahrscheinlich ein Pole, nach der Sprache zu urteilen, und er hat auch die Pferde nach ihr geschickt. Und der andere, der mit ihm ist, ist sein Freund oder sein Reisebegleiter, wer kann das wissen; sind in Zivil . . ."

„Nun, und leben sie flott, auf großem Fuß — reiche Leute?"

„Ach wo! ganz kleine Leute, Dmitrij Fedorowitsch."

„Kleine? Und die anderen?“

„Die ſind aus der Stadt, nur zwei Herren . . . Sie ſind aus Tſchernaja zurückgekommen und vorläufig hiergeblieben. Der eine, der junge, muß wohl ein Verwandter von Herrn Miuſſoff ſein, nur habe ich ſeinen Namen vergeſſen . . . und den anderen werdet Ihr wohl auch kennen: der Gutsbeſitzer Maximoff, er ſagt, er ſei ins Kloſter gefahren, jetzt aber fährt er mit dieſem Verwandten von Herrn Miuſſoff . . .“

„Und das iſt die ganze Geſellſchaft?“

„Die ganze.“

„Halt, Trifon Boriſſytſch, ſage jetzt das Wichtigſte: Was macht ſie, wie iſt ſie?“

„Ja, ſie iſt vorhin angekommen und ſitzt jetzt mit ihnen.“

„Iſt ſie fröhlich? Lacht ſie?“

„Nein, ſie ſcheint nicht gerade ſehr fröhlich zu ſein . . . Sitzt ſogar ganz gelangweilt, wie es ſcheint. Hat dem jungen Herrn das Haar gekämmt . . .“

„Dem Polen, dem Offizier?“

„Nein, das iſt doch kein junger Herr und doch auch gar kein Offizier; nein, dem jungen Herrn, dem Verwandten von Herrn Miuſſoff . . . nur habe ich vergeſſen, wie er heißt . . .“

„Kalganoff?“

„Richtig! Herr Kalganoff!“

„Gut, ich werde ſchon ſelbſt ſehen. Spielen ſie Karten?“

„Haben geſpielt und dann aufgehört, haben ſchon Tee getrunken, und der Beamte hat Liköre verlangt.“

„Halt, Trifon Boriſſytſch, ich werde ſchon alles

ſelbſt ſehen, aber jetzt zurück zur Hauptſache: ſind keine Zigeuner hier?"

„Von Zigeunern iſt jetzt nichts zu hören, Dmitrij Fedorowitſch, die Obrigkeit hat ſie vertrieben, aber es gibt hier ein paar Juden, die ſpielen auf Zimbeln und Geigen, nicht weit von hier, in Roſhdeſtwenskoje, man könnte ſofort nachſchicken, wenn's beliebt. Sie würden ſofort kommen."

„Nachſchicken, unbedingt nachſchicken!" rief Mitjá belebt. „Und auch die Mädchen zum Chor, wie damals, die Marja unbedingt, auch Stepanida, Arina. Zweihundert Rubel für den Chor!"

„Ach, für ſolches Geld kann ich dir, Väterchen, das ganze Dorf auftreiben, wenn ſie auch jetzt ſchon alle ſchnärchen. Aber ſind ſie denn das wert, Väterchen Dmitrij Fedorowitſch, dieſe Bauern und Dorfmädels? Für ſo ein gemeines Pack ſo viel Geld hinzuſchleudern! Unſer Bauer und teure Zigarren rauchen, Gott, was verſteht er denn davon! Du aber, Väterchen, haſt ihnen von der beſten Sorte gegeben! Er ſtinkt ja nur, der Räuber! Und die Mädels, das ſind doch alles Lauſefratzen! Ich werde für dich, Väterchen, meine eigenen Töchter unentgeltlich aufwecken, von ſo viel Geld gar nicht zu reden, ſie ſind nur gerade ſchlafen gegangen, aber ich werde ſie ſchon mit einem Rippenſtoß wachkriegen und ſingen machen! Ach, Väterchen, haſt die Bauernkerle mit Champagner traktiert — wo ſoll das hin!"

Trifon Boriſſytſchs Bedauern war etwas überflüſſig: er hatte damals eigenhändig ſechs Flaſchen Champagner im Keller verſteckt und unter dem Tiſch

einen Hundertrubelſchein aufgehoben und in der Fauſt behalten.

„Trifon Boriſſytſch, ich habe hier doch etwas mehr als tauſend Rubel durchgebracht, weißt du noch?“

„Väterchen, natürlich! haben vielleicht ganze Dreitauſend hier in Mokroje gelaſſen!“

„Nun, ſo wiſſe denn, daß ich auch jetzt dasſelbe tun werde, ſiehſt du?“

Und damit zog er wieder das ganze Paket Geldſcheine aus der Hoſentaſche und hielt ſie dem Wirt unter die Naſe.

„Jetzt höre mich und mach die Ohren auf: nach einer Stunde kommt der Wein an, die Delikateſſen, Paſteten, Süßigkeiten — alles ſofort nach oben. Dieſe Kiſte, die hier im Wagen iſt, gleichfalls ſofort nach oben, aufbrechen und den Champagner ſofort in Eis hereinbringen ... Aber vor allem den Chor, die Mädels, die Marja unbedingt ...“

Er wandte ſich zum Wagen zurück und zog unter dem Sitz den Piſtolenkaſten hervor.

„Hier, Andrei, die Abrechnung! Hier, fünfzehn Rubel für die Fahrt und hier fünfzig Rubel Trinkgeld ... für deine Bereitwilligkeit, für deine Liebe ... Gedenke des Herrn Karamaſoff!“

„Habe Angſt, Herr!“ ſagte Andrei ſchwankend, „für fünf Rubel Trinkgeld beſten Dank, aber mehr nehm' ich nicht, Trifon Boriſſytſch iſt Zeuge. Verzeiht, Herr, mein dummes Wort ...“

„Was fürchteſt du?“ Mitjá maß ihn mit dem Blick. „Nun, hol dich der Teufel, wenn's ſo ...“ und er warf ihm die fünf Rubel zu. „Jetzt, Trifon Boriſſytſch,

führ mich so leise hinein, daß ich sie vorher alle sehen kann, ohne dabei von ihnen gesehen zu werden. Wo sind sie denn, im blauen Zimmer?“

Trifon Borissytsch warf einen etwas furchtsamen Blick auf Mitjá, tat aber sofort gehorsam, wie ihm geheißen war: vorsichtig führte er ihn in den Flur, ging dann allein in das große erste Zimmer, das neben dem blauen Zimmer, in dem die Gäste saßen, lag, und brachte das Licht hinaus. Darauf führte er Mitjá leise hinein und brachte ihn in die dunkelste Ecke, von wo aus er ungehindert die Gäste, ohne selbst gesehen zu werden, betrachten konnte. Doch Mitjá stand dort nicht lange und konnte auch fast überhaupt nichts sehen: er erblickte sie — sein Herz begann zu klopfen, und vor seinen Augen flimmerte es. Sie saß an einer Seite des Tisches in einem Lehnstuhl, und neben ihr, auf dem Sofa, saß der nette, noch ganz junge Kalganoff; sie hatte seine Hand erfaßt und lachte, wie es schien. Kalganoff aber, der sie gar nicht ansah, sprach laut und fast ärgerlich zu Marimoff, der Gruschenka am Tisch gegenüber saß. Marimoff wiederum lachte herzlich. Auf dem Sofa saß außerdem noch e r und neben ihm, auf einem Stuhl, mehr an der Wand, ein anderer Unbekannter. Jener auf dem Sofa saß in auffallend ungenierter Pose und rauchte eine Pfeife; es schien Mitjá, daß es ein untersetztes Männchen von nicht hohem Wuchse war, der ein breites Gesicht hatte und sich über irgend etwas ärgerte — mehr konnten seine flimmernden Augen nicht unterscheiden. Sein Freund jedoch, der andere Unbekannte, schien von ungewöhnlich hohem Wuchs zu sein. Das war alles, was er sah. Er rang nach Atem. Er hatte

noch keine ganze Minute gestanden, als er seinen Pistolenkasten auf die Kommode stellte und sich zu der Gesellschaft ins blaue Zimmer begab — eiskalt am ganzen Körper und fast besinnungslos.

„Ach!" rief Gruschenka erschrocken aus; sie war die erste, die ihn bemerkte.

VII.

Der Erste und Unbestrittene

Mitjá trat mit seinen großen, strammen Offiziersschritten sofort bis dicht an den Tisch heran.

„Meine Herren," begann er laut, doch hielt er beinahe bei jedem Worte inne, „ich . . . ich — oh nichts! Fürchten Sie nichts!" rief er, sich plötzlich zu Gruschenka wendend, die sich im Lehnstuhl ängstlich zu Kalganoff bog, dessen Hand sie krampfhaft umklammerte. „Ich . . . ich bin gleichfalls . . . auf der Durchreise. Ich bleibe nur bis zum Morgen. Meine Herren, gestatten Sie einem vorüberfahrenden Reisenden . . . mit Ihnen die Zeit bis zum . . . Morgen zu verbringen? Nur bis zum Morgen, zum letztenmal in diesem Zimmer mit Ihnen zusammen?"

Die letzten Worte sprach er zum wohlbeleibten Männlein mit der Pfeife gewandt. Dieser setzte würdig seine Pfeife ab und sagte streng:

„Pane,*) wir sein hier privatim. Hier befienden sich aber noch merrere ander Ziemer . . ."

„Ach, das sind Sie, Dmitrij Fedorowitsch, das ist

*) Polnisch: „mein Herr". E. K. R.

ja herrlich!" rief plötzlich Kalganoff dazwiſchen. „So ſetzen Sie ſich doch her zu uns, guten Tag!"

„Guten Abend, teurer Menſch . . . Sie ſind unſchätzbar! Ich habe Sie immer gern gehabt . . ." erwiderte Mitjá freudig und ſtreckte ihm ſofort die Hand entgegen.

„Au, wie ſtark Sie drücken! Sie haben mir beinahe alle Finger zerbrochen," ſagte Kalganoff lachend.

„So drückt er einem immer die Hand," griff fröhlich, doch noch mit etwas ſchüchternem Lächeln Gruſchenka auf. Sie hatte ſich, wie es ſchien, inzwiſchen überzeugt, daß Mitjá nicht Händel ſuchte, und blickte ihn mit großer Teilnahme, wenn auch immer noch mit einer gewiſſen Unruhe, aufmerkſam an. Es fiel ihr etwas Neues an ihm auf, das ſie noch nie bemerkt hatte, und das ſie jetzt geradezu ängſtigte — hätte ſie doch auch nie von ihm erwartet, daß er in einem ſolchen Augenblick ſo hereintreten und ſo ſprechen werde.

„Guten Abend," ſagte beſcheiden und ſüßlich von links her der Gutsbeſitzer Maximoff. Mitjá wandte ſich ſofort eilig zu ihm.

„Ach, ich hatte ganz vergeſſen, daß auch Sie hier ſind, verzeihen Sie!" Er ſchüttelte ihm die Hand. „Es freut mich ſehr, daß Sie gleichfalls hier ſind. — Meine Herren, ich . . ." (Er wandte ſich von neuem zu dem Pan mit der Pfeife, da er ihn für die Hauptperſon hielt) „Ich bin hergeeilt . . . Ich wollte den letzten Tag und die letzte Stunde hier in dieſem Zimmer verbringen, in dieſem Zimmer . . . wo ich ſchon einmal meine Göttin angebetet habe! Verzeihung, Pane!" rief er erregt, als wüßte er ſelbſt kaum, was er ſagte. „Ich

bin hergeeilt und habe mir geſchworen . . . oh, fürchten Sie nichts, es iſt meine letzte Nacht! Trinken wir, Pane, zum Friedensſchluß! Der Wein wird ſofort gebracht . . . Hier, damit bin ich gekommen." — Er zog plötzlich ſein ganzes Geld hervor. — „Erlauben Sie, Pane! Ich will Muſik, Fröhlichkeit, Lachen haben, alles wie früher . . . Aber der Wurm, der unnütze Wurm wird über die Erde kriechen und verſchwinden und vergehen! Meines Freudentages will ich in meiner letzten Nacht gedenken! . . ."

Er glaubte zu erſticken. Ach, vieles, vieles wollte er ſagen, doch es kamen faſt nur abgeriſſene, ſonderbare Ausrufe aus ihm heraus. Der Pan blickte unbeweglich ihn, ſeinen Packen Kaſſenſcheine, Gruſchenka, und nochmals ihn an und war erſichtlich vor den Kopf geſtoßen.

„Wenn erlaubt meine Kruléwa . , ." begann er, doch Gruſchenka unterbrach ihn ſofort.

„Was iſt das: Kruléwa? Soll das etwa Königin bedeuten? Wie lächerlich ſich doch dieſe Leute mit ihrem Sprechen machen! Setz dich, Mitjá, wovon redeſt du, was wollteſt du ſagen? Bitte, ſchrecke mich nicht. Du wirſt mich doch nicht ängſtigen? Wenn du es nicht tuſt, werde ich mich ſehr darüber freuen, daß du gekommen biſt . . ."

„Ich, ich ſchrecken?" rief Mitjá plötzlich laut, ſeine Hände erhebend. „— Oh, geht vorüber, geht, ich trete aus dem Wege, ich werde nicht dazwiſchen treten! . . ." Und plötzlich fiel er, ganz unerwartet für alle, und am unerwartetſten natürlich für ſich ſelbſt, auf einen Stuhl nieder und brach in Schluchzen aus . . . Er kehrte ſich ab zur anderen Wand und umklammerte mit den Armen die

Stuhllehne ſo feſt, als wenn er ſie krampfhaft an ſein Herz preſſen wollte.

„Da haben wir's, da haben wir's, wie du wirklich biſt!“ ſagte Gruſchenka vorwurfsvoll. „Ganz ſo kam er auch einmal zu mir: fängt plötzlich an zu ſprechen, ich aber verſtehe nichts. Und einmal begann er ebenſo zu ſchluchzen, und jetzt hier zum zweitenmal — ſolch eine Schande! Warum weinſt du denn? Das fehlte noch, deswegen zu weinen! Es iſt doch wahrlich kein Grund dazu vorhanden!“ fügte ſie plötzlich rätſelhaft hinzu, mit einer gewiſſen Gereiztheit jedes Wort betonend.

„Ich . . . ich weine nicht . . . Nun, freuen wir uns!“ Im Augenblick hatte er ſich auf dem Stuhl umgedreht und lachte auch ſchon: es war aber nicht ſein gewöhnliches kurzes Lachen, ſondern ein ganz eigentümlich unhörbares, langes, krampfhaftes und erſchütterndes Lachenwollen.

„Nun, nun, ſchſch! — lach nicht ſo . . . Aber ſei fröhlich, nun, ſei doch fröhlich!“ beredete ihn Gruſchenka. „Ich bin ſehr froh darüber, daß du gekommen biſt, Mitjá, hörſt du, daß ich mich ſehr darüber freue? Ich will, daß er hier bei uns bleibt,“ ſagte ſie befehleriſch ſcheinbar zu allen, doch galten ihre Worte eigentlich nur dem Pan auf dem Sofa. „Ich will es, ich will es! Wenn er fortgeht, ſo gehe auch ich fort, ganz einfach!“ fügte ſie mit plötzlich glühendem Blick hinzu.

„Was wollen meine Kruléwa, is Geſetz,“ ſagte der Pan und küßte ihr galant die Hand. „Ich biete die Pan zu ſein von unſer Kompagnie!“ ſagte er liebenswürdig zu Mitjá. Mitjá ſprang ſofort wieder

auf, offenbar mit der Abſicht, nochmals eine Rede zu halten, aber es kam etwas anderes über ſeine Lippen.

„Trinken wir, Pane!“ ſtieß er nur kurz hervor. Alle brachen darüber in Lachen aus.

„Gott! Und ich glaubte ſchon, daß er wieder reden will!“ rief Gruſchenka nervös aus. „Hörſt du, Mitjá, daß du nicht mehr ſo aufſpringſt! . . . Daß du Champagner mitgebracht haſt, iſt großartig. Ich werde mittrinken, Liköre kann ich nicht ausſtehen. Das beſte aber iſt doch, daß du ſelbſt gekommen biſt, es war hier ſterbenslangweilig . . . Oder biſt du gekommen, um hier wieder, wie damals, durchzugehen? Aber ſo ſteck doch das Geld ein! Wo haſt du ſo viel Geld hergenommen?“

Mitjá ſchob die Geldſcheine, die er immer noch in der Fauſt gehalten hatte, und die von allen, beſonders von den Polen, bemerkt worden waren, haſtig und verwirrt in die Taſche. Er errötete. Da brachte der Wirt den Champagner herein. Mitjá ergriff die Flaſche, war aber ſo zerſtreut, daß er nicht wußte, was er mit ihr anfangen ſollte. Kalganoff nahm ſie ihm lachend ab und ſchenkte an ſeiner Stelle ein.

„Noch, noch eine Flaſche!“ rief Mitjá dem Wirt zu, ergriff ſein Glas und ſtürzte es hinab, ohne vorher mit dem Pan, den er doch zum Friedenstrunk aufgefordert hatte, anzuſtoßen, oder auf die anderen zu warten. Sein ganzes Geſicht veränderte ſich im Augenblick. Der feierliche, faſt tragiſche Ausdruck, mit dem er eingetreten war, veränderte ſich in einen geradezu kindlichen. Es war, als hätte ſich der ganze Menſch beſänftigt und ergeben. Schüchtern und freu-

dig blickte er alle an, faſt könnte man ſagen, mit dem dankbaren Ausdruck eines ſchuldigen Hundes, den man wieder geſtreichelt und ins Zimmer gelaſſen hat. Er ſchien alles vergeſſen zu haben und betrachtete alle Anweſenden geradezu verzückt mit einem kindlichen Lächeln, das zuweilen von einem kurzen nervöſen Lachen unterbrochen wurde. Gruſchenka konnte er nicht anders als lachend anſehen, und er ſetzte ſich mit ſeinem Stuhl ganz nah zu ihr. Allmählich hatte er ſich auch die beiden Polen genauer angeſehen, doch ohne ſich dabei etwas zu denken. Der Pan auf dem Sofa frappierte ihn durch ſeine ſonderbare Haltung, den polniſchen Akzent und, vor allen Dingen, — durch die Pfeife. „Nun, was iſt denn dabei, es iſt doch ſehr gut ſo, daß er die Pfeife raucht," meinte Mitjá ſchließlich bei ſich. Das etwas aufgedunſene Geſicht des vielleicht ſchon vierzigjährigen Polen mit der auffallend kleinen Naſe, unter der das ſpärliche, gefärbte kohlſchwarze Schnurrbärtchen zu zwei Nadelſpitzen zuſammengedreht war, rief in Mitjá gleichfalls nicht das geringſte Bedenken hervor. Selbſt die jämmerliche Perücke des Pans, die in Sibirien angefertigt war, an den Schläfen mit auffallend albern nach vorn gekämmtem Haar, erregte weiter keinen Verdacht in ihm. „Es muß wohl ſo ſein, wenn man eine Perücke trägt," überlegte er in ſeliger Stimmung. Der andere Pan, der an der Wand ſaß und jünger war als der auf dem Sofa, blickte frech und herausfordernd die ganze Geſellſchaft an und hörte mit ſtummer Verachtung der Unterhaltung zu: doch auch dieſer junge Mann fiel Mitjá nur durch ſeine Länge auf, die ſich allerdings ſehr grotesk neben

der Kürze des älteren Pans ausnahm. „Wenn der ſich erhebt, kann er ſich ja den Schädel an der Decke einſchlagen," zuckte es Mitjá flüchtig durch den Sinn. Ebenſo flüchtig dachte er auch daran, daß der lange Pan, der wahrſcheinlich der Freund und Gehilfe des kleinen Pan auf dem Sofa war, gewiſſermaßen ſein Leibwächter zu ſein ſchien, und daß der Kleine natürlich über den Langen das Kommando führte. Aber auch das ſchien Mitjá wunderſchön, und er hatte nichts dagegen einzuwenden. In dem „geſtreichelten Hunde" war jede Rivalität erſtorben. Von Gruſchenkas rätſelhaften Worten hatte er noch nichts begriffen, ebenſowenig wie er ſich nach der Urſache ihrer ganzen Veränderung gefragt hatte. Er ſagte ſich nur mit langſam, doch, wie er glaubte, laut klopfendem Herzen, daß ſie ihm „verziehen" und ihn zu ſich, ganz dicht an ihren Stuhl, herangewinkt hatte. Er glaubte zu vergehen vor Glück und wollte aufjauchzen, als er ſah, wie ſie das Glas hob und einen kleinen Schluck Champagner ſchlürfte. Das allgemeine Schweigen fiel ihm ganz plötzlich auf, und er blickte gleichſam erwartungsvoll alle Anweſenden an: „Aber warum ſitzen wir denn ſo ſtumm, warum wird nichts geſprochen?" ſchien ſein lächelnder Blick zu fragen.

„Er hat die ganze Zeit gefaſelt, und wir haben hier alle gelacht," ſagte da Kalganoff, auf Marimoff weiſend, als hätte er Mitjás Blick verſtanden.

Mitjá wandte ſeinen Blick ſofort Kalganoff zu und dann ſogleich zur Seite zum Gutsbeſitzer Marimoff.

„Gefaſelt?" fragte er mit ſeinem kurzen, gehackten

Lachen, als wäre er über irgend etwas ſehr erfreut. „Ha — ha!“

„Ja. Stellen Sie ſich vor, er behauptet, daß in den zwanziger Jahren unſere ganze Kavallerie Polinnen geheiratet habe. Das iſt doch der unglaublichſte Unſinn, habe ich nicht recht?“

„Polinnen?“ fragte Mitjá, der bereits in ausgeſprochener Begeiſterung war.

Kalganoff begriff ſehr gut Mitjás Beziehungen zu Gruſchenka, erriet auch ihr Verhältnis zum Pan, aber das Ganze intereſſierte ihn nicht ſonderlich, vielleicht ſogar überhaupt nicht; ihn intereſſierte am meiſten Maximoff. Er war ganz zufällig mit ihm hergekommen und den beiden Polen hier im Gaſthaus zum erſtenmal begegnet. Gruſchenka jedoch kannte er ſchon von früher: er war ſogar einmal mit einem ſeiner Freunde bei ihr geweſen. Damals hatte er ihr nicht gefallen. Hier aber war ſie ſehr nett zu ihm: vor Mitjás Ankunft hatte ſie ihm ſogar den Kopf geſtreichelt, doch hatte er ſich dazu ſehr gleichgültig verhalten. Er war ein noch ganz junger Mann von kaum zwanzig Jahren, ſtets nach der Mode gekleidet, hatte ein nettes, zartes Geſicht und prächtiges, dunkelblondes, dichtes Haar. In dieſem Geſichtchen lagen wundervolle, hellblaue Augen, mit einem klugen, zuweilen ſogar über ſeine Jahre hinaus tiefen Ausdruck, obgleich der junge Mann manches Mal ganz wie ein Kind blicken und reden konnte, was ihn aber, ungeachtet deſſen, daß er es ſelbſt ſehr wohl wußte, nicht im geringſten genierte. Überhaupt war er ſehr eigenartig, ſogar eigenſinnig, wenn auch immer freundlich. Zuweilen

lag in ſeinem Geſichtsausdruck etwas Starres und Hartnäckiges: er blickte einen an, hörte einem zu, ſchien aber dabei ganz mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt zu ſein. Bald wurde er gleichgültig und träge, bald wiederum regte er ſich wegen einer ſcheinbar ganz bedeutungsloſen Sache mehr als nötig auf.

„Denken Sie ſich, ich führe dieſen Menſchen ſchon vier Tage lang mit mir herum," fuhr er fort, die Worte gleichſam aus Trägheit in die Länge ziehend, doch tat er es nicht mit einer unangenehmen Geziertheit, ſondern ganz natürlich, „ . . . ſeit jenem Tage, als wir im Kloſter waren — Sie wiſſen doch noch —, und Ihr Bruder ihn aus dem Wagen hinausſtieß und er zurückflog. Damals intereſſierte er mich gerade durch dieſen Umſtand, und ich nahm ihn aufs Gut mit, aber er lügt die ganze Zeit, ſo daß man ſich wirklich für ihn ſchämen muß. Ich bringe ihn jetzt zurück . . ."

„Pan habben Pani polska*) garr niecht geſenn, err ſackt was garr niecht kann ſein," bemerkte der Pan mit der Pfeife zu Maximoff. Er ſprach das Ruſſiſche ganz gut, wenigſtens viel beſſer, als er ſich anſtellte, ſprach aber die ruſſiſchen Worte, wenn er ſie überhaupt gebrauchte, ſtets mit möglichſt hartem polniſchen Akzent aus.

„Aber . . . ich — ich war doch ſelbſt mit einer polniſchen Pani verheiratet!" verteidigte ſich Maximoff ſtotternd.

„Aber haben Sie denn etwa in der Kavallerie gedient? Sie ſagten es doch von unſerer Kavallerie!

*) Herrin, Frau der beſſeren Stände. E. K. R.

Sind Sie denn je Kavalleriſt geweſen?“ miſchte ſich ſofort Kalganoff ein.

„Ha — ha, natürlich, iſt er denn ein Kavalleriſt?“ fragte lachend Mitjá, der gierig zuhörte und ſeinen fragenden Blick ſofort jedem zuwandte, der zu ſprechen begann, als hätte er Gott weiß was von jedem zu hören erwartet.

„Nein, ſehen Sie mal,“ ſagte Marimoff, ſich zu ihm wendend, „ich — ich rede nicht davon, daß dieſe kleinen Panénki . . . niedlich ſind . . . wenn ſie mit unſeren Ulanen Maſurka tanzen . . . und wenn ſie abgetanzt hat, ſo ſpringt ſie ihm ſofort auf die Knie, wie ein Kätzchen . . . ein weißes . . . und der — der Pan-oijez und die Pani-matka ſehen's und erlauben's . . . jawohl, und erlauben's . . . und der Ulan geht morgen anſprechen . . . jawohl . . . und hält um ihre Hand an, hi — hi!“ Und Marimoff kicherte.

„Pan laidak!“ brummte plötzlich der lange Pan auf dem Stuhl, und ſchlug das eine lange Bein über das andere lag. Mitjá fiel der rieſige Schmierſtiefel mit der dicken und ſchmutzigen Sohle beſonders auf. Überhaupt waren beide Pane recht ſchmierig gekleidet.

„Warum ſoll er denn ein Strolch ſein? Warum ſchimpft er?“ fragte Gruſchenka ſofort ärgerlich.

„Pani Agrippina, Pan hat in Pollen nur geſenn Bauermätchen, niecht vornemme Pani,“ bemerkte der Pan mit der Pfeife zu Gruſchenka.

„Das iſt ſicker!“ meinte der lange Pan verächtlich.

„Das fehlt noch! So laſſen Sie ihn doch ſprechen! Warum ſtören Sie die Menſchen beim Reden? Mit

Ihnen iſt es wenigſtens nicht langweilig," ſagte Gruſchenka biſſig.

„Ick ſtörre niecht, Pani," bemerkte bedeutſam der Pan auf dem Sofa mit einem langen Blick auf Gruſchenka, verſtummte wichtig und begann dann wieder an ſeiner Pfeife zu ſaugen.

„Aber nein, nein, der Pan hat ja ganz recht bemerkt, daß er keine Polinnen kennt!" fiel wieder erregt Kalganoff ein, als hätte es ſich um weiß Gott was für eine wichtige Sache gehandelt. „Er iſt ja überhaupt nicht in Polen geweſen, wie kann er dann über Polen ſprechen? Sie haben doch nicht in Polen geheiratet, nicht wahr?"

„N — nein, im-im Smolenſkſchen Gouvernement. Nur hatte der Ulan ſie ſchon früher von dort mi-mi-mitgebracht, meine Frau, meine zukünftige, mitſamt der Pani-matka und der Tante und noch einer Verwandten mit einem erwachſenen Sohn, da-da-das aber war wirklich aus Polen, aus-aus Polen . . . und er trat ſie mir ab. Das war ein Leutnant, ein-ein ſehr hübſcher junger Mann. Zuerſt hatte er ſie ſelbſt heiraten wollen, aber dann heiratete er ſie doch nicht, denn es hatte ſich inzwiſchen erwieſen, daß ſie lahm war . . ."

„Dann haben Sie eine Lahme geheiratet?" fragte Kalganoff lachend.

„Eine Lahme. Das-das hatten ſie mir beide verheimlicht und mich ſo ein bißchen betrogen. Ich-ich dachte, daß ſie nur hüpfte . . . ſie hüpfte immer und ich dachte, daß ſie vor lauter Freude . . ."

„Vor Freude darüber, daß Sie ſie heiraten woll-

ten?“ ſchrie faſt vor Lachen Kalganoff mit ſeiner hellen Kinderſtimme.

„Jawohl, vor Freude. Doch da kam es heraus, daß ſie es aus einem-einem ganz anderen Grunde tat. Später, als wir getraut waren, geſtand ſie mir alles gleich nach der Trauung, am-am ſelben Abend, und bat ſehr gefühlvoll um Verzeihung; über eine Pfütze, ſagte ſie, ſei ſie in jungen Jahren geſprungen und habe ſich dabei das Füßchen beſchädigt, hi — hi!“

Kalganoff lachte ſein jubelndes Kinderlachen und ſank vor Lachen ganz zurück an die Lehne des Sofas. Da lachte auch Gruſchenka, durch ſein Lachen angeſteckt. Mitjá ſchien den Gipfel des Glücks erreicht zu haben.

„Wiſſen Sie, wiſſen Sie, jetzt hat er einmal die Wahrheit geſagt!“ rief Kalganoff Mitjá zu. „Und wiſſen Sie, er iſt zweimal verheiratet geweſen, — das war ſeine erſte Frau, ſeine zweite Frau aber hat ihn verlaſſen und lebt auch jetzt noch, wiſſen Sie das ſchon?“

„Iſt's möglich?“ fragte Mitjá erſtaunt und wandte ſich haſtig zu Marimoff. Auf ſeinem Geſicht drückte ſich maßloſe Verwunderung aus.

„Jawohl, ſie verließ mich, ich-ich habe dieſe Unannehmlichkeit gehabt,“ beſtätigte Marimoff beſcheiden. „Mit einem Mßjö. Aber die Hauptſache: ſie hatte ſich vorher mein ganzes Gütchen auf ihren Namen verſchreiben laſſen. Du, ſagte ſie, biſt ein gebildeter Menſch, du wirſt auch ſo dein Brot finden. Und damit ſaß ich denn. Mir ſagte einmal ein ehrenwerter Erzbiſchof: ‚Deine erſte Frau war lahm, deine zweite war aber gar zu leichtfüßig,‘ hihi!“

„Hören Sie doch, hören Sie doch!“ fuhr Kalganoff auf, „wenn er auch lügt — und er lügt viel —, so lügt er doch nur, um andere zu erheitern: das ist doch nicht niedrig, nicht wahr? Wissen Sie, ich liebe ihn zuweilen. Er ist ein niedriger Mensch, aber er ist so natürlich, nicht? Was meinen Sie? Andere sind niedrig aus Berechnung, um daraus irgendeinen Nutzen zu ziehen, er aber tut es ganz aufrichtig, von Herzen, von Natur. Denken Sie sich, so behauptet er zum Beispiel — wir haben uns gestern die ganze Zeit unterwegs darüber gestritten —, er behauptet, Gogol hätte in seinen ‚Toten Seelen‘ über ihn geschrieben. Wissen Sie noch, dort kommt auch ein Gutsbesitzer Marimoff vor, den Nosdreff durchgeprügelt hat, weswegen dieser dann vor Gericht kommt: ‚Wegen persönlicher Beleidigung des Gutsbesitzers Marimoff in betrunkenem Zustande,‘ — nun, Sie wissen doch! Und was glauben Sie wohl, denken Sie sich, er behauptet nun, daß er das gewesen sei, daß man i h n durchgedroschen habe! Nun, sagen Sie doch selbst, ist denn das überhaupt möglich? Tschitschikoff*) fuhr spätestens in den zwanziger Jahren, zu Anfang der zwanziger Jahre umher, so daß die Jahre überhaupt nicht stimmen können. Wie konnte man ihn also damals durchpeitschen! Das ist doch ganz ausgeschlossen, ganz unmöglich! Nicht?“

---

*) Der Held in Gogols „Toten Seelen“, fährt umher und kauft von Gutsbesitzern „verstorbene Leibeigene“, deren Papiere noch nicht eingezogen sind — da das nur einmal alle fünf Jahre geschah —, um die für geringes Geld erstandenen toten Seelen in Petersburg für teures Geld als lebende Seelen zu verkaufen.

E. K. R.

Es war ſchwer zu ſagen, warum ſich Kalganoff ſo aufregte, jedenfalls tat er es aufrichtig. Mitjá teilte ſein Intereſſe von ganzem Herzen.

„Nun, wenn man ihn aber gleichfalls durchgeprügelt hat!“ rief er lachend.

„Nicht gerade, daß ich=ich durchgeprügelt worden wäre, ſondern nur ſo . . .“ verſuchte Marimoff einzuwenden.

„Wieſo nur ſo? Da heißt es doch entweder oder?“

„Ktura godſina, Pane?“ (Wieviel Uhr iſt es?) fragte mit gelangweilter Miene der Pan mit der Pfeife den Pan auf dem Stuhl.

Der zuckte mit den Achſeln; ſie beſaßen beide keine Uhr.

„Was ſoll das wieder heißen?“ fuhr Gruſchenka ſofort auf. „Laſſen Sie doch wenigſtens andere reden! Wenn Sie ſich langweilen, ſo ſollen ſich die anderen wahrſcheinlich mitlangweilen!“ Sie ſchien abſichtlich Streit mit ihnen zu ſuchen.

Es war das erſtemal, daß dies Mitjá flüchtig auffiel. Doch nun antwortete der Pan mit ſichtlicher Gereiztheit:

„Pani, iech habbe niechts geſackt dagegen, keine Wort.“

„Ach, ſchon gut, du aber erzähl weiter,“ rief Gruſchenka Marimoff zu. „Warum ſeid ihr denn alle verſtummt?“

„Hier=hierbei iſt nichts zu erzählen, denn es=es ſind doch nur Dummheiten,“ griff eilfertig Marimoff auf, — ſichtlich ſehr zu erzählen bereit, doch anſtandshalber etwas geziert — „und Gogol hat doch alles nur

allegoriſch gemeint, und ſo ſind auch alle Familiennamen allegoriſch. Noſdreff hieß doch gar nicht Noſdreff, ſondern Noſſoff, und Kuwſchinnikoff iſt ganz unkenntlich, denn er hieß Schkwornjeff. Nur Fenardi hieß tatſächlich Fenardi, bloß war er kein Italiener, ſondern ein Ruſſe, Petroff hieß er, und Mamſell Fenardi war ſehr nett, die Beinchen in Trikot, reizende Beinchen, und das Röckchen war ſo kurz und ganz mit Pailetten benäht, und ſie drehte ſich auf der Fußſpitze, nur dauerte das nicht vier Stunden, ſondern nur vier Minuten . . . und ſie beſtrickte alle . . .“

„Aber weswegen gab es denn die Prügel, warum wurdeſt du denn durchgeprügelt?“ ſchrie ihn lachend Kalganoff an.

„Wegen Piron,“ antwortete Marimoff.

„Wegen Piron? Wer iſt denn das?“ fragte Mitjä in ſeliger Stimmung.

„Das iſt ein bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, Piron. Wir zechten alle, es — es war eine große Geſellſchaft, wir tranken Wein. Zur Jahrmarktszeit. Sie hatten mich dazu eingeladen, und ich begann zuerſt mit Epigrammen: ‚Biſt du es, Boileau? Welch lächerlich Gewand!‘ Boileau aber antwortet, er begebe ſich auf einen Maskenball, das heißt, er geht in eine Badſtube, hi — hi, und da bezogen ſie es auf ſich. Ich aber ſagte ſchnell ein anderes, das allen Gebildeten gut bekannt iſt, ein etwas ſcharfes:

‚Ein Faun bin ich und Du biſt Sappho,
Die Dichterin, die hehre,
Doch fandſt Du leider noch immer nicht,
Den geraden Weg zum Meere.‘

Doch ſie ärgerten ſich darüber noch mehr und fingen an, mich deswegen auf höchſt unanſtändige Weiſe zu ſchimpfen, ich aber wollte es wieder gutmachen und erzählte zu meinem Pech, um meine Aktien zu verbeſſern, eine ſehr gebildete Anekdote von Piron, wie man ihn in die Académie Française nicht hat aufnehmen wollen, und wie er daraufhin für ſeinen Grabſtein ein Epitaphium geſchrieben hat:

‚Ci-gît Piron qui ne fut rien
Pas même un académicien.‘

Und da nahmen ſie mich denn und prügelten mich durch.“

„Aber wofür denn, weswegen?“

„Wegen meiner Bildung. Als ob es wenig Gründe gäbe, warum die Menſchen einen durchprügeln können,“ ſchloß Maximoff beſcheiden und lehrhaft zugleich.

„Ach, genug davon, wie dumm das iſt, ich will nichts mehr davon hören. Ich dachte, es wäre was Luſtiges,“ ſagte plötzlich Gruſchenka mißgeſtimmt. Mitjá erſchrak und hörte ſofort auf zu lachen. Der lange Pan erhob ſich vom Stuhl und begann, die Hände auf dem Rücken, mit der hochmütigen Miene eines Menſchen, der ſich in ſolcher Geſellſchaft langweilt, durch das Zimmer zu ſpazieren, aus einer Ecke in die andere.

„Der ſtampft aber!“ bemerkte Gruſchenka mit einem verächtlichen Blick auf den Langen.

Mitjá wurde unruhig, und zudem bemerkte er noch, daß der Pan auf dem Sofa gerade ihn gereizt anblickte.

„Pane,“ rief Mitjá ihm zu, „trinken wir, Pane! Und auch der andere Pan ſoll trinken: Trinken wir, Panowe!“

Er ſtellte ſchnell drei Gläſer zuſammen und ſchenkte ein.

„Auf Polens Wohl, Panowe, ich trinke aufs Wohl Ihres Polen, meine Herren, auf das Polenland!“ rief Mitjá laut.

„Bardſo mi to milo, Pane“ (das iſt mir ſehr angenehm, mein Herr) „wirr trinken mit Sie,“ ſagte würdevoll und doch wohlgeneigt der Pan auf dem Sofa und nahm ſein Glas.

„Und auch der andere Pan, wie heißt der Kerl? — Heda, helleuchtender Edelmann, nimm dein Glas!“ rief Mitjá, ſich umdrehend.

„Pan Wrublewskij,“ ſagte der Pan auf dem Sofa.

Der Pan Wrublewskij trat, auf ſeinen langen Beinen ſchaukelnd, an den Tiſch und nahm ſtehend das Glas.

„Auf Polen, Panowe, Hurra!“ rief Mitjá mit erhobenem Glaſe.

Alle drei tranken ſie die Gläſer aus. Mitjá ergriff die Flaſche und füllte von neuem die drei Gläſer.

„Jetzt auf Rußlands Wohl, Panowe, und trinken wir Brüderſchaft!“

„Schenk auch uns ein,“ ſagte Gruſchenka, „auf Rußlands Wohl will auch ich trinken.“

„Ich gleichfalls,“ ſagte Kalganoff.

„Und auch ich-ich würde gern . . . auf Rußland, unſer Ruſſéjuſchka, unſer Mütterchen,“ ſagte Marimoff kichernd.

„Alle, alle!“ rief Mitjá begeiſtert. „Heda, Wirt, noch Flaſchen her!“

Es wurden von den ſechs mitgenommenen noch drei hereingebracht. Mitjá ſchenkte ſofort ein.

„Auf Rußlands Wohl, Hurra!“ rief er ſtolz.

Alle tranken, außer den beiden Polen, und Gruſchenka leerte ihr Glas auf einen Zug. Von den Polen jedoch berührte keiner das Glas.

„Was ſoll denn das bedeuten, Panowe?“ ſchrie Mitjá. „Alſo ſo ſeid ihr?“

Da nahm Pan Wrublewskij ſein Glas und ſagte mit lautſchallender Stimme:

„Auf Rußland in den Grenzen von ſiebzehnhundert und zweiundſipzick!“

„Oto bardſo penkne!“ (So iſt es gut!) rief ſofort der andere Pan, und beide leerten ſie ihre Gläſer bis auf den letzten Tropfen.

„Dummes Pack!“ kam es plötzlich überzeugt aus Mitjá heraus.

„Pa — ne!!“ ſchrien ſofort drohend die beiden Polen, wie Hähne auf Mitjá losfahrend. Beſonders brauſte Pan Wrublewskij auf.

„Kann man denn niecht libben ſeine Land?“ ſchrie er drohend.

„Schweigt! Keinen Streit! Daß ihr mir hier keinen Streit beginnt, verſtanden!“ rief Gruſchenka gebieteriſch dazwiſchen, und ſie ſtampfte mit dem Fuß auf.

Ihr Geſicht hatte ſich gerötet, ihre Augen glühten. Das kam von dem ſoeben getrunkenen Glaſe. Mitjá erſchrak maßlos.

„Panowe, Verzeihung! Es war meine Schuld, ich werde nicht mehr . . . Wrublewskij, Pan Wrublewskij, ich werde nicht mehr . . .“

„Aber ſo ſchweig doch du wenigſtens, und ſetz dich endlich!“ fuhr ihn Gruſchenka geärgert und heftig an.

Alle ſetzten ſich, alle verſtummten, alle blickten einander an.

„Meine Herren, ich trage die Schuld an allem!“ begann Mitjá, der von Gruſchenkas Worten nichts verſtanden hatte, von neuem. „Warum nur ſitzen wir ſo? Was könnten wir beginnen . . . damit es wieder luſtig wird, wieder luſtig?“

„Ja, es iſt wahr: es iſt nichts weniger als luſtig,“ meinte Kalganoff träge mit brummig vorgeſchobenen Lippen.

„Wie wäre es, wenn-wenn wir ein Spielchen machten wie vorhin? . . .“ fragte Marimoff kichernd.

„Karten? Famos!“ griff Mitjá ſofort auf. „Wenn nur die Panowe . . .“

„Pusno, Pane!“ ſagte gleichſam widerſtrebend der Pan auf dem Sofa.

„Ja, eetwas pusno,“ meinte auch Pan Wrublewskij.

„Pusno? Was heißt das nun wieder?“ fragte Gruſchenka.

„Das heißen ſpät, Pani, ſpäter Stunde,“ erläuterte der Pan auf dem Sofa.

„Ach! immer iſt Ihnen alles zu ſpät, immer iſt Ihnen nichts recht!“ Gruſchenka war wütend. „Selbſt ſitzen Sie da, wie die verkörperte Langeweile, und da ſollen ſich wohl die anderen Ihnen zur Geſellſchaft gleichfalls langweilen! Bevor du kamſt, Mitjá, ſaßen ſie dort ebenſo langweilig und ſtumpfſinnig und ärgerten ſich über mich . . .“

„Meine Göttin!“ unterbrach ſie der Pan auf dem

Sofa, „was Göttin ſackt, ſoll ſein. Iech ſehen ſerr gutt Ihr Ärger und ſo iech bien traurig. Pane, iech bien fertig," ſagte er darauf bereitwillig zu Mitjá.

„Schön, fang an, Pane," rief Mitjá, der aus ſeiner Taſche das Geld herauszog und zwei Hundertrubelſcheine vor ſich auf den Tiſch legte.

„Ich möchte viel an dich verſpielen, Pan. Nimm die Karten, leg die Bank auf. Du hältſt die Bank!"

„Karten müſſen ſein von Wirt, Pane," ſagte nachdrücklich und ernſt der kleine Pan.

„Das ſein iemer beſte Manier," meinte auch Pan Wrublewskij.

„Vom Wirt? Ah ſo, ich verſtehe, gut, meinetwegen auch vom Wirt. — Ein Spiel Karten, Trifon Boriſſytſch!" rief Mitjá dem Wirt zu.

Trifon Boriſſytſch brachte ein neues Spiel, das noch nicht entſiegelt war, und meldete Mitjá, daß die Mädchen ſich ſchon verſammelt hätten, die Juden mit den Zimbeln gleichfalls bald kommen würden, der Wagen aber aus der Stadt mit den übrigen Sachen noch nicht zu ſehen ſei. Mitjá ſprang ſofort auf und eilte ins andere Zimmer, um dort Anordnungen zu treffen. Es waren aber erſt drei Mädchen gekommen, und auch die Marja war noch nicht erſchienen. Überhaupt wußte er nicht, warum er eigentlich aufgeſtanden und hinausgelaufen war: er befahl nur, die Süßigkeiten aus der Kiſte hervorzuholen und ſie unter die Mädchen zu verteilen.

„Und Andrei Branntwein, eine ganze Flaſche Branntwein dem Andrei," befahl er eilig, „ich habe ihn gekränkt."

Da berührte ihn jemand an der Schulter: es war Marimoff, der ihm nachgelaufen war.

„Geben Sie mir fünf Rubel," bat er flüsternd, „ich würde gern auch ein-ein Spielchen machen, hihi!"

„Famos, vorzüglich! Nehmen Sie zehn, hier!"

Mitjá zog wieder alle Scheine aus der Tasche und suchte zehn Rubel hervor.

„Und wenn du das verlierst, so komm wieder, komm wieder . . ."

„Gut, ich danke," flüsterte Marimoff freudig und lief zurück in den Saal.

Auch Mitjá kehrte sofort zurück und entschuldigte sich, daß er auf sich hatte warten lassen. Die Polen hatten sich schon zurechtgesetzt und entsiegelten das neue Spiel. Sie blickten bereits viel freundlicher drein, fast konnte man sagen, wohlwollend. Der Pan auf dem Sofa hatte eine neue Pfeife angeraucht und schickte sich an, die Karten zu mischen. Auf seinem Gesichte drückte sich sogar eine gewisse Feierlichkeit aus.

„Auf die Plätze, Panowe!" kommandierte Pan Wrublewskij.

„Nein, ich werde nicht mehr spielen," erklärte Kalganoff, „ich habe schon vorhin fünfzig Rubel an sie verspielt."

„Der Pan war unglücklich, der Pan kann sein widder glücklich." bemerkte, halb zu ihm gewandt, der Pan auf dem Sofa.

„Wie hoch spielen wir? à discrétion?" fragte Mitjá eifrig.

„Serr woll, Pane, vielleicht hundert, zweihundert, wieviel Pan will ſetzen.“

„Eine Million!“ rief Mitjá auflachend.

„Pan Hauptmann haben gehert von Pan Podwyſſotzkij?“

„Von welchem Podwyſſotzkij?“

„In Warſchawa wird gehalten Bank à discrétion von wer will. Kommt herein Pan Podwyſſotzkij, ſieht er tauſend Gulden und ſackt: ‚va banque‘. Banquier ſackt zu ihm: ‚Pane Podwyſſotzkij, ſetzen du Gold oder ſetzen du auf Gónor (Ehre)?‘ — ‚Auf Gónor, Pane,‘ ſackt Podwyſſotzkij. — ‚Serr gutt ſo, Pane.‘ — Der Banquier miſchen taille, Podwyſſotzkij nimmt tauſend Gulden. — ‚Wart, Pane,‘ ſackt der Banquier, nimmt Kaſten heraus und gipt ein Millionn, ‚nimm, Pane, das iſt dein Recknung!‘ Bank war Millionn. — ‚Das ick nickt wußte,‘ ſackt Podwyſſotzkij. — ‚Pane Podwyſſotzkij,‘ ſackt Banquier, ‚du haſt ſetzen auf Gónor, und wir ſetzen auf Gónor!‘ — Podwyſſotzkij nahm Millionn.“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte Kalganoff.

„Pane Kalganoff, in addeligger Kompani wird nickt ſo geſprochen.“

„Das glaube ich, daß ein polniſcher Spieler dir ſo eine Million hergeben wird!“ rief Mitjá, aber er beſann ſich ſofort: „Verzeih, Pane, bin ſchuldig, bin ſchuldig, ja, er gibt ſie heraus, ſelbſtverſtändlich gibt er ſie heraus, eine Million, na Gónor, auf polniſche Ehre! Sieh, wie gut ich po polski ſpreche, ha — ha! Hier, ich ſetze zehn Rubel auf den Buben.“

„Und ich ſetze ein Rubelchen aufs Dämchen, auf

das nette kleine Coeur-Dämchen, auf die kleine Panénotschka, hihi!“ kicherte Marimoff, schob seine Karte vor, beugte sich dann plötzlich stark nach vorn und bekreuzte sich heimlich und schnell unter dem Tisch. Mitjá gewann. Auch das „Rubelchen“ gewann.

„Eine Ecke umgebogen!“ rief Mitjá.

„Und ich wieder ein Rubelchen, ein Simplum nach dem anderen, ganz bisselchen,“ murmelte Maximoff, selig über das gewonnene „Rubelchen“.

„Geschlagen!“ rief Mitjá. „Verdoppele auf die Sieben!“

Er verlor wieder.

„Hören Sie auf,“ sagte plötzlich Kalganoff.

„Verdoppele, verdoppele!“ rief Mitjá, doch alles, was er verdoppelnd setzte, verlor er. Die „Rubelchen“ dagegen gewannen.

„Verdoppele!“ rief Mitjá jähzornig.

„Habben zweihundert Rubel verspielt, Pane. Wollen Sie noch zweihundert setzen?“ erkundigte sich der Pan auf dem Sofa.

„Wie, schon zweihundert verspielt? Dann also noch zweihundert! Die ganzen zweihundert als Doublé!“ Und Mitjá zog sein Geld aus der Tasche und warf zwei Hundertrubelscheine auf die Dame, als plötzlich Kalganoff sie mit der Hand bedeckte.

„Genug!“ rief er mit seiner hellen Stimme.

„Was fällt Ihnen ein?“ Mitjá blickte ihn fragend an.

„Genug, ich will es nicht! Sie werden nicht mehr spielen.“

„Warum nicht?“

„Darum nicht. Spucken Sie aus und gehen Sie fort. Ich laſſe es nicht zu!“

Mitjá blickte ihn verwundert an.

„Laß es bleiben, Mitjá, er hat vielleicht ganz recht, und du haſt doch ſchon genug verloren,“ ſagte Gruſchenka, und ein ſonderbarer Ton klang in ihrer Stimme.

Beide Polen erhoben ſich ſofort mit tiefgekränkter Miene.

„Scherzeſt du, Pane?“ fragte der kleine Pan, mit ſtrengem Blick Kalganoff meſſend.

„Wie, Sie waggen ſo was macken?“ ſchrie auch Wrublewskij Kalganoff an.

„Ruhe! Un — ter — ſtehen Sie ſich nicht, zu ſchreien!“ rief Gruſchenka zornig. „Ach ihr krähenden Truthähne!“

Mitjá blickte alle der Reihe nach an: es war etwas im Geſichte Gruſchenkas, das ihn betroffen machte ... Und plötzlich zuckte ihm wie ein Blitz etwas ganz Neues durch den Kopf, — ein ganz abſonderlicher, neuer Gedanke.

„Pani Agrippina!“ begann der Kleine, rot vor Zorn, doch plötzlich trat Mitjá an ihn heran und ſchlug ihm mit der Hand auf die Schulter.

„Hochwohlgeborener, auf zwei Worte.“

„Was Sie wollen, Pane?“

„Dorthin, in jenes Zimmer, in das andere Gemach, will dir zwei Worte ſagen, wirſt mit ihnen zufrieden ſein.“

Der kleine Pan wunderte ſich und blickte etwas ängſtlich zu Mitjá auf. Übrigens war er ſofort einver-

ſtanden damit, nur ſtellte er die eine Bedingung, daß auch Pan Wrublewskij mit ihm käme.

„Ah, der Leibwächter, nicht wahr? Meinetwegen, auch er iſt dabei nötig. Sogar unbedingt!“ rief Mitjá. „und jetzt vorwärts, Panowe!“

„Wohin, wohin wollt ihr?“ fragte Gruſchenka erregt.

„Wir ſind im Augenblick wieder hier,“ antwortete Mitjá.

Eine gewiſſe Kühnheit, ein ganz unerwarteter verwegener Mut leuchtete plötzlich aus ſeinem Geſicht. Nein, das war nicht mehr derſelbe, der vor einer Stunde eingetreten war. Er führte die Polen in das Zimmer rechts, nicht in das große, in dem ſich die Mädchen zum Chor verſammelten und der Tiſch in aller Eile gedeckt wurde, ſondern in das Schlafzimmer, in dem Koffer, Truhen und zwei Betten mit je einem Berg von Kopfkiſſen in Kattunbezügen ſtanden. Hier brannte in der hinteren Ecke auf einem kleinen ungeſtrichenen Tiſch ein einziges Licht. Der kleine Pan und Mitjá ſetzten ſich an dieſem Tiſch einander gegenüber, und der lange Pan Wrublewskij ſetzte ſich neben ſie, die Hände auf dem Rücken. Beide Polen blickten ſtreng, doch mit nicht zu verbergender Neugier drein.

„Mit was ich kann dinnen dem Pan?“ ſtotterte der Kleine.

„Mit folgendem, Pane, ich werde nicht viel ſprechen: Hier haſt du Geld“ — er zog ſeine Hundertrubelſcheine heraus — „willſt du dreitauſend Rubel, ſo nimm ſie und fahre, wohin du willſt.“

Der Pan blickte ihn forſchend mit weit offenen

Augen an, als wäre ſein Blick an Mitjás Geſicht angewachſen.

„Dreitauſend, Pane?“

„Dreitauſend, Panowe, drei! Hör mich, Pane, ich ſehe, daß du ein vernünftiger Menſch biſt. Nimm die Dreitauſend und pack dich zum Teufel und vergiß auch nicht, Wrublewskij mitzunehmen, hörſt du? Aber ſofort, noch in dieſer Minute, und zwar auf ewig, hörſt du, Pane, auf ewig. Durch dieſe Tür dort gehſt du hinaus. Was haſt du — einen Mantel, einen Pelz? Ich werde ihn herbringen. Sofort wird dir eine Troika angeſpannt und dann — do widſenja, Panowe, auf Nimmerwiederſehen. Nun?“

Mitjá zweifelte nicht an der Zuſage. Im Geſicht des Pans zuckte es, als wenn er einen großen Entſchluß gefaßt hätte.

„Und das Geld, Pane?“

„Mit dem Gelde machen wir es ſo: fünfhundert Rubel ſofort bar für die Fahrt und als Handgeld und die zweitauſendfünfhundert morgen in der Stadt — bei meiner Ehre, ich hole ſie, wenn nicht anders, unter der Erde hervor!“ rief Mitjá.

Die Polen tauſchten einen Blick. Der Geſichtsausdruck des Kleinen veränderte ſich zum ſchlimmeren.

„Siebenhundert, ſiebenhundert, nicht fünfhundert, ſofort blank und bar!“ bot Mitjá an, da er die Veränderung bemerkt hatte und etwas Ungünſtiges ahnte. „Was haſt du, Pane? Glaubſt du nicht? Ich kann dir doch nicht ſofort alle Dreitauſend geben. Sonſt gebe ich ſie, und du kehrſt womöglich morgen ſchon zu ihr

zurück . . . Und ich habe augenblicklich auch gar nicht so viel bei mir, sie liegen bei mir zu Haus in der Stadt," stotterte Mitjá angstvoll, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, was er tat, da ihm der Mut mit jedem Worte immer mehr gesunken war. „Bei Gott, sie liegen dort, wohl aufgehoben, in einem Kuvert . . ."

In einer Sekunde veränderte sich das Gesicht des kleinen Pans: ein Ausdruck unbeschreiblicher persönlicher Würde lag plötzlich darauf.

„Wohlen Sie niecht nooch eetwas?" fragte er ironisch. „Pfá! Wirklich pfá!" Und er spuckte zur Seite.

Seinem Beispiel folgte sofort Pan Wrublewskij; er spuckte gleichfalls aus.

„Du spuckst doch nur darum, Pane," sagte Mitjá wie ein Verzweifelter, der einsieht, daß alles verloren ist, „nur darum, weil du von ihr noch mehr zu bekommen hoffst! Schnapphähne seid ihr beide, das sage ich euch!"

„Ich bien beleidickt bies auf letzte Grad!" rief, rot wie ein Krebs, der kleine Pan und ging schnell wie in heftigem Unwillen, und als wolle er nichts mehr hören, hinaus aus dem Zimmer. Ihm folgte, schaukelnd auf den langen Beinen, in hohen Schmierstiefeln Pan Wrublewskij. Nach ihnen verließ, verwirrt und verdutzt, auch Mitjá das Zimmer. Er fürchtete Gruschenka, denn er sagte sich, daß der Kleine wahrscheinlich sofort alles erzählen werde. Und so war es auch. Der Pan trat in den Saal und majestätisch auf Gruschenka zu, vor der er sich theatralisch aufstellte.

„Pani Agrippina, ich bien bis auf letzte Grad be-

leidickt!" begann er, doch Gruſchenka ſchien plötzlich beim erſten polniſchen Wort aus der Haut zu fahren.

„Ruſſiſch, ſprich ruſſiſch, daß du mir kein einziges polniſches Wort mehr zu ſagen wagſt!" ſchrie ſie ihn an. „Du haſt doch früher ruſſiſch geſprochen, wie kannſt du denn das in fünf Jahren verlernt haben!"

Sie wurde bleich vor Zorn.

„Pani Agrippina . . ."

„Ich heiße Agrafena, Gruſchenka! Sprich ruſſiſch, oder ich will kein Wort von dir hören!"

Der Pan keuchte und ſchwitzte vor Gönor und fuhr radebrechend und aufgeblaſen in ruſſiſcher Sprache fort:

„Pani Agrafena, iech gekomen bien zu vergeſſen Altes und es zu verzeihen, zu vergeſſen, was is geweſen von früher . . ."

„Was zu vergeſſen? Was zu verzeihen? Mir zu verzeihen biſt du hergekommen?" unterbrach ihn Gruſchenka aufſpringend.

„Wie geſagt, Pani, ich bien niecht kleinmütig, ich bien großmütig. Abber ich warr in Erſtaunen, zu ſehen deine Liebhabber. Pan Mitjá hat mir gegebben in ander Ziehmer Dreitauſend, daß ich ſoll gehen weg, ich abber habb geſpuckt in Pan ſein Phyſiognomie!"

„Was? Er hat dir für mich Geld gegeben?" ſchrie Gruſchenka krankhaft auf. „Iſt das wahr, Mitjá? Wie haſt du es gewagt? Bin ich denn käuflich?"

„Pane," ſchrie Mitjá den Kleinen an, „ſie iſt rein und iſt mir heilig, und niemals bin ich ihr Liebhaber geweſen! Das haſt du gelogen . . ."

„Unterſtehe dich nicht, mich vor ihm zu ver-

teidigen!“ rief Gruſchenka außer ſich. „Nicht aus Tugend bin ich ehrlich geweſen, und nicht etwa, weil ich Kuſjma Sſamſſonoff fürchtete, nein, um vor ihm ſtolz ſein zu können, um das Recht zu haben, ihn Schuft zu nennen, wenn ich ihn wiederſehe! Iſt es möglich, daß er von dir nicht das Geld angenommen hat?“

„Er nahm es ja, nahm es doch!“ rief Mitjá auflachend. „Nur wollte er ſofort alle Dreitauſend haben, und ich bot ihm nur Siebenhundert als Handgeld an.“

„Aha, natürlich: er hat gehört, daß ich jetzt Geld habe, und ſo iſt er denn zur Trauung gekommen!“

„Pani Agrippina,“ ſchrie der Pan, „ich bien Ritter, bien Edelmann, kein Laidack! Ich bien gekomen um dich heiraten, ſehe abber neue Pani, niecht alte von früher, ſondern eine, was is eigenſinig und ſchamlos!“

„So pack dich fort, dahin, woher du gekommen biſt! Ich werde ſofort befehlen, daß man dich hinauswirft und dann fliegſt du!“ keuchte Gruſchenka beſinnungslos. „Ach, dumm, dumm war ich, fünf Jahre mich deswegen zu quälen! Ach, nicht ſeinetwegen, nicht ſeinetwegen, nur aus Wut auf mich, habe ich mich gemartert! Und das iſt ja gar nicht er! Sah er denn ſo aus? Das iſt ja ſein Vater, oder weiß Gott wer! Wo haſt du denn dieſe Perücke beſtellt? Jener war ein Falke, du aber biſt wie ein alter Enterich . . . jener lachte und ſang mir Lieder vor . . . Und ich, ich! — fünf Jahre lang habe ich geweint, ich dummes, niedriges, ehrloſes Geſchöpf, oh! . . .“

Sie ſank auf ihren Lehnſtuhl zurück und vergrub das Geſicht in den Händen.

Da ertönte plötzlich im Nebenzimmer links der Chorgesang der endlich versammelten Dorfmädchen — es war ein lustiges Tanzlied.

„Das ist aber ein Sodom!“ brüllte plötzlich Pan Wrublewskij ziemlich akzentfrei. „Wirt, schmeiß die Unverschämten hinaus!“

„Was hast du hier zu schreien? Willst du wohl das Maul halten!“ wandte sich der Wirt mit ganz unerklärlicher Unhöflichkeit an Wrublewskij.

„Rindvieh!“ brüllte der ihn an.

„Rindvieh? Darf ich fragen, mit was für Karten du gespielt hast? Ich gab dir mein neues Spiel, du aber hast es versteckt! Mit falschen Karten spielst du! Und für falsche Karten kann ich dich jederzeit nach Sibirien transportieren lassen, weißt du das auch, denn das ist ebensogut wie falsches Papiergeld . . .“

Und zum Sofa tretend, schob er die Hand zwischen die Lehne und das Polster und zog von dort ein neues Spiel Karten hervor.

„Das sind meine Karten, sehen Sie, meine Herrschaften, ganz neu, noch unentsiegelt!“ Er erhob die Hand, so daß alle das Kartenpaket sehen konnten. „Ich hab doch von der Tür aus gesehen, wie er meine Karten dorthin stopfte und seine Karten dafür herausnahm. Ein Spitzbube bist du, aber kein Pan!“

„Und ich habe gesehen, wie der andere Pan zweimal eine falsche Karte aufschlug!“ rief Kalganoff dazwischen.

„Diese Schande, so eine Schmach!“ stieß Gruschenka, vor Scham errötend, hervor. „Gott, so einer!“

„Und ich ahnte es!“ rief Mitjá.

Doch kaum hatte er es ausgerufen, als Pan Wrublewskij wütend und verwirrt ſich zu Gruſchenka wandte, und mit der Fauſt drohend, ſie anſchrie:

„Dirne!“

Noch aber war ſein Schimpfwort nicht verhallt, als Mitjá ihn ſchon mit beiden Armen ergriffen und aufgehoben hatte und ihn im Augenblick hinaustrug, in dasſelbe Zimmer, in dem ſie vorher geſprochen hatten.

„Ich habe ihn auf den Fußboden hingelegt!“ rief er, ſofort wieder eintretend, von der Tür aus, noch atemlos von der Aufregung. „Die Kanaille läßt es ſich noch einfallen, zu ſchlagen . . . aber keine Bange, der kommt von dort nicht wieder! . . .“ Er ſchloß den einen Türflügel und rief, den anderen Türflügel noch weit offen haltend, dem kleinen Pan zu:

„Hochwohlgeborener, iſt es nicht gefällig, gleichfalls hier einzutreten? Pſcheprôſcham! Wirr bitten untertänickſt!“

„Väterchen Dmitrij Fedorowitſch,“ rief klagend Trifon Boriſſytſch, „ſo nehmt ihnen doch Euer Geld ab, was Ihr verloren habt! Das iſt doch ebenſogut wie von Euch geſtohlen!“

„Nein, ich will ihnen meine fünfzig Rubel nicht wieder abnehmen,“ ſagte Kalganoff.

„Und auch ich will meine Zweihundert nicht wiedernehmen,“ rief Mitjá, „werde es auf keinen Fall tun, mag er ſie zum Troſt behalten.“

„Ja, ja, ſo iſt es recht, Mitjá, ein feiner Kerl biſt du!“ rief Gruſchenka ſofort, — ein merklich ſchadenfroher Ton klang in ihrem Beifallsruf.

Der kleine Pan begab ſich, puterrot vor Wut, doch ohne ein Atom von ſeiner Würde zu verlieren, bereits zur Tür, als er plötzlich ſtehen blieb und ſich zu Gruſchenka zurückwandte:

„Pani," ſagte er, „wenn du wohlen komen miet miech, kom, wen niecht — lebb woll!"

Und wichtig, fauchend vor Wut und Aufgeblaſenheit, trat er durch die Tür. Das war ein Mann von Charakter. Trotz allem, was geſchehen war, hatte er doch noch nicht die Hoffnung verloren, daß ſie mit ihm gehen werde, — ſo hoch ſchätzte er ſich ſelbſt. Mitjá aber ſchlug krachend die Tür hinter ihm zu.

„Schließen Sie ſie ein," ſagte Kalganoff.

Doch da kreiſchte ſchon das Schloß: Die Pane hatten ſich von innen eingeſchloſſen.

„Herrlich!" rief boshaft und unbarmherzig Gruſchenka. „Herrlich! Dorthin gehören ſie!"

VIII.

Rauſch

Es begann eine Orgie, ein Feſt über die ganze Erde hinweg! Gruſchenka war die erſte, die nach Wein rief: „Trinken will ich, betrunken will ich ſein, oh, ganz betrunken, ſo wie damals, weißt du noch, Mitjá, weißt du, als wir uns hier anfreundeten!" Mitjá ſelbſt war wie im Fieber, und er „ahnte ſein Glück". Übrigens wurde er von Gruſchenka immer wieder fortgeſchickt: „Geh, ſei luſtig, ſag ihnen, daß ſie tanzen ſollen, damit ſich alle freuen, auch Hund und Katze, wie im Volkslied, alles, alles, wie damals, wie damals!"

Und Mitjá ſtürzte fort, um alles ſo anzuordnen, wie ſie wollte. Der Chor hatte ſich im Nebenzimmer verſammelt, denn das blaue Zimmer, in dem man ſaß, war zu klein dazu, da es durch einen Kattunvorhang in zwei Hälften geteilt war. In der zweiten Hälfte ſtand ein rieſengroßes Bett mit weichen Daunenkiſſen und einem ganzen Berg von Kopfkiſſen in Kattunbezügen. Solche Betten gab es in jedem der vier Gaſtzimmer. Gruſchenka ſetzte ſich an die Tür, wohin Mitjá ihren Lehnſtuhl für ſie gebracht hatte: ſo hatte ſie auch „damals“ geſeſſen und dem Tanz zugeſehen. Von den Mädchen waren wieder dieſelben gekommen; keine einzige fehlte. Die jüdiſchen Muſikanten waren mit Geigen, Zithern und Zimbeln gleichfalls angelangt, und ſchließlich kam auch die erwartete Fuhre mit den übrigen Vorräten und Weinen an. Mitjá war ſehr in Anſpruch genommen. Im vorderen Zimmer hatten ſich noch andere Zuſchauer verſammelt, Weiber und Männer, die ſich, als die Mädchen zum Chorgeſang aufgetrieben worden waren, gleichfalls erhoben hatten, da ſie ſich wieder einmal eine ähnlich märchenhafte Bewirtung, wie ſie ihnen vor einem Monat zuteil geworden war, verſprachen. Mitjá begrüßte und umarmte die Bekannten, erinnerte ſich der Geſichter, entkorkte Flaſchen und ſchenkte allen ein, die ſich ihm näherten. Der Champagner ſchmeckte eigentlich nur den Mädchen gut, die Männer zogen ihm Rum und Kognak vor, und beſonders heißen Punſch. Auf Mitjás Befehl wurde für alle Mädchen Schokolade gekocht; drei Samoware kochten die ganze Nacht Waſſer für Tee und Punſch, damit alle ſich bewirten konnten. Mit

einem Wort, es begann etwas ungeheuer Sinnloſes, doch Mitjá ſchien gerade in ſeinem Elemente zu ſein, und je ſinnloſer alles wurde, deſto mehr belebte ſich ſein ganzes Weſen. Hätte ihn jemand von den Bauern um Geld gebeten, ſo würde er ſofort ſeine ganze Barſchaft hervorgezogen und nach links und rechts, ohne zu bedenken, die Geldſcheine hingegeben haben. Das war denn auch wahrſcheinlich der Grund, warum Triſon Boriſſytſch, der, wie es ſchien, bereits jeden Gedanken an Schlaf in dieſer Nacht aufgegeben hatte, Mitjá auf keinen Augenblick verließ, ſich immer in ſeiner Nähe zu ſchaffen machte, und ſo auf ſeine Art Mitjás Intereſſen bewachte. Er hatte nur ein einziges Glas Punſch getrunken, war alſo noch vollſtändig nüchtern, und ſo trat er denn, wenn er es für nötig fand, an Mitjá heran und beredete ihn, hielt ihn auf, ließ es nicht zu, daß er den Bauern „wie damals" Zigarren und Rheinwein gab, und — um Gottes willen! — erſt recht kein Geld, und war ſehr ungehalten darüber, daß dieſe Dorfmädchen Liköre tranken und teure Süßigkeiten aßen. „Das iſt doch nichts als die reine Verlauſtheit, Dmitrij Fedorowitſch," ſagte er unwillig. „Ich werde jeder von ihnen Fußtritte geben, und befehlen, ſich das noch zur Ehre anzurechnen, — derart iſt das Pack!" Mitjá erinnerte ihn noch einmal an Andrei und befahl, ihm Punſch zu geben. „Ich habe ihn vorhin gekränkt," wiederholte er mit weicher und gerührter Stimme. Kalganoff wollte zuerſt von Wein nichts wiſſen, und auch der Geſang gefiel ihm anfangs nicht, doch als er noch zwei Glas Champagner getrunken hatte, wurde auch er ungewöhnlich munter

und guter Laune, ſchritt im Zimmer auf und ab, lachte, lobte alles und jedes, die Lieder ſowohl wie die jüdiſche Muſikkapelle. Marimoff, der ſelig und betrunken war, verließ ihn nicht auf einen Schritt. Gruſchenka, die gleichfalls ſchon einen kleinen Rauſch hatte, machte Mitjá auf Kalganoff aufmerkſam: „Wie reizend er iſt, was für ein prächtiger Junge!“ Und Mitjá trat ſofort entzückt zu Kalganoff und küßte ſein junges Knabengeſicht und küßte darauf auch noch ſeinen treuen Begleiter Marimoff. Oh, er ahnte vieles: zwar hatte ſie ihm noch nichts geſagt, was zu Hoffnungen berechtigte, und augenſcheinlich bezwang ſie ſich ſogar abſichtlich, um ihm noch nichts zu ſagen; nur hin und wieder fing er ihren ſpähenden und heißen Blick auf. Schließlich erfaßte ſie plötzlich feſt ſeine Hand und zog ihn zu ſich nieder. Das war, als ſie im Lehnſtuhl an der Tür ſaß.

„Wie konnteſt du nur ſo eintreten, als du vorhin ankamſt, ſag? Wie konnteſt du ſo eintreten! . . . Ich erſchrak ſo maßlos. Wie konnteſt du mich ihm nur abtreten? Sag, wollteſt du das wirklich?“

„Ich wollte deinem Glück nicht im Wege ſein,“ ſagte Mitjá ſelig. Sie wußte es auch, ohne daß er es ihr ſagte.

„Nun geh . . . ſei luſtig.“ Damit ſchickte ſie ihn wieder fort. „So ſei doch nicht traurig, ich werde dich wieder rufen.“

Und er ging abermals fort, ſie aber hörte von neuem dem Geſang zu, doch ihr Blick folgte ihm unverwandt, wo er auch war oder ging, und nach einer Viertelſtunde rief ſie ihn wieder zu ſich, und wieder eilte er ſelig zu ihr hin.

„So, ſetz dich jetzt her zu mir, erzähl mir, wie du geſtern erfahren haſt, daß ich hierhergefahren war. Von wem erfuhrſt du es ganz zuerſt?“

Und Mitjá erzählte alles, erzählte zuſammenhanglos, zerſtreut, erregt und ſehr eigentümlich, verſtummte mehrmals ganz plötzlich und zog finſter die Brauen zuſammen.

„Was haſt du, warum runzelſt du die Stirn?“ fragte ſie.

„Nichts . . . ich habe dort einen Kranken zurückgelaſſen. Wenn er wieder geſund wird, wenn ich wüßte, daß er geſund wird, oh, zehn Jahre meines Lebens würde ich dafür geben!“

„Nun, Gott mit ihm, wenn er krank iſt. Und du wollteſt dich wirklich morgen erſchießen, du dummer Junge, und warum nur? Weißt du, gerade ſolche Unbeſonnene, wie du, liebe ich,“ flüſterte ſie mit etwas ſchwerer Zunge. „So würdeſt du für mich alles tun? Sag? Und wollteſt du dich, kleiner Dummkopf, tatſächlich deswegen erſchießen? Nein, weißt du, wart damit noch ein wenig, morgen werde ich dir vielleicht etwas Schönes ſagen . . . nicht heute, nein, morgen. Du aber würdeſt es wohl gern ſchon heute hören? Nein, heute will ich nicht . . . Nun geh, geh jetzt, freue dich.“

Einmal aber rief ſie ihn ganz erſchrocken und beſorgt zu ſich.

„Was haſt du? Ich ſehe es, daß dich etwas bedrückt. Nein, leugne nicht, ich ſehe es, ich kenne dich,“ ſagte ſie und blickte ihn aufmerkſam mit unbeweglich offenen Augen an. „Du küßt dort wohl die Bauern

ab und lachſt, aber ich ſehe trotzdem dieſes Etwas. Nein, amüſiere dich lieber, denn ich freue mich, und ſo ſollſt du dich gleichfalls freuen . . . Einen von denen, die hier ſind, habe ich lieb, rat mal, wer das iſt? . . . Ach, ſieh doch: mein Herzensjunge iſt eingeſchlafen, er hat wohl zu viel getrunken, der Kleine."

Sie meinte Kalganoff. Der war auf dem Sofa mittlerweile eingenickt. Doch war er nicht vom Weine allein eingeſchlafen, ſondern er war traurig geworden, oder, wie er ſich ausdrückte: es war ihm „langweilig" geworden. Die Lieder der Dorfmädchen hatten ihn zum Schluß ſtark herabgeſtimmt, da ſie, in Zuſammenwirkung mit den genoſſenen Getränken, in ein für ihn gar zu Zügelloſes und Unzüchtiges ausarteten. Und nicht minder die Tänze: zwei von den Mädels hatten ſich als Bären verkleidet, und Stepanida, ein anderes Mädel, ging mit einem Stock voran und ſpielte den Bärenführer, der die beiden „zeigte". „Munterer, Marja," rief ſie, „oder ſonſt kriegſt du Prügel, hier, mit dieſem Stock!" Schließlich purzelten die Bären irgendwie in ganz beſonders unanſtändiger Weiſe zu Boden, was lautes Gelächter des verſammelten, dichtgedrängten Publikums von Männern und Weibern hervorrief. — „Nun, nun, laßt ſie doch, laßt ſie doch ſich amüſieren," hatte Gruſchenka mit ſeligem Geſichtsausdruck geſagt, „haben ſie auch einmal eine Gelegenheit, ſich zu freuen, warum ſollen ſie es denn nicht tun? Nein, laßt ſie, laßt ſie, laßt ſie ſich ihres Lebens freuen." Kalganoff aber hatte dreingeſchaut, als hätte er ſich mit irgend etwas beſchmutzt. „Nichts als eine Schweinerei, dieſe ganzen Volksgeſchichten,"

hatte er gemeint und ſich zum Sofa zurückgezogen. „Das ſollen ihre Frühlingsſpiele ſein, wenn ſie die Sonne die ganze Nacht über hüten!“ Beſonders mißfallen hatte ihm ein Liedchen mit einer munteren Tanzweiſe, das davon erzählte, wie der Herr ausfährt und die Mädchen „probiert“:

Der Herr fuhr aus, die Mädchen zu erproben,
Ob ſie lieben oder nicht?

Doch den Mädchen ſcheint es, daß man den Herrn nicht lieben könne, es hieß:

Der Herr, der wird mich ſchlagen,
Und ich kann mich dann plagen.

Darauf fährt der Zigeuner aus, doch auch ihn konnte man nicht lieben, denn:

Ach, der liebt nicht mich,
Der liebt ja nur das Stehlen,
Und ich kann mich dann grämen.

Und ſo fuhren viele vorüber, ſelbſt ein Soldat; doch der wurde mit Verachtung zurückgewieſen:

Der wird nur den Ranzen tragen
und ich . . .

Hier folgte ein gar zu derber Vers, der aber vollkommen offenherzig vorgeſungen wurde und beim angeheiterten Publikum geradezu Furore machte. Schließlich endete es mit dem Kaufmann:

Da fuhr denn auch der Kaufmann aus
Die Mädchen zu probieren,
Ob ſie lieben oder nicht?

Und da zeigte es ſich, daß man ihn ſogar ſehr liebte, denn:

Der Kaufmann wird hübſch Handel treiben,
Und ich kann dann die Herrin bleiben.

Kalganoff war darob ganz böſe geworden:

„Das iſt ja ein vollkommen modernes Lied," hatte er laut und unwillig geſagt, „wer dichtet ihnen denn ſolche Lieder? Es fehlte noch, daß die Eiſenbahnaktionäre und die Juden herumziehen, die Mädchen zu probieren: die würden alle beſiegen." Und faſt gekränkt hatte er geſagt, daß er ſich langweile, und hatte ſich auf das Sofa geſetzt, wo er dann eingeſchlafen war. Sein reizendes Geſicht war etwas bleich geworden, und der Kopf war an das Kiſſen der Sofalehne zurückgeſunken.

„Sieh doch, wie reizend er iſt," ſagte Gruſchenka, als ſie Mitjá zu ihm geführt hatte. „Ich habe ihm vorhin das Köpfchen geſtreichelt. Wie Flachs iſt ſein Haar, und ſo dicht . . ."

Sie beugte ſich gerührt über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Kalganoff ſchlug ſofort die Augen auf und blickte ſie an, erhob ſich und fragte mit der beſorgteſten Miene: „Wo iſt Marimoff?"

„Hör doch, was ſeine erſte Sorge iſt!" ſagte Gruſchenka lachend. „So ſitz doch ein Weilchen mit mir. Mitjá, ſuch ihm ſeinen Marimoff auf."

Da zeigte ſich, daß Marimoff jetzt die Mädchen auf keinen Augenblick mehr verließ, nur hin und wieder lief er zum Tiſch, um ein Gläschen Likör zu trinken, und Schokolade hatte er ſchon taſſenweiſe getrunken. Sein Geſicht war rot, die Naſe blaurot, und die Augen

waren feucht geworden und blickten ſüßlich-ſelig drein. Er kam ſofort herbeigelaufen und meldete, daß er ſogleich nach einem „beſonderen Motivchen" die Sabotière tanzen werde.

„Man hat mich doch, als ich-ich noch klein war, in dieſen franzöſiſchen Tänzchen unterrichtet . . ."

„Nun geh, geh mit ihm, Mitjá, ich werde von hier aus zuſehen, wie er dort tanzt."

„Nein, auch ich, auch ich will ihn tanzen ſehen," rief Kalganoff, womit er in der allernaivſten Weiſe Gruſchenkas Einladung, neben ihr zu ſitzen, verſchmähte. Und ſo begaben ſich denn alle hin, um zuzuſehen. Marimoff führte tatſächlich ſeinen Tanz aus, doch außer Mitjá konnte er niemanden ſo recht entzücken. Der ganze Tanz beſtand in Hopſern, wobei die Füße zur Seite geworfen wurden, ſo daß die Stiefelſohlen nach oben kamen, und bei jedem Sprung ſchlug Marimoff mit der flachen Hand auf die Sohle. Kalganoff gefiel der Tanz gar nicht, Mitjá aber umarmte den Tänzer vor Entzücken.

„Bravo, großartig! Nun, biſt du müde, was? Willſt du etwas? Ein Bonbon, wie? Oder willſt du eine Zigarette?"

„Ein Zigarettchen, bitte."

„Willſt du nicht auch trinken?"

„Ich habe hier Likörchen . . . Aber haben Sie nicht noch etwas Schokoladenkonfekt?"

„Auf dem Tiſch iſt doch eine ganze Fuhre, nimm was du willſt, du Taubenſeele!"

„Nein, ich will — will eines mit Vanille . . . etwas Beſonderes für alte Menſchen . . . hi — hi!"

„Nein, mein Freund, ſo etwas Beſonderes gibt es nicht.“

„Hören Sie!“ ſagte plötzlich der Alte, ganz zu Mitjás Ohr gebeugt, „dies eine Mädel, die Marjuſchka, hi — hi! Könnt ich nicht, wenn's-wenn's möglich wäre, ihre Bekanntſchaft machen, dank Ihrer Güte . . .“

„Oho, ſieh mal einer, was dir in den Sinn gekommen iſt! Nein, Freund, du faſelſt . . .“

„Ich-ich tue doch niemandem was Schlechtes,“ flüſterte Marimoff wehmütig.

„Nun gut, gut. Aber Freund, das geht nicht, hier wird nur geſungen und getanzt . . . übrigens — hol's der Teufel! Wart . . . Trink vorläufig, iß, zerſtreue dich. Brauchſt du Geld?“

„Später vielleicht ein bißchen,“ meinte Marimoff ſchmunzelnd.

„Gut, gut . . .“

Mitjá brannte der Kopf. Er ging hinaus in den Flur und trat auf die obere kleine Galerie, die auch auf dem Hof einen Teil des ganzen Gebäudes umgab. Die friſche Luft belebte ihn. Er ſtand in der Dunkelheit an die Wand gelehnt, in einer Ecke, und plötzlich faßte er ſich mit beiden Händen an den Kopf. Seine zerſtreuten Gedanken ſammelten ſich ſchnell, ſeine Empfindungen vereinigten ſich zu einer einzigen Vorſtellung, und alles wurde ihm klar. Eine furchtbare, grauſige Erleuchtung war's! „Wenn ich mich ſchon erſchieße, wann ſoll es denn geſchehen, wenn nicht jetzt?“ zuckte es ihm durch den Kopf. „Einfach den Piſtolenkaſten herbringen und hier, gerade hier in dieſer ſchmutzigen, dunklen Ecke mit allem ein Ende machen.“

Eine ganze Minute lang war er unentſchloſſen. Vorhin, als er hergejagt war, hatte hinter ihm die Schande geſtanden, begangener Diebſtahl und dieſes Blut, oh, dieſes Blut! . . . Doch da war ihm leichter zumut geweſen, oh, viel leichter! Damals hatte er doch mit allem abgeſchloſſen; er hatte ſie verloren, hatte ſie abgetreten, ſie war für ihn verſchwunden, untergegangen, — oh, da war es leichter geweſen, das Todesurteil an ſich zu vollziehen. Wenigſtens war es ihm unbedingt notwendig, ganz unvermeidlich erſchienen, denn wozu dann noch leben, hatte er ſich gefragt? Jetzt aber! War es denn jetzt dasſelbe wie damals? Jetzt war doch ſchon ein Schrecknis, ein Geſpenſt beſeitigt: der „Erſte", ihr Alleinberechtigter, dieſer fatale Menſch war verſchwunden. Das große Schreckgeſpenſt war ſo klein geworden, ſo lächerlich: man hatte es im Nebenzimmer hinter Schloß und Riegel einfach eingeſperrt. Und niemals wird es mehr ängſtigen! Sie ſchämt ſich ſeiner, und in ihren Augen hat er klar geleſen, wen ſie jetzt liebt. Ach, jetzt nur leben, leben! Und da — gerade jetzt nicht leben können! Oh, verflucht! „Gott, erwecke den Toten am Zaun! Gott, mein Gott, laß dieſen furchtbaren Kelch an mir vorübergehen! Haſt Du doch Wunder getan, und an ebenſo großen Sündern wie ich! Aber wie, wenn der Alte lebt? Oh, dann werde ich die Schande der anderen Schmach vernichten, ich werde das geſtohlene Geld zurückerſtatten, alles zurückgeben, aus der Erde hervorkratzen . . . Es wird keine Spur mehr von der Schande übrigbleiben, außer in meinem Herzen, und dort wird ſie bis in alle Ewigkeit brennen! Aber

nein, nein, das ſind ja unmögliche, kleinmütige Träume! Oh, Fluch!“

Und doch war es ihm, als fühlte er einen hellen Hoffnungsſtrahl durch das Dunkel leuchten. Er riß ſich plötzlich los von der Ecke und ſtürzte in die Zimmer zu ihr, wieder zu ihr, ſeiner Königin! „Iſt denn eine Stunde, eine Minute ihrer Liebe nicht das ganze Leben wert, wenn auch in Qualen der Schmach und Schande?“ Dieſe wilde Frage machte ſein Herz klopfen. „Zu ihr, zu ihr allein, ſie ſehen, ſie hören und an nichts denken, alles andere vergeſſen, und wenn auch nur dieſe eine Nacht — eine Stunde, einen Augenblick lang!“ Kurz vor der Tür zum Flur, noch auf der Galerie, ſtieß er mit dem Wirt Trifon Boriſſytſch zuſammen. Der kam ihm finſter und beſorgt vor und ſchien ihn zu ſuchen.

„Was iſt — Boriſſytſch, ſuchſt du mich?“

„Nein, nicht Euch,“ ſagte der Wirt etwas erſchrocken, wie es Mitjá ſchien. „Warum ſollte ich Euch ſuchen? Aber . . . wo wart Ihr denn?“

„Warum biſt du plötzlich ſo mißgeſtimmt? Ärgerſt du dich etwa? Wart, bald kannſt du ſchlafen gehn . . . Wie ſpät iſt es denn eigentlich ſchon?“

„Es wird drei ſein, vielleicht aber auch ſchon vier.“

„Dann machen wir ein Ende damit, dann iſt es genug!“

„Aber ich bitte, es hat doch nichts zu ſagen. Solange es Euch beliebt, Herr . . .“

„Was hat der Kerl?“ fuhr es Mitjá durch den Sinn, und er trat eilig in das Zimmer, in dem die

Mädchen tanzten. Doch Gruſchenka war nicht da. Im blauen Zimmer war ſie gleichfalls nicht zu ſehen; nur Kalganoff allein ſchlummerte auf dem Sofa. Mitjá blickte hinter den Vorhang — dort war ſie. In der Ecke ſaß ſie auf einer Truhe, hatte ſich mit den Armen und dem Kopf auf das daneben ſtehende Bett geſtützt und weinte, war dabei aus allen Kräften bemüht, ihr Schluchzen zu erſticken, damit es niemand höre. Als ſie Mitjá bemerkte, ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen, und als er zu ihr ſtürzte, preßte ſie ſeine Finger wie im Krampf.

„Mitjá, Mitjá, ich habe ihn doch geliebt!“ raunte ſie ihm qualvoll zu, „ſo geliebt, dieſe ganzen fünf Jahre, die ganze, ganze Zeit. Sag, habe ich ihn oder habe ich nur meinen Haß geliebt? Nein, ihn! Ach, ihn! Ich lüge doch, wenn ich ſage, daß ich meinen Haß und nicht ihn geliebt habe! Mitjá, ich war ja damals erſt ſiebzehn Jahre alt, und er war damals ſo freundlich zu mir, ſo luſtig und ſang mir Lieder vor ... Oder ſollte es mir, dem dummen Kinde, damals nur ſo geſchienen haben? ... Jetzt aber, o Gott! — das iſt ja gar nicht er, gar nicht derſelbe! Und auch das Geſicht iſt ein ganz anderes, ich erkannte ihn zuerſt nicht einmal. Als ich mit Timofei herfuhr, dachte ich die ganze Zeit, die ganze Zeit: ‚Wie werde ich ihm entgegentreten, was werde ich ihm ſagen, wie werden wir uns in die Augen blicken können? ...‘ Meine Seele wollte vergehen. Und da komme ich hier an und er — ach, als hätte er mir Spülicht übergegoſſen! Redet wie ein Schulmeiſter, alles ſo pedantiſch, wichtig, aufgeblaſen, empfängt mich ſo unnahbar, daß ich ganz verdutzt war.

Ich wußte kein Wort zu ſagen. Anfangs glaubte ich, daß er ſich vor dieſem anderen, ſeinem langen Polen, ſchämt. Ich ſaß, betrachtete ſie beide und dachte: Warum verſtehe ich denn plötzlich nicht mehr mit ihm zu ſprechen? Weißt du, das hat ſeine Frau aus ihm gemacht, dieſelbe, wegen der er mich damals verließ, und die er dann heiratete . . . Sie, ſie hat ihn dort ſo umgemodelt. Mitjá, dieſe Schande, dieſe Schande ertrage ich nicht! Mitjá, wenn du wüßteſt, wie ich mich ſchäme, Mitjá, für mein ganzes Leben! Verflucht ſeien dieſe ganzen fünf Jahre, verflucht!" Und ſie brach wieder in Tränen aus und ſchluchzte, doch Mitjás Hand ließ ſie nicht mehr los, ſie hielt ſie krampfhaft feſt.

„Mitjá, Liebling, wart, geh nicht fort, ich habe dir etwas zu ſagen," raunte ſie ihm plötzlich, das Geſicht zu ihm erhebend, zu. „Höre, ſage du mir, wen ich liebe? Ich habe hier von allen nur einen lieb. Wer mag nun das wohl ſein? Sieh, das ſollſt du mir ſagen." Auf ihrem von den Tränen geſchwollenen Geſicht erſchien ein Lächeln, und ihre Augen glänzten im Halbdunkel. „Es kam vorhin ein Falke her, und als ich ihn erblickte, da rief mir das Herz zu: ‚Wie dumm du biſt, ſieh, den dort, den allein liebſt du!' — ſo flüſterte mir im Augenblick das Herz zu. Du trateſt ein, und alles erleuchteteſt du, — du! ‚Aber was fürchtet er?' fragte ich mich. Denn du fürchteteſt dich doch, nicht wahr, du konnteſt ja kaum ſprechen. ‚Er kann doch nicht dieſen . . . dieſen fürchten,' dachte ich, — kannſt du dich denn überhaupt vor jemandem fürchten? ‚Nein, m i ch fürchtet er, m i ch, nur mich allein!' dachte ich. So hat dir alſo Fenjá erzählt, wie ich

Aljoſcha durch das Fenſter zugerufen habe, daß ich Mitjenka im ganzen ein Stündchen geliebt hätte und nun fortführe, um einen anderen zu . . . lieben? Mitjá, ach Mitjá, wie konnte ich dummes Geſchöpf glauben, daß ich nach dir noch einen anderen lieben könnte! Verzeihſt du mir, Mitjá? Verzeihſt du mir oder nicht? Liebſt du mich? Liebſt du mich?"

Sie ſprang auf und faßte ihn mit beiden Händen an den Schultern. Mitjá blickte ihr ſtumm vor Entzücken in die leuchtenden Augen, in das Geſicht, auf ihre lächelnden Lippen, und plötzlich riß er ſie in ſeine Arme, preßte ſie wie mit Klammern an ſich und küßte ſie, küßte ſie.

„Und verzeihſt du mir, daß ich dich gequält habe? Ich habe euch alle doch nur aus Haß, wegen meiner Liebe zu ihm, ſo gequält. Ich habe doch den Alten abſichtlich, aus Bosheit um den Verſtand gebracht . . . Weißt du noch, wie du einmal bei mir trankſt und darauf das Glas zerſchlugſt? Das habe ich nicht vergeſſen, und ſo habe ich heute gleichfalls mein Glas zerſchlagen. Ich trank auf mein ‚niedriges Herz'! Mitjá, mein lichter Falke, warum küßt du mich nicht? Haſt mich nur einmal geküßt und biſt dann erſtarrt, hörſt du . . . Wozu mich anhören! Küß mich, küß mich ſtärker, ſo, ſo. Liebt man, dann ſoll man auch lieben! Ich werde jetzt deine Sklavin ſein, mein ganzes Leben lang deine Sklavin! Süß iſt es, Sklavin zu ſein! . . . Küß mich! Schlage mich, quäle mich, tu mir etwas an . . . Ach, wirklich, du ſollteſt mich foltern . . . Nein! nicht! . . . wart, ſpäter, ſo will ich nicht . . ." — Und ſie ſtieß ihn plötzlich zurück. „Geh fort, Mitjá,

ich werde jetzt Wein trinken, ich will mich antrinken, ich will betrunken tanzen, ich will, ich will!“

Sie riß ſich von ihm los und lief fort. Mitjá folgte ihr wie im Traum. „Meinetwegen, meinetwegen . . . was jetzt auch geſchehen mag, — für eine Minute gebe ich die ganze Welt hin,“ fuhr es ihm wirr durch den Kopf. Gruſchenka leerte auf einen Zug noch ein ganzes Glas Champagner. Sie ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, auf ihren alten Platz und lächelte ſelig! Ihre Wangen glühten, die Lippen ſchienen zu brennen, über ihre Augen legte ſich ein matter Schimmer, und der Blick blinkte verführeriſch. Selbſt Kalganoff ſchien ihn zu ſpüren, und er trat an ſie heran.

„Haſt du es gefühlt, mein Herzensjunge, wie ich dich vorhin küßte, als du ſchliefſt?“ fragte ſie ihn mit etwas ſchwerer Zunge. „Betrunken bin ich jetzt, ſiehſt du . . . Und du nicht? Aber warum trinkt Mitjá nicht? Warum trinkſt du nicht, Mitjá? Sieh, ich habe ſchon getrunken, du aber trinkſt nicht . . .“

„Ich bin ja ſchon betrunken! Auch ſo ſchon trunken . . . trunken von dir, jetzt aber will ich es auch noch vom Weine werden.“

Er ſtürzte noch ein Glas hinab und — es ſchien ihm ſelbſt ſonderbar — erſt von dieſem Glaſe wurde er betrunken, ganz plötzlich, bis dahin war er immer noch nüchtern geweſen. Das fühlte er jetzt deutlich, da er wirklich betrunken wurde. Von dieſem Augenblicke an begann alles ſich vor ihm wie im Rauſch zu drehen. Er ging, lachte, ſprach mit allen und tat es doch, wie ohne zu wiſſen, was er tat. Nur ein einziges, unbewegliches, brennendes Gefühl trug er fortwährend

mit ſich herum, „ganz wie eine glühende Kohle“, ſagte er ſpäter. Er trat zu ihr, ſetzte ſich neben ſie hin, blickte ſie an, hörte ihr zu . . . Sie aber wurde ungemein geſprächig: rief alle zu ſich heran, winkte plötzlich auch ein Chormädchen zu ſich, und wenn die dann zu ihr kam, küßte ſie ſie oder machte mit der Hand das Zeichen des Kreuzes über ſie. Vielleicht fehlte nur noch etwas, und ſie wäre in Tränen ausgebrochen. Am meiſten beluſtigte ſie Marimoff. Der kam immer wieder zu ihr gelaufen, um ihr die Hand „und jedes Fingerchen“, wie er ſagte, zu küſſen, und zum Schluſſe tanzte er noch zu einem alten Liede, das er ſelbſt ſang, einen Volkstanz. Mit beſonderer Liebe trug er vor:

Schweinchen macht chruchru, chruchru,
Kälbchen macht mumu, mumu,
Entlein macht quaqua, quaqua,
Gänschen macht gaga, gaga.
Doch Spätzchen ging auf friſchem Heu ſpazieren,
Konnte nur zipzirrip, zipzirrip tirillieren,
Zipzirrip, zipzirrip tirillieren!“

„Gib ihm etwas, Mitjá,“ ſagte Gruſchenka, „ſchenk ihm etwas, er iſt doch arm. Ach ihr Armen, Erniedrigten! . . . Weißt du, Mitjá, ich werde ins Kloſter gehen. Nein, im Ernſt, einmal werde ich ins Kloſter gehen. Aljoſcha hat mir heute Worte fürs ganze Leben geſagt . . . Ja . . . Heute aber wollen wir noch tanzen. Morgen ins Kloſter, heute aber noch getanzt. Ich will ausgelaſſen ſein, ihr Guten. Nun, und was iſt denn dabei? Gott wird es verzeihen. Wenn ich Gott wäre, würde ich allen Menſchen vergeben. ‚Ihr meine lieben, kleinen Sünder,‘ würde ich ſagen, ‚von heute ab ver-

gebe ich euch allen.‘ Und ich werde um Verzeihung bitten. ‚Vergebt, ihr guten Leute, einem dummen Weibe.‘ Ja, genau so. ‚Ein Tier bin ich, ja, das bin ich.‘ Beten will ich. Ich habe im ganzen nur ein Zwiebelchen gegeben. Ja, ein Scheusal wie ich will beten. Mitjá, laß sie tanzen, störe sie nicht. Alle Menschen auf der Welt sind gut, alle bis auf den letzten. Es ist schön, in der Welt zu leben. Wenn wir auch schlecht sind, es ist doch schön auf der Welt. Schlecht und gut sind wir, schlecht und gut ... Nein, sagt mir, ich frage euch, kommt alle her, ich frage euch, sagt mir alle folgendes: Warum bin ich so gut? Ich bin doch gut — bin sehr gut ... Nun, darum also: Warum bin ich so gut?“

So stammelte Gruschenka, indem sie immer berauschter wurde, und zu guter Letzt erklärte sie, selbst tanzen zu wollen. Sie erhob sich aus dem Lehnstuhl und wankte.

„Mitjá, laß mich nicht mehr trinken,“ sagte sie, „ich werde bitten, gib du mir aber nichts mehr, hörst du. Wein gibt keine Ruhe. Und alles dreht sich, auch der Ofen, alles dreht, dreht sich. Tanzen will ich. Sie sollen alle herkommen, zusehen, wie ich tanze ... wie schön und gut ich tanze ... wie?“

Und sie machte bereits Ernst mit ihrer Absicht: zog ihr kleines, weißes Batisttüchlein hervor, nahm es mit zwei Fingern der rechten Hand am Zipfelchen, um es beim Tanz zu schwenken. Es sollte der Nationaltanz werden! Mitjá eilte ins vordere Zimmer, die Mädchen verstummten und bereiteten sich vor, auf den ersten Wink den Chorgesang zum Nationaltanz anzu-

ſtimmen. Als Maximoff hörte, daß Gruſchenka ſelbſt tanzen wollte, ward er ganz Begeiſterung und begann ſofort — ſo gut es bei ſeinem Alter ging — den Kaſatſchock ihr entgegen zu tanzen, wozu er etwas atemlos ſang:

Kleine Hexe, ſchlanke Beinchen,
Weiche Hüften, Ringelſchweinchen!

Doch Gruſchenka winkte ihm mit dem Tüchelchen ab und ſchickte ihn zurück.

„Sch — ſch! Mitjá, warum kommen ſie denn nicht? Alle ſollen herkommen . . . zuſehen. Ruf auch jene beiden, die Eingeſchloſſenen . . . Warum haſt du ſie eingeſchloſſen? Sag ihnen, daß ich tanze, ich will, daß auch ſie zuſehen, wie ich tanze . . .“

Mitjá ging etwas ſchwankend zur verſchloſſenen Tür und begann mit den Fäuſten bei den Panen anzuklopfen.

„He, ihr . . . Podwyſſotzkijs! Kommt heraus, ſie will tanzen, läßt euch rufen.“

„Laidack!“ ſchrie zur Antwort einer von den Panen.

„Und du biſt ein Oberlaidack! Ein ganz gemeiner, kleinlicher Schuft biſt du, verſtanden!“

„Wenn Sie doch endlich aufhören wollten, ſich über Polen luſtig zu machen!“ bemerkte ungehalten Kalganoff, der jetzt gleichfalls zu viel getrunken hatte.

„Schweig, Knabe! Wenn ich ‚Schuft‘ zu ihm ſage, ſo heißt das noch nicht, daß ich es zu ganz Polen ſage. Ein Schuft macht vorläufig noch nicht ganz Polen aus. Schweig, ein netter Junge biſt du. Da — nimm ein Bonbon.“

„Ach, wie ſie ſind! Gar nicht wie Menſchen. Warum wollen ſie ſich denn nicht verſöhnen?“ ſagte Gruſchenka und trat vor zum Tanz.

Der Chor fiel ſchmetternd ein: „Auf grünen Fluren in kühlem Schatten . . .“ Gruſchenka warf den Kopf in den Nacken, ihre Lippen öffneten ſich halb, ſie lächelte, ſchwenkte ſchon das Taſchentuch und plötzlich — wankte ſie und blickte ſich verwundert im Kreiſe um.

„Bin ſchwach . . .“ ſagte ſie ſtammelnd mit einer geradezu müde gequälten Stimme, „verzeiht, bin zu ſchwach . . . ich kann nicht . . . es war meine Schuld . . .“

Sie verbeugte ſich vor dem Chor und machte dann nach allen vier Seiten hin eine Verbeugung.

„Meine Schuld . . . Verzeiht . . .“

„Hat ſich bißchen angetrunken, die Herrin, bißchen angetrunken die ſchöne Herrin,“ ertönten unter den Zuſchauern einige Stimmen.

„Haben ſich etwas angeheitert,“ erklärte kichernd Marimoff den Mädchen.

„Mitjá, bring mich fort . . . nimm mich, Mitjá,“ ſagte Gruſchenka erſchöpft.

Mitjá, der ſchon neben ihr ſtand, hob ſie im Augenblick hoch auf die Arme und eilte mit ſeiner Laſt zurück hinter den Vorhang. „Nun, jetzt werde ich lieber fortgehen,“ dachte Kalganoff und verließ das blaue Zimmer. Vorſichtig ſchloß er hinter ſich beide Türflügel. Doch das Feſt im Saal wurde tobend fortgeſetzt, viel ausgelaſſener als vorher. Mitjá legte Gruſchenka auf das große Bett und küßte ſie, als hätte er ſich im Kuß an ihren Lippen feſtgeſogen.

„Rühr mich nicht an . . .“ bat ſie ihn ſtammelnd, mit flehender Stimme. „Rühr mich nicht an, bevor ich nicht dein bin . . . Ich habe geſagt, daß ich dein bin, aber du rühr mich nicht an . . . ſchone mich, bitte . . . Nicht neben jenen, nicht in ihrer Gegenwart. Er iſt hier. Widerlich iſt es hier . . .“

„Ich gehorche! . . . Mit keinem Gedanken . . . Ich bete dich an . . .“ murmelte Mitjá. „Ja, widerlich iſt's hier, oh, verflucht!“

Und ohne ſie aus den Armen zu laſſen, kniete er neben dem Bett nieder.

„Ich weiß, du biſt wohl ein Tier, aber du biſt doch edel,“ ſagte Gruſchenka mit ſchwerer Zunge. „Es muß ehrenhaft ſein . . . von nun an wird es ehrenhaft ſein . . . und auch wir müſſen ehrenhaft ſein, auch wir wollen gut ſein, keine Tiere, ſondern gut . . . Bring mich fort, bring mich weit fort, hörſt du . . . Ich will nicht hier . . . nein, weit fort, weit . . .“

„Oh, ja, ja, unbedingt!“ Und er preßte ſie in ſeinen Armen. „Ich bringe dich fort, fortfliehen werden wir . . . Oh, mein ganzes Leben gebe ich ſofort dafür hin — wenn ich nur um dieſes Blut wüßte! . . .“

„Was für ein Blut?“ fragte Gruſchenka verwundert.

„Nichts, nichts!“ ſtieß Mitjá knirſchend hervor. „Gruſcha, du willſt, daß hinfort alles ehrenhaft ſei, ich aber — bin — ein — Dieb. Ich habe von Katjá Geld geſtohlen.“

„Von Katjá? Von dem Fräulein? Nein, du haſt nicht geſtohlen. Gib ihr, nimm von mir . . . Was

brauchſt du? Jetzt iſt alles, was mein iſt — dein. Was iſt uns Geld?? Wir würden es ohnehin durchbringen... Wir ſind die rechten, die es halten könnten. Wir beide aber wollen lieber gehen und die Erde pflügen. Mit dieſen meinen Händen will ich die Erde aufſcharren. Arbeiten muß man, ſich mühen muß man, hörſt du? Aljoſcha hat es geſagt. Ich werde dir nicht Geliebte ſein, ich werde dir treu ſein, werde deine Sklavin ſein, werde für dich arbeiten. Wir werden zum Fräulein gehen und ſie bitten, daß ſie uns verzeiht, und dann werden wir fortfahren. Und du bring ihr das Geld zurück, mich aber liebe . . . Sie jedoch, hörſt du, ſie ſollſt du nicht lieben. Jetzt darfſt du ſie nicht mehr lieben. Wenn du ſie noch liebſt, werde ich ſie erwürgen . . . Werde ihr beide Augen mit einer Nadel ausſtechen . . ."

„Dich liebe ich, dich allein! Ich werde dich auch in Sibirien lieben, ewig . . ."

„Warum in Sibirien? Aber warum ſchließlich auch nicht, meinetwegen auch nach Sibirien, wenn du willſt, mir ſoll's recht ſein . . . einerlei . . . wir werden arbeiten . . . in Sibirien iſt Schnee . . . Ich liebe es, im Schlitten über Schneefelder zu fahren . . . das Pferd muß eine Glocke am Krummholz haben . . . Hörſt du, eine Glocke klingt . . . Wo klingt nur die Glocke? Es fährt jemand . . . da hat ſie auch ſchon aufgehört."

Erſchöpft ſchloß ſie die Augen und ſchien einzuſchlafen. Es hatte in der Tat irgendwo in der Ferne eine Glocke geklungen, und dann — hatte ſie plötzlich aufgehört zu klingen. Mitjá ſenkte ſeinen Kopf auf

ihre Bruſt. Er merkte nicht, wie die Glocke zu klingen aufgehört hatte, hatte es auch nicht gemerkt, wie plötzlich der Chorgeſang verſtummt war und an Stelle des Geräuſches und trunkenen Lärmes im ganzen Hauſe Totenſtille eintrat. Gruſchenka ſchlug die Augen auf.

„Was iſt das? Habe ich geſchlafen? Ja . . . Glockenklang . . . Ich ſchlief und mir träumte: es war, als wenn ich über Schneefelder fuhr . . . die Glocke klang, und ich ſchlummerte mit offenen Augen. Es war, als führe ich mit meinem Geliebten, mit dir. Und weit, weit fuhren wir. Ich umarmte und küßte dich, ſchmiegte mich an dich, ich glaube, mich fror, und der Schnee ſchimmerte . . . Weißt du, wenn in der Nacht der Schnee ſchimmert und der Mond ſcheint, und es war, als ob ich nicht auf der Erde wäre . . . Da erwachte ich, und du warſt bei mir, Geliebter, wie wundervoll . . .“

„Bei dir,“ murmelte Mitjá und küßte ihr Kleid, ihre Bruſt, ihre Hände.

Und plötzlich ſchien ihm etwas ſo ſonderbar: es ſchien ihm, als ob ſie gerade vor ſich hinblicke, doch nicht auf ihn, nicht in ſein Geſicht, ſondern über ſeinen Kopf hinweg, aufmerkſam, unbeweglich und ganz eigentümlich ſtarr. Und plötzlich drückte ſich in ihrem Geſichte Verwunderung aus, faſt Schreck.

„Mitjá,“ flüſterte ſie plötzlich, „wer blickt von dort auf uns her?“

Mitjá wandte ſich um und ſah, daß tatſächlich jemand durch den Vorhang ſie gleichſam zu beobachten ſchien. Ja, es ſchien nicht nur einer zu ſein. Er ſprang auf und trat auf den Beobachter zu.

„Hierher, darf ich bitten, hierher zu uns," ſagte nicht laut, doch beſtimmt und feſt eine unbekannte Stimme zu ihm.

Mitjá trat hinter dem Vorhang hervor und blieb unbeweglich ſtehen. Das ganze Zimmer war voll von Menſchen, doch nicht von denen, die noch vor kurzem dageweſen waren, ſondern von ganz anderen, neuangekommenen. Ein plötzlicher Froſtſchauer lief ihm über den Rücken, und er fuhr zuſammen. Alle dieſe Menſchen erkannte er auf den erſten Blick. Dieſer große, wohlbeleibte Herr im grauen Uniformpaletot mit der Kokarde an der runden Karakulmütze, das war der Kreisrichter, der Chef der Landpolizei, Michail Makarytſch Makaroff. Und dieſer „ſchwindſüchtige", ſaubergekleidete Stutzer, „immer in ſo blankgeputzten Stiefeln" — das war der Stellvertreter des Staatsanwalts. „Er beſitzt eine Uhr im Wert von vierhundert Rubeln, er hat ſie mir gezeigt," dachte Mitjá. Und dieſer jugendliche Kleine mit der Brille . . . Mitjá hatte nur ſeinen Namen vergeſſen, aber er kannte auch ihn, er hatte ihn geſehen: das war der Unterſuchungsrichter des Gerichtshofes, der erſt vor kurzer Zeit bei uns eingetroffen war. Und dieſer dort — war der Polizeimeiſter, Mawrikij Mawrikitſch, den kannte er ja ganz genau, — ein alter Bekannter. Aber dieſe dort mit den Blechſchildern, was wollen denn die? Und dann noch zwei Unbekaunte, Bauernkerle wahrſcheinlich . . . Und dort an der Tür Kalganoff und Trifon Boriſſytſch . . .

„Meine Herren . . . Was ſoll das, meine Herren?" fing Mitjá an, doch plötzlich — rief er außer ſich, als

wäre er nicht mehr er ſelbſt geweſen, laut, mit der ganzen Stimme:

„Ich be — grei — fe!“

Der jugendliche Kleine mit der Brille drängte ſich plötzlich etwas vor und, zu Mitjá tretend, begann er, wenn auch ein wenig würdevoll, ſo doch gewiſſermaßen ziemlich eilig:

„Wir haben an Sie . . . Kurz, ich bitte Sie hierher, hierher zum Sofa . . . Gewiſſe Umſtände machen es unbedingt notwendig, daß wir Sie um gewiſſe Erklärungen bitten.“

„Der Alte!“ ſchrie Mitjá außer ſich auf. „Der Alte und ſein Blut! . . . Ich begreife!“

Und wie von einem Keulenſchlage getroffen, ſank er, oder richtiger geſagt fiel er auf einen Stuhl, der neben ihm ſtand.

„Du begreifſt? Du haſt es begriffen! Du Vatermörder und Ungeheuer, das Blut deines erſchlagenen alten Vaters ſchreit hinter dir her!“ brüllte plötzlich, auf Mitjá zutretend, der alte Polizeichef ihn an.

Er war außer ſich, war dunkelrot vor Zorn und zitterte am ganzen Körper.

„Aber das iſt unmöglich, ſo geht das nicht!“ rief der kleine junge Mann. „Michail Makarytſch, Michail Makarytſch! So geht das nicht, das geht wirklich nicht ſo! . . . Ich bitte Sie, mich allein ſprechen zu laſſen. Ich hätte nie von Ihnen erwartet, daß Sie ſo . . .“

„Aber das iſt ja nicht möglich, meine Herren, das iſt ja Wahnſinn!“ ſchrie wieder der Alte. „Sehen Sie ihn an: in der Nacht, betrunken, mit einem liederlichen

Mädchen, in dem Blute ſeines Vaters . . . Wahnſinn, Wahnſinn!"

„Ich bitte Sie nochmals ernſtlich, lieber Michail Makarytſch, dieſes Mal Ihre Gefühle zu beherrſchen," flüſterte dem Alten ſchnell der ſtutzerhafte Stellvertreter des Staatsanwalts zu, „anderenfalls wäre ich gezwungen, Maßregeln zu ergreifen."

Aber der kleine Unterſuchungsrichter unterbrach ihn; er wandte ſich zu Mitjá und ſagte mit feſter Stimme, laut und wichtig:

„Herr Leutnant Karamaſoff, ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie angeklagt ſind, Ihren Vater Fedor Pawlowitſch Karamaſoff in dieſer Nacht ermordet zu haben . . ."

Er fügte noch etwas hinzu, auch der Stellvertreter des Staatsanwalts wandte noch etwas ein, doch Mitjá, der wohl ihre Worte hörte, begriff ſie nicht mehr. Sein wilder Blick ging verſtändnislos von einem der Anweſenden zum anderen.

Neuntes Buch

Die Voruntersuchung

I.

Der Anfang der Laufbahn des Beamten Perchotin

Pjotr Iljitsch Perchotin, den wir vor dem Hause der Kaufmannswitwe Morosoff verlassen hatten, klopfte unentwegt und mit jedem Schlage stärker an das fest verschlossene Hoftor, bis er schließlich den Hofknecht aus dem Bett geklopft hatte. Als Fenjá, die sich vor Erregung und „Gedanken" noch nicht entschlossen hatte, zu Bett zu gehen, ein so unbändiges Klopfen am Hoftor hörte, verlor sie vor Schreck fast die Besinnung. Sie war sofort überzeugt, daß der Ruhestörer kein anderer sein konnte als Dmitrij Fedorowitsch (obgleich sie selbst gesehen hatte, wie er mit Andrei fortgefahren war), denn sie sagte sich, daß so „gebieterisch" nur er allein klopfen könne. So stürzte sie denn unverzüglich zum Hofknecht, der sich bereits zum Hoftor begab, und bat ihn himmelhoch, nicht zu öffnen und niemanden hereinzulassen. Der Alte wurde nachdenklich, erkundigte sich aber doch nach dem Namen des Klopfenden, und als er hörte, wer es war, und daß

man Fedoßja Markowna (Fenjá) in einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu ſprechen wünſchte, entſchloß er ſich, das Fußpförtchen aufzuſchließen. Als Perchotin mit dem Hofknecht, den Fenjá mit ſeiner Erlaubnis gebeten hatte, „von wegen des Bedenklichen“ mitzukommen, in die Küche eingetreten war, begann er unverzüglich ſie auszufragen, und ſo erfuhr er denn alsbald das Wichtigſte, nämlich: daß Dmitrij Fedorowitſch, als er fortgeſtürzt war, um Gruſchenka zu ſuchen, die Mörſerkeule ergriffen und in die Taſche geſteckt hatte, dann aber ohne dieſelbe, doch mit blutigen Händen zurückgekehrt war. „Und das Blut triefte noch von ihm, triefte noch, triefte nur ſo von ihm!“ beteuerte Fenjá, die ſich in der Aufregung dieſes grauenhafte Bild wahrſcheinlich ganz unwillkürlich ſchuf. Daß Mitjás Hände mit Blut beſudelt waren, hatte auch Perchotin geſehen, hatte ja ſelbſt geholfen, ſie reinzuwaſchen, aber nicht darum handelte es ſich jetzt, ob ſie ſchnell oder langſam trocken geworden waren, ſondern darum, wohin er, Dmitrij Fedorowitſch, mit der Mörſerkeule gelaufen war, d. h., woraus man mit Beſtimmtheit ſchließen konnte, daß es gerade zu ſeinem Vater geweſen ſein mußte? Danach erkundigte ſich Perchotin ausführlich, und obwohl er, genau genommen, nichts Beſtimmtes erfuhr, ſo trug er doch die Überzeugung davon, daß Dmitrij Fedorowitſch einzig und allein zum Vater gelaufen ſein konnte, und daß dort folglich „etwas“ geſchehen ſein mußte. „Als er aber zurückkam,“ unterbrach Fenjá erregt ſeinen Gedankengang, „und ich ihm alles geſtanden hatte, da verſuchte ich, ihn etwas auszufragen. ‚Täubchen Dmitrij Fedo-

rowitſch,' ſagte ich, ‚warum ſind denn Ihre beiden Hände ſo blutig?' — Da antwortete er mir, daß es Menſchenblut ſei, und daß er einen Menſchen erſchlagen habe ..." Sie ſagte, er habe ihr ohne weiteres alles geſtanden und habe erſichtlich bereut, doch plötzlich ſei er wieder wie ein Irrſinniger hinausgelaufen. „Da ſetzte ich mich und fing an nachzudenken," fuhr Fenjá fort, „und ich fragte mich, wohin er wohl ſo gelaufen ſein mag? Da ſagte ich mir, er wird nach Mokroje fahren und dort Agrafena Alexandrowna totſchlagen. So lief ich denn hinaus, um ihn vielleicht noch in ſeiner Wohnung anzutreffen und himmelhoch zu bitten, daß er ſie nicht totſchlägt, und da traf ich ihn unterwegs bei Plotnikoffs und ſah, daß er gerade nach Mokroje abfahren wollte, ſeine Hände aber ſchon reingewaſchen waren." (Die reinen Hände hatte Fenjá ſofort bemerkt.) Die alte Köchin Matrjona beſtätigte, ſo weit ſie konnte, die Ausſagen ihrer Enkelin. Perchotin ſtellte noch einige Fragen und verließ dann in noch größerer Erregung das Haus der Moroſowa, als er das Gaſthaus verlaſſen hatte.

Man ſollte meinen, daß es für ihn das Nächſtliegende geweſen wäre, zu Fedor Pawlowitſch Karamaſoff zu gehen und ſich dort zu erkundigen, ob nicht etwas Beſonderes geſchehen war, und dann erſt, wenn ſich ſein Verdacht beſtätigt hatte, zum Polizeichef zu gehen, wie er es ſich feſt vorgenommen. Aber das war ſo eine Sache. — Die Nacht war dunkel, das Hoftor des Karamaſoffſchen Hauſes groß und ſchwer, das Klopfen nicht hörbar, und er hätte lange klopfen müſſen — mit Fedor Pawlowitſch aber war er nur ganz oberflächlich bekannt. Und da würde er denn das ganze

Haus aufwecken: man machte ihm auf, und es zeigte ſich, daß nichts geſchehen war, — und der ſpottluſtige Fedor Pawlowitſch erzählt morgen in der ganzen Stadt die Geſchichte, wie Pjotr Iljitſch Perchotin, der ihm völlig unbekannt iſt, um Mitternacht zu ihm gelaufen kommt und wie ein Verrückter am Hoftor klopft, um zu erfahren, ob ihn nicht jemand totgeſchlagen habe. Das aber wäre ein Skandal, und ſo etwas fürchtete Perchotin am meiſten. Nichtsdeſtoweniger war die Unruhe, die ihn mit ſich fortriß, ſo ſtark, daß er ſich — allerdings fluchend, mit dem Fuß aufſtampfend und mit einem Schimpfwort an die eigene Adreſſe — unverzüglich auf den Weg machte, doch diesmal nicht zu Fedor Pawlowitſch, ſondern zu Frau Chochlakoff. Er beſchloß, ſie ohne alle Umſchweife zu fragen, ob ſie heute zu der und der Stunde Dmitrij Karamaſoff dreitauſend Rubel gegeben habe, und wenn ſie dies verneinte, ſofort zum Polizeichef zu gehen; falls ſie es aber bejahte, alles bis auf den nächſten Tag aufzuſchieben und zu ſich nach Haus zurückzukehren. Nun ſollte man mit Recht meinen, daß der Entſchluß des jungen Mannes, in der Nacht, faſt um elf Uhr, in das Haus einer ihm ganz unbekannten Dame zu gehen und ſie womöglich aus dem Schlaf zu wecken, um an ſie eine in ihrer Art gewiß etwas verfängliche Frage zu ſtellen, vielleicht noch vielmehr Ausſichten bot, einen Skandal hervorzurufen, als wenn er zu Fedor Pawlowitſch gegangen wäre. Aber das geſchieht bekanntlich — beſonders in ſolchen oder ähnlichen Fällen — nicht ſelten mit den Entſchlüſſen der korrekteſten und phlegmatiſchſten Leute. Übrigens war Perchotin in dieſer Nacht

nichts weniger als phlegmatiſch. Sein ganzes Leben lang erinnerte er ſich ſpäter, wie ſeine unbezwingbare Unruhe ſchließlich ſo groß geworden war, daß ſie ihm Qual verurſacht und ihn eigentlich gegen ſeinen Willen immer weiter getrieben hatte. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß er ſich auf dem ganzen Wege zu ihr über ſeine Handlung ärgerte, aber: „Ich ſetze es durch, was es auch koſte, ich ſetze es doch durch," wiederholte er mindeſtens zehnmal zähneknirſchend vor ſich hin. Und richtig — er führte auch durch, was er ſich vorgenommen hatte.

Es ſchlug gerade elf, als er ſich dem Hauſe Frau Chochlakoffs näherte. In den Hof wurde er ziemlich bald eingelaſſen, doch auf die Frage, ob die gnädige Frau ſchon ſchlafe oder noch auf ſei, konnte der Hofknecht nichts Beſtimmtes ſagen, außer daß ſie ſich um dieſe Zeit gewöhnlich ſchon zurückzuziehen pflege. „Aber der Herr kann es doch verſuchen; will man empfangen, ſo empfängt man, will man nicht, dann nicht. Nur muß der Herr ſich oben anmelden." Perchotin ſtieg die Paradetreppe hinauf, doch hatte er hier einen ſchweren Stand. Der Diener weigerte ſich, ihn anzumelden, rief aber ſchließlich wenigſtens die Zofe heraus. Perchotin bat höflich, aber in ſehr beſtimmtem Tone, ihn bei der gnädigen Frau anzumelden, und unbedingt noch hinzuzufügen, daß er in einer äußerſt wichtigen Angelegenheit die gnädige Frau unverzüglich ſprechen müſſe, ſich anderenfalls nie erdreiſtet hätte uſw. Die Kammerzofe ging. Er blieb im Vorzimmer zurück und wartete. Frau Chochlakoff ſchlief allerdings noch nicht, hatte ſich aber ſchon in ihr Schlafgemach

zurückgezogen. Sie war seit dem Besuch Mitjás sehr angegriffen und fühlte schon im voraus, daß sie in dieser Nacht der Migräne, die in solchen Fällen stets einzutreten pflegte, nicht entgehen werde. Sie hörte verwundert den Bericht ihrer Zofe an, befahl aber doch gereizt, den Herrn abzuweisen, wenn auch der unerwartete Besuch eines „hiesigen Beamten", wie die Zofe sagte, „zu dieser Stunde!" nicht wenig ihre Neugier reizte. Doch Perchotin war diesmal hartnäckig wie ein Maulesel (mit dieser Bezeichnung bedachte er sich selbst während des Wartens). Als er die Absage vernommen hatte, bat er sehr bestimmt und nachdrücklich, ihn nochmals anzumelden, und zwar gerade mit den Worten: daß es eine „äußerst wichtige Angelegenheit sei, und die gnädige Frau es vielleicht später bedauern werde, wenn sie ihn jetzt nicht empfinge." „Es war mir damals geradezu, als wenn ich einen Berg unaufhaltsam hinabglitt," sagte er später bei der Wiedergabe jener Erlebnisse und der Schilderung seiner Empfindungen in jenen Stunden. Die Zofe betrachtete ihn nicht wenig erstaunt, ging aber doch, um ihn noch einmal anzumelden. Frau Chochlakoff war sehr betroffen durch das sonderbare Auftreten des nächtlichen Besuchers. Sie dachte nach und erkundigte sich, wie denn „dieser Mensch" aussähe, und erfuhr, daß er „sehr anständig gekleidet, jung und sehr höflich" sei. Ich muß hier noch bemerken, daß Perchotin als junger Mann tatsächlich gut aussah und das auch selbst von sich wußte. Frau Chochlakoff entschloß sich endlich, den Herrn zu empfangen. Sie war bereits in ihrem Hausrock und in Pantöffelchen, und so nahm sie noch

einen Schal um. Perchotin wurde in den Empfangssalon gebeten, in dem sie vor kurzem auch Mitjá empfangen hatte. Er trat ein. Gleich darauf erschien auch die Hausfrau. Sie blickte ihn streng und mit etwas erstaunt fragendem Blick an. Ohne ihn aufzufordern, Platz zu nehmen, fragte sie:

„Sie wünschen?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich es gewagt habe, Sie zu so später Stunde zu belästigen. Es handelt sich um unseren gemeinsamen Bekannten Dmitrij Fedorowitsch Karamasoff," begann Perchotin, doch kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als im Gesichte der Dame eine ungewöhnliche Veränderung vor sich ging und sie ihn heftig unterbrach:

„Wie lange, wie lange wird man mich noch mit diesem furchtbaren Menschen peinigen!" rief sie empört. „Wie wagen Sie es, mein Herr, eine Ihnen ganz unbekannte Dame in ihrem Hause zu dieser Stunde zu beunruhigen . . . bei ihr zu erscheinen, um von einem Menschen zu sprechen, der sie hier, in diesem selben Empfangssalon vor drei Stunden beinahe erschlagen wollte, wenigstens hier mit den Füßen gestampft hat und schließlich in einer Art und Weise hinausgelaufen ist, wie sonst niemand ein anständiges Haus verläßt. Wissen Sie auch, mein Herr, daß ich mich über Sie bei Ihren Vorgesetzten beklagen werde . . . Ich bitte Sie, mich sofort zu verlassen . . . Ich . . . ich bin Mutter, ich werde sofort . . . ich . . . ich . . ."

„Erschlagen!? So wollte er auch Sie erschlagen?"

„Ja, hat er denn sonst jemanden schon umgebracht?" erkundigte sich Frau Chochlakoff ungestüm.

„Haben Sie die Güte, mich anzuhören, gnädige Frau, nur eine halbe Minute lang, und ich werde Ihnen in zwei Worten alles erklären," ſagte Perchotin entſchloſſen. „Heute um fünf Uhr nachmittags borgte Herr Karamaſoff, als Kamerad, zehn Rubel von mir, und ich weiß daher beſtimmt, daß er kein Geld beſaß. Und heute um neun Uhr abends kam er wieder zu mir und hielt ein Geldpaket in der Hand: es waren lauter Hundertrubelſcheine, im ganzen ungefähr zwei-, wenn nicht dreitauſend Rubel. Seine Hände jedoch und das Geſicht waren mit Blut befleckt, und er ſprach und blickte einen an, als hätte er den Verſtand verloren. Auf meine Frage, woher er ſo viel Geld bekommen habe, antwortete er, daß er es kurz vorher von Ihnen erhalten habe, daß Sie ihm dreitauſend Rubel vorgeſtreckt hätten, damit er nach Sibirien in die Goldgruben fahre . . ."

Eine nervöſe, krankhafte Erregung drückte ſich im Geſichte Frau Chochlakoffs aus.

„Mein Gott! Er hat ſeinen alten Vater erſchlagen!" rief ſie erſchrocken, die Hände zuſammenſchlagend. „Ich habe ihm nichts gegeben, nichts, nichts! Oh, laufen Sie, eilen Sie! . . . Sprechen Sie kein Wort mehr! Retten Sie den alten Herrn, laufen Sie zu ſeinem Vater, oh, laufen Sie! . . ."

„Erlauben Sie, gnädige Frau, ſo haben Sie ihm alſo kein Geld gegeben? Wiſſen Sie genau, daß Sie ihm nichts gegeben haben?"

„Nichts, nichts habe ich ihm gegeben! Ich habe es ihm abgeſchlagen, denn er verſteht ja mit Geld gar nicht umzugehen. Er verließ mich wutſchnaubend, und hier

im Salon ſtampfte er ſogar mit den Füßen. Er wollte ſich auf mich ſtürzen, aber ich rettete mich noch rechtzeitig, indem ich dorthin in die Ecke lief . . . Und ich werde Ihnen noch ſagen, wie einem Menſchen, dem ich nichts mehr verheimlichen will, daß er mich ſogar beinahe angeſpien hat, können Sie ſich ſo etwas vorſtellen? Aber warum ſtehen wir denn? Ach, ſetzen Sie ſich, bitte. Verzeihen Sie, ich . . . Oder laufen Sie lieber, laufen Sie, Sie müſſen eilen, um den unglücklichen alten Herrn vor dieſem ſchrecklichen Tode zu bewahren!"

„Wenn er ihn aber ſchon erſchlagen hat?"

„Ach, mein Gott, das iſt ja wahr! Aber was ſollen wir denn jetzt tun? Was meinen Sie, was wir tun müſſen?"

Inzwiſchen hatten ſie beide Platz genommen. Perchotin ſetzte ihr in kurzen Worten, doch ziemlich deutlich den ganzen Tatbeſtand auseinander, oder wenigſtens das, was er miterlebt hatte, erzählte ihr auch noch von ſeinem Geſpräch mit Fenjá, und daß Mitjá die Mörſerkeule mitgenommen hatte. Alle dieſe Einzelheiten regten die nervöſe Dame in einer Weiſe auf, wie es ſtärker nicht gut möglich geweſen wäre. Sie zitterte und hielt die Hände an die Schläfen . . .

„Stellen Sie ſich vor, ich habe das vorausgefühlt! Ich beſitze dieſe Fähigkeit — alles, was ich mir vorſtelle, geht in Erfüllung. Und wieviel, wievielmal habe ich dieſen ſchrecklichen Menſchen angeſehen und jedesmal dabei gedacht: Dieſer Menſch wird mich erſchlagen. Und ſo iſt es jetzt auch gekommen . . . Das heißt, wenn er jetzt auch nicht mich erſchlagen hat, ſondern

ſeinen Vater, ſo iſt das doch beſtimmt nur deswegen geſchehen, weil Gottes ſichtbarer Finger ihn von mir abgelenkt hat. Und außerdem wird er ſich geſchämt haben, das zu tun, denn ich habe ihm mit dieſen Händen ein kleines Heiligenbild umgehängt, hier, auf dieſer Stelle, ein kleines Medaillon mit Reliquien von der heiligen Warwara . . . Mein Gott, wie nah ich dem Tode in dieſem Augenblick war, ohne es zu ahnen! Ich trat ganz dicht an ihn heran, und er neigte den Kopf, damit ich es ihm bequemer um den Hals legen konnte! Wiſſen Sie, Pjotr Iljitſch . . . verzeihen Sie, ich glaube, Sie ſagten, daß Sie ſo hießen — wiſſen Sie, ich glaube nicht an Wunder, aber dieſes Heiligenbild und dieſe auf der Hand liegende wunderbare Rettung — das erſchüttert mich dermaßen, daß ich wieder an alles mögliche zu glauben anfange. Haben Sie vom Staretz Soſſima gehört? . . . Ach, ich weiß nicht, wovon ich wieder rede . . . Aber ſtellen Sie ſich vor, dann hat er mich trotz dieſes Heiligenbildes am Halſe beinahe angeſpien . . . Natürlich iſt das kein Totſchlag, aber immerhin . . . und jetzt iſt er ins Dorf gefahren! Aber wohin ſollen wir jetzt, was ſollen wir tun, was meinen Sie?"

Perchotin erhob ſich und erklärte, daß er geradeswegs zum Polizeichef gehen und ihm alles erzählen werde, der könne dann tun, was er für gut befinde.

„Ach, das iſt ein prächtiger, ein ganz prächtiger Menſch, ich kenne Michail Makarowitſch perſönlich. Ja, gehen Sie unbedingt zu ihm. Wie findig Sie ſind, wie gut Sie ſich das ausgedacht haben. Wiſſen Sie, ich wäre an Ihrer Stelle beſtimmt nicht darauf verfallen!"

„Aber ich bitte Sie, es ist doch ganz natürlich . . . Ich bin selbst ein guter Bekannter Michail Makarowitschs," bemerkte Perchotin, der immer noch stand, und nicht wußte, wie er sich von der liebenswürdigen Dame schneller verabschieden sollte.

„Und wissen Sie, wissen Sie," unterbrach sie ihn, „Sie müssen mich unbedingt benachrichtigen von allem, was Sie dort sehen und erfahren . . . und was schließlich an den Tag kommt . . . und wie man ihn verurteilt, und wohin man ihn verschickt . . . Sagen Sie, bei uns gibt es doch keine Todesstrafe? Aber kommen Sie, unbedingt, um mich von dem Ergebnis Ihres Gesprächs zu benachrichtigen, wenn auch um drei Uhr nachts, wenn nicht anders, auch um vier, oder gar um halb fünf . . . Befehlen Sie, mich aufzuwecken, unbedingt, was es auch koste . . . O mein Gott, ich werde ja überhaupt nicht einschlafen können. Oder sollte ich nicht selbst mit Ihnen fahren? . . ."

„N — nein, gnädige Frau, doch wenn Sie vielleicht so freundlich wären, ein paar Zeilen zu schreiben, auf alle Fälle, daß Sie Herrn Karamasoff kein Geld gegeben haben, so wäre das vielleicht nicht überflüssig . . . ich meine, auf alle Fälle . . ."

„Unbedingt!" Frau Chochlakoff eilte zu ihrem Schreibtisch. „Sie erschüttern mich einfach durch Ihre Umsicht in solchen Dingen, vraiment! . . . . Sie sind ein hiesiger Beamter? Das freut mich, daß Sie hier angestellt sind . . ."

Und noch während sie das sprach, schrieb sie mit ihrer großen Handschrift auf einen Bogen Postpapier diese Zeilen:

„Nie in meinem Leben habe ich dem unglücklichen Dmitrij Fedorowitſch Karamaſoff (ich ſage unglücklich, denn das iſt er jetzt) dreitauſend Rubel geliehen, weder heute, noch ſonſt wann, niemals! Das beſchwöre ich bei allem, was es Heiliges auf unſerer Welt gibt.

Katerina Chochlakowa."

„Hier! Da haben Sie es!" Und ſie überreichte es Perchotin. „Aber jetzt gehen Sie, retten Sie. Das iſt eine große Tat von Ihnen."

Und ſie machte dreimal das Zeichen des Kreuzes über ihm. Darauf begleitete ſie ihn noch bis zum Vorzimmer.

„Ich bin Ihnen ſo dankbar! Sie werden es mir nicht glauben, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, daß Sie ganz zuerſt zu mir gekommen ſind. Wie kommt es, daß wir uns früher noch nicht begegnet ſind? Es wird mich ſehr freuen, Sie auch fernerhin in meinem Hauſe zu empfangen. Wie angenehm es iſt, daß Sie als Beamter gerade hier Ihre Anſtellung haben . . . und ſo geſchickt ſind Sie in ſolchen Dingen . . . Seien Sie überzeugt, daß ich alles, was in meiner Macht ſteht, für Sie tun werde . . . Eine ſo tüchtige Kraft muß man zu ſchätzen wiſſen, und man wird es auch, man wird es auch, ſeien Sie überzeugt! Oh, ich protegiere immer die Jugend, ich habe ein Faible für Jugend! Unſere Jugend iſt doch das Fundament unſeres ganzen, jetzt ſo ſchwer niedergedrückten Vaterlandes, ſie iſt doch die ganze Hoffnung unſeres Rußland . . . Oh, gehen Sie, gehen Sie . . ."

Perchotin eilte bereits fort, ſonſt hätte ſie ihn viel-

leicht noch nicht so bald entlassen. Übrigens hatte sie auf ihn einen ganz sympathischen Eindruck gemacht, sogar einen so sympathischen, daß dieser Eindruck teilweise selbst seinen Ärger über diese fremde Angelegenheit, in die er sich dummerweise hineingezogen sah, milderte. Der Geschmack der Menschen ist bekanntlich sehr verschieden. So dachte denn auch Perchotin, angenehm berührt, daß Frau Chochlakoff „keineswegs so bejahrt" sein könne: „Im Gegenteil, ich hätte sie für ihre Tochter gehalten."

Und was wiederum Frau Chochlakoff betrifft, so war sie geradezu bezaubert durch den jungen Mann. „Wieviel Verständnis für alles Ernste, wieviel Korrektheit, und das in einem so jungen Mann unserer Zeit, und noch dazu bei solchen Manieren und solchem Äußern! Da wird nun geredet von den heutigen jungen Leuten, sie verständen nichts! Da habt ihr ein Beispiel" usw. So kam es, daß sie das „schreckliche" Ereignis selbst ganz vergaß. Erst als sie zu Bett ging, fiel ihr wieder ein, wie nah sie dem Tode gewesen war! „Entsetzlich, entsetzlich, wenn man daran denkt!" flüsterte sie. Das hinderte aber nicht, daß sie alsbald in festen süßen Schlaf sank. Ich hätte mich übrigens nie entschlossen, hier von so nebensächlichen Einzelheiten zu erzählen, wenn die soeben geschilderte Begegnung Perchotins mit der jugendlichen Witwe nicht das Sprungbrett zu der ganzen Laufbahn dieses umsichtigen und korrekten jungen Beamten geworden wäre. Noch jetzt erinnert man sich seiner kopfschüttelnd und bewunderungsvoll in unserem Städtchen, und auch ich werde vielleicht noch einiges über ihn zu sagen haben, bevor

ich meine lange Erzählung von den Brüdern Karamasoff abschließe.

II.

Der Alarm

Unser Kreispolizeichef Michail Makarowitsch Makaroff, ein verabschiedeter Oberstleutnant, war Witwer und ein guter Mensch. Er war vor kaum drei Jahren in unser Städtchen versetzt worden, doch hatte er bereits fertig gebracht, sich die allgemeine Sympathie zu erwerben, und zwar vor allen Dingen dadurch, daß er verstand, die Gesellschaft zu vereinigen. Er hatte immer Gäste im Hause, und es schien, daß er ohne sie überhaupt nicht leben konnte. Irgend jemand mußte unbedingt mit ihm speisen, wenn es auch nur ein einziger Gast war — ohne Gäste setzte man sich bei ihm nie zu Tisch. Er gab natürlich auch große Diners aus sehr verschiedenen, häufig etwas wunderlichen Anlässen. Wurden auch keine ausgesuchten Delikatessen geboten, so war doch die Tafel immer reich besetzt, und die Fischpasteten und alle Nationalpirogen großartig gebacken, und die Weine bestachen, wenn nicht durch die Qualität, so doch durch die Quantität. Das Billardzimmer war sogar sehr anständig ausgestattet, d. h. an den Wänden hingen in schwarzen Rahmen Bilder von englischen Rennpferden, was bekanntlich die obligatorische Billardzimmerdekoration in der Wohnung jedes unverheirateten Herrn ist. Jeden Abend wurde Karten gespielt, wenn auch nur an einem einzigen Tisch. Sehr oft jedoch versammelte sich bei ihm

die ganze höhere Gesellschaft unserer Stadt mit Müttern und Töchtern zu Tanzabenden. Michail Makarowitsch war, wie gesagt, Witwer. Gleichwohl lebte er als „Familienvater" in seinem Hause, da er seine verwitwete Tochter mit deren beiden Töchtern, also seinen Enkelinnen, zu sich genommen hatte. Diese Enkelinnen waren erwachsene junge Damen, die ihre Erziehung schon überstanden hatten. Sie waren beide von angenehmem Äußeren, waren beide heiter und unterhaltend, und so zogen sie — obwohl alle wußten, daß sie keine „Partien" waren, da sie nichts mitbekommen sollten — doch unsere männliche Jugend der besseren Gesellschaft in das Haus ihres Großpapas.

Was nun Michail Makarowitschs Beruf anbetraf, so war es in der Beziehung nicht sonderlich gut mit seinen Kenntnissen bestellt, doch erfüllte er schließlich seine Pflicht nicht schlechter als viele andere. Wenn man aufrichtig sein soll, so war er als Mensch ziemlich ungebildet und als Beamter um die Erwerbung einer klaren Vorstellung von den Grenzen seiner administrativen Macht wenig besorgt. Gewisse Reformen der gegenwärtigen Regierung konnte er immer noch nicht recht begreifen, oder er begriff sie unter auffallenden Irrtümern. Doch geschah das weniger aus Unbegabtheit als infolge einer recht ausgeprägten Sorglosigkeit, und da er sich versicherte, nie die Zeit zu haben, hinter die Dinge zu kommen. „Ich bin, meine Herren, mit Leib und Seele Soldat, und daher ist mir alles Zivile etwas gegen den Strich," äußerte er über sein Beamtentum. Selbst von den Prinzipien der letzten großen Reform, der Aufhebung der Leibeigen-

ſchaft, hatte er ſich noch immer keine feſte und genaue Vorſtellung zu machen vermocht; doch vergrößerte er von Jahr zu Jahr, und zwar unwillkürlich, und durch praktiſche Erfahrungen, ſein diesbezügliches Wiſſen, da er nämlich ſelbſt Gutsbeſitzer war. Perchotin wußte, daß er bei ihm beſtimmt wenigſtens einen Gaſt antreffen werde — nur wußte er natürlich nicht, wen. Währenddeſſen ſaßen bei Michail Makarowitſch der Staatsanwalt und unſer Kreisarzt Warwinskij, ein junger Mann, der erſt vor kurzem aus Petersburg zu uns gekommen war, und der ſeine Studien an der Petersburger Univerſität glänzend beendet hatte. Der Staatsanwalt jedoch, oder vielmehr der Stellvertreter des Staatsanwalts, der aber bei uns allgemein nur der Staatsanwalt genannt wurde, Hippolyt Kirillowitſch, war ein bemerkenswerter Mann, noch nicht alt, etwa fünfunddreißig, neigte leider ſtark zur Schwindſucht, und war ſehr mager, wofür dann ſeine kinderloſe Gattin um ſo korpulenter war. Es hieß, daß er ſehr eigenſüchtig und ehrgeizig ſei, doch war er, bei einem tüchtigen Verſtande, in der Seele ein guter Menſch. Ich glaube, das ganze Unglück ſeines Charakters beſtand darin, daß er von ſich eine etwas höhere Meinung hatte, als ſeine Begabung erlaubte. Das war wohl auch der Grund, warum er immer irgendwie unruhig zu ſein ſchien. Und dazu hatte er noch einige höhere und ſogar künſtleriſche Anſprüche, zum Beiſpiel ein guter Pſychologe zu ſein, die menſchliche Seele ganz beſonders gut zu kennen und die Gabe zu beſitzen, den Verbrecher und ſein Verbrechen richtig zu erkennen und zu beurteilen. In bezug auf dieſe Fähigkeiten

war er reizbar und leicht beleidigt, hielt ſich ſofort für im Dienſt umgangen oder gar zurückgeſetzt, und war immer überzeugt, daß man ihn in den „höheren Sphären“ nicht zu ſchätzen wiſſe, und daß er daſelbſt viele Feinde habe. In trüben Stunden verſicherte er ſogar, daß er zur Advokatur übertreten werde. Da kam plötzlich der Kriminalprozeß der Karamaſoffs wegen des Vatermordes und rüttelte Hippolyt Kirillowitſch auf. „Das iſt ein Prozeß, der in ganz Rußland bekannt werden wird,“ ſagte er. Doch ich greife vor.

Im Nebenzimmer ſaß bei den jungen Damen auch unſer junger Unterſuchungsrichter Nikolai Parfenowitſch Neljudoff, der erſt vor zwei Monaten aus Petersburg zu uns gekommen war. Später wunderte man ſich nicht wenig darüber, daß alle dieſe Amtsperſonen ſich „gerade am Abend des Verbrechens im Hauſe der exekutiven Macht“ verſammelt hatten. Indeſſen hatte ſich das in ganz natürlicher Weiſe ſo getroffen: Die Frau Hippolyt Kirillowitſchs, alſo des Staatsanwalts, litt ſchon den zweiten Tag an Zahnſchmerzen, und ſo mußte der Herr Staatsanwalt doch irgendwohin vor ihrem Geſtöhn flüchten. Der Kreisarzt jedoch konnte allein ſchon ſeinem Weſen nach den Abend nicht anders verbringen als am Kartentiſch. Und Nikolai Parfenowitſch Neljudoff hatte es ſich ſchon vor drei Tagen vorgenommen, an dieſem Abend zu Michail Makarowitſch zu gehen, und zwar ganz zufällig, um hinterliſtig die älteſte Enkelin, Olga Michailowna, zu erſchrecken, ihr nämlich plötzlich zu ſagen, daß er um ihr „Geheimnis“ wiſſe: daß heute ihr Geburtstag ſei, und

daß ſie dies abſichtlich verheimlicht habe, um nicht wieder die ganze Geſellſchaft zu einem Ball einladen zu müſſen. Es war zu erwarten, daß man den Abend luſtig verbringen werde, da Scherze über ihr Alter, über das „Geheimnis", das er jetzt allen erzählen konnte, ihre vermutliche Angſt deswegen uſw. uſw. genügend Stoff zum Lachen abgeben konnten. Der liebenswürdige junge Mann war in ſolchen Dingen ein großer Schlingel, wie ihn unſere Damen lachend nannten, und was ihm ſehr zu gefallen ſchien. Übrigens war er gut erzogen, aus guter Familie, hatte ein gutes Auftreten und gute Manieren, und wenn er auch ein Lebemann war, ſo blieb er doch ein innerlich unſchuldiger und immer wohlerzogener, anſtändiger junger Mann. Was ſein Äußeres anbelangt, ſo war er ziemlich klein von Wuchs und von ſchwächlichem, zartem Körperbau. An ſeinen ſchmalen und bleichen Fingern glänzten ſtets ein paar große teure Ringe. Wenn er ſeine Amtspflicht erfüllte, kam immer eine gewiſſe ſelbſtbewußte Würde über ihn, als hielte er ſeine Bedeutung und ſeine Pflicht für etwas Heiliges. Beſonders gut verſtand er es, bei Verhören von Mördern und anderen Verbrechern aus dem Volke, dieſelben durch ſeine Fragen zu verblüffen, und in ihnen, wenn auch nicht gerade Hochachtung für ſich, ſo doch etwas wie bewunderndes Erſtaunen zu erwecken.

Als Perchotin beim Kreispolizeichef eintrat, blieb er ganz verdutzt ſtehen: er ſah ſofort, daß man ſchon alles wiſſen mußte. Man hatte die Karten im Stich gelaſſen, alle ſtanden und berieten ſich, und auch Niko-

lai Parfenowitſch war von den Damen herbeigeeilt und ſah ungemein kampfbereit und entſchloſſen aus. Perchotin wurde mit der überraſchenden Mitteilung empfangen, daß der alte Fedor Pawlowitſch Karamaſoff am ſelben Abend in ſeinem Hauſe erſchlagen worden war, erſchlagen und beraubt. Erfahren hatte man es vor ein paar Minuten auf folgende Weiſe:

Marfa Ignatjewna, die Frau des am Zaun von Mitjá verletzten Grigorij, ſchlief nach der eingenommenen Medizin ungewöhnlich feſt in ihrem Bett und hätte wahrſcheinlich bis zum Morgen ſo geſchlafen — plötzlich aber wachte ſie auf: der epileptiſche Schrei Sſmerdjákoffs, der bewußtlos im Nebenzimmer gelegen hatte, war ihr durch Mark und Bein gefahren. Dieſer Schrei, mit dem gewöhnlich die epileptiſchen Anfälle begannen, machte auf Marfa Ignatjewna ſtets einen ſo ſchrecklichen Eindruck, daß ſie davon faſt krank wurde. Sie hatte ſich noch immer nicht an ihn gewöhnt, obgleich ſie ihn doch oft genug gehört hatte. Halb beſinnungslos ſprang ſie auf und ſtürzte in das Nebenzimmer zu Sſmerdjákoff. Doch dort war es ſtockdunkel, und ſie hörte nur, wie der Kranke unheimlich ſchnarchte und um ſich ſchlug. Da ſchrie auch Marfa Ignatjewna auf, und rief ihren Mann, doch plötzlich fiel ihr ein, daß Grigorij, als ſie aufgeſprungen war, nicht neben ihr gelegen hatte. Sie lief zurück zum Bett und betaſtete es, doch das Bett war leer. „So iſt er fortgegangen, — wohin?“ Sie lief hinaus auf die Treppe und rief einmal ängſtlich ſeinen Namen. Sie erhielt natürlich keine Antwort, aber es ſchien ihr, als hörte ſie durch die windſtille Nacht irgend-

woher, gleichſam fern aus dem Garten, Geſtöhn zu ſich dringen. Sie horchte auf: da kam es wieder durch die Nacht, und ſie hörte deutlich, daß es aus dem Garten kam. „Heilige Marie, das iſt ja ganz wie damals die Liſaweta im Badehäuschen!“ dachte ſie erſchrocken. Ängſtlich ſtieg ſie die Stufen hinab, und da erſt gewahrte ſie, daß das Gartenpförtchen offen war. „Sicher iſt er dort, mein Lieber,“ dachte ſie, und ging zum Pförtchen. Doch dort vernahm ſie plötzlich ganz deutlich, daß Grigorij ſie rief: „Marfa, Marfa!“ mit ſchwacher, angſtvoller Stimme, die wie ein Geſtöhn klang. „Großer Gott, beſchütz uns vor Unheil,“ flüſterte ſie zitternd und eilte dann hin, woher der Ruf kam, und fand ihren Grigorij. Nur fand ſie ihn nicht am Zaun, wo er niedergefallen war, ſondern ungefähr zwanzig Schritt vom Zaun entfernt. Später ſtellte ſich heraus, daß er, zu ſich gekommen, zu kriechen begonnen hatte, und ſo aus eigener Kraft, natürlich mit Unterbrechungen und unter erneuter Beſinnungsloſigkeit, ſich ſo weit geſchleppt hatte. Marfa Ignatjewna bemerkte ſofort, daß ſein Geſicht blutüberſtrömt war, und ſie begann laut zu ſchreien. Grigorij konnte nur leiſe und zuſammenhanglos ſtammeln: „Erſchlagen . . . hat den Vater erſchlagen . . . was ſchreiſt du, dummes Weib . . . lauf, ruf . . .“ Doch Marfa Ignatjewna ſchrie unentwegt, ſo laut ſie konnte. Da bemerkte ſie aber, daß beim Herrn das Fenſter offen und das Zimmer hell erleuchtet war, und ſie lief, Fedor Pawlowitſch laut zu Hilfe rufend, hin zum Fenſter. Als ſie aber rufend in das Zimmer ſah, erblickte ſie etwas Grauenvolles: der Herr lag lang ausgeſtreckt auf dem

Fußboden, regungslos. Sein heller Schlafrock und das weiße Hemd auf der Bruſt waren von Blut überſtrömt. Das Licht auf dem Tiſch beleuchtete grell die roten Blutlachen und das ſtarre Totengeſicht der Leiche Fedor Pawlowitſchs. Im größten Entſetzen taumelte Marfa Ignatjewna vom Fenſter zurück und ſtürzte, ſo ſchnell ſie konnte, aus dem Garten, riß den Riegel der Pforte auf und lief in die Nebengaſſe zur Nachbarin, zu Marja Kondratjewna. Dort klopfte ſie wie wahnſinnig an die Fenſterläden, bis ſie ſchließlich beide Frauen, die natürlich ſchon feſt ſchliefen, aufweckte und dieſe erſchrocken ans Fenſter gelaufen kamen. Marfa Ignatjewna erzählte, ſo gut ſie konnte, d. h. ſchreiend und heulend, das Hauptſächliche und rief ſie zu Hilfe. Es traf ſich, daß auch Foma gerade bei ihnen übernachtete. Er wurde im Augenblick aus dem Bett gezogen, und ſo liefen denn alle drei zurück an den Ort des Verbrechens. Unterwegs erinnerte ſich Marja Kondratjewna, am Abend, ungefähr um neun Uhr, einen lauten, durchdringenden Schrei gehört zu haben, und wie es ihr geſchienen hatte, war er aus dem Karamaſoffſchen Garten gekommen. Das war derſelbe Schrei geweſen, den Grigorij am Zaun ausgeſtoßen hatte, bevor er von Dmitrij Fedorowitſchs Schlage zu Boden geſtürzt war — ſein Schrei: „Vatermörder!“

„Ich hörte nur einen Schrei, es muß ein Menſch geſchrien haben, und dann war wieder alles ſtill,“ erzählte Marja Kondratjewna, während ſie hinliefen. Im Garten hoben ſie alle drei Grigorij auf und trugen ihn mit vereinten Kräften in die Leutewohnung. Sie machten ſofort Licht, und da ſahen ſie, daß Sſmerdjá-

koff noch immer um ſich ſchlug: von den Augen im Krampf war nur das Weiße zu ſehen, und Schaum ſtand ihm vor dem Munde. Grigorijs Kopf wurde mit Waſſer und Eſſig gewaſchen. Er kam alsbald zu ſich, und ſeine erſte Frage war: „Lebt der Herr noch, oder iſt er tot?“ Da liefen denn die beiden Frauen und Foma zum Herrenhauſe, und erſt jetzt bemerkten ſie, daß nicht nur das Fenſter, ſondern auch die Tür, die aus dem Hauſe in den Garten führte, weit offen war, während der Herr ſich doch ſchon ſeit einer Woche an jedem Abend feſt und ſorgfältig einzuſchließen pflegte und ſogar Grigorij ſtrengſtens verboten hatte, was auch geſchehen ſollte, an die Tür oder das Fenſter zu klopfen. Als ſie nun dieſe offene Tür ſahen, wollte niemand zum Herrn hineingehen, „damit man nicht am Ende noch uns für die Mörder hält.“ Als ſie darauf noch unentſchloſſen zu Grigorij zurückkehrten, befahl der ſofort, unverzüglich zum Polizeichef zu laufen. So machte ſich denn Marja Kondratjewna auf und lief zu Michail Makarowitſch, bei dem ſie alle in nicht geringe Aufregung verſetzte. Perchotin erſchien vielleicht nur fünf Minuten ſpäter, ſo daß ſeine Ausſagen nicht mehr vage Vermutungen waren, ſondern durch das Beweismaterial, das er vorbrachte, nur noch den allgemeinen Verdacht, wer der Mörder ſein konnte, verſtärkten. Perchotin ſelbſt hatte ſich bis zum letzten Augenblick noch immer geweigert, daran zu glauben.

Man beſchloß, energiſch zu handeln. Der Gehilfe des Polizeimeiſters wurde ſofort beauftragt, vier Zeugen für die Hausſuchung und zur Hilfeleiſtung aufzutreiben, und dann begab man ſich zum Karamaſoffſchen

Hauſe, wo man nach allen vorſchriftsmäßigen Regeln, die ich hier nicht weiter erörtern will, den Tatbeſtand aufnahm. Der Kreisarzt, der als junger Praktikant noch für Ausnahmefälle intereſſiert war, hatte natürlich ſofort gebeten, die Herren begleiten zu dürfen. Ich will hier nur noch kurz bemerken, daß ſie Fedor Pawlowitſch tot vorfanden, mit eingeſchlagenem Schädel. Womit aber war der Schädel eingeſchlagen worden? Am wahrſcheinlichſten wohl mit derſelben Waffe, mit der der Mörder ſpäter auch Grigorij zu Boden geſtreckt hatte. Man verhörte Grigorij, dem inzwiſchen die nötige ärztliche Hilfe zuteil geworden war, und erfuhr von ihm, in ziemlich zuſammenhängender Rede, obwohl er nur leiſe und mit Unterbrechungen ſprechen konnte, was er geſehen hatte. Darauf begab man ſich mit einer Laterne zum Zaun, begann dort zu ſuchen und fand ſogleich die Mörſerkeule, die auf dem Gartenwege, auf der ſichtbarſten Stelle lag. Im Zimmer Fedor Pawlowitſchs war keinerlei verdächtige Unordnung zu bemerken, doch hinter dem „chineſiſchen" Schirm fand man vor dem Bett ein großes Kuvert von dickem Papier in Kanzleiformat, mit der Aufſchrift: „Ein kleines Geſchenk für meinen Engel Gruſchenka, wenn ſie zu mir kommen will," und darunter war gleichfalls von Fedor Pawlowitſch, wahrſcheinlich etwas ſpäter, noch hinzugefügt, „und Küchelchen". Auf der anderen Seite des Kuverts waren drei große Siegel von rotem Siegellack, doch das Kuvert war bereits aufgeriſſen und leer: das Geld war herausgenommen. Auch fand man dort noch auf dem Fußboden ein roſarotes Bändchen, mit dem

das Kuvert kreuzweis umbunden gewesen war. Von den Aussagen Perchotins machte auf den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter besonders die eine Mitteilung großen Eindruck: daß Dmitrij Fedorowitsch sich bestimmt am Morgen erschießen werde, daß er es beschlossen, in seiner Gegenwart die Pistole geladen, den Zettel geschrieben und in die Tasche gesteckt habe usw., und daß Mitjá auf Perchotins Drohung, es jemandem anzuzeigen, lächelnd geantwortet hatte: „Kommst zu spät, mein Lieber." Daraus ging hervor, daß man sich so schnell als möglich nach Mokroje aufmachen mußte, um den Verbrecher, noch bevor er seine Absicht verwirklichen konnte, zu verhaften. „Das ist doch klar, das liegt doch auf der Hand!" wiederholte der Staatsanwalt, der die ganze Zeit über sehr lebhaft war. „Das ist so echt ihre Art, ich meine, die Art der Verbrecher seines Schlages: morgen erschieße ich mich, vorher aber geh ich noch einmal durch." Die Schilderung, wie Mitjá bei Plotnikoff Wein und Eßwaren bestellt und mitgenommen hatte, brachte den Staatsanwalt nur noch mehr auf. „Erinnern Sie sich noch, meine Herren, jenes jungen Burschen, der den Kaufmann Oljssufjeff erschlagen hatte und für die geraubten tausendfünfhundert Rubel sich frisieren ließ und sich gleichfalls, ohne das Geld ordentlich zu verstecken, unverzüglich zu den Frauenzimmern begab." Einstweilen aber ging es nicht an, sich sofort nach Mokroje aufzumachen, da die Voruntersuchung im Hause Fedor Pawlowitschs, die Verhöre und Formalitäten noch nicht beendet waren. Das nahm noch viel Zeit in Anspruch, und so schickte man vorläufig Mawrikij

Mawrikjewitſch Schmerzoff, der am Tage vorher in die Stadt gekommen war, um ſein Monatsgehalt in Empfang zu nehmen, nach Mokroje voraus. Er wurde beauftragt, wenn er dort angekommen ſei, den „Mörder“ ganz unauffällig, „damit er nicht den geringſten Verdacht ſchöpfe“, zu bewachen, bis die anderen nachgekommen wären, und inzwiſchen auch den Dorfſchulzen, den Bauernamtmann und Zeugen aufzutreiben. Das tat denn auch Mawrikij Mawrikjewitſch. Er blieb inkognito und weihte nur Triſon Boriſſytſch, bei dem er ſchon oft abgeſtiegen war, und der ihn gut kannte, zum Teil in ſein Geheimnis ein. Das war kurz vorher geſchehen, als Mitjá dem Wirt in der Dunkelheit auf der kleinen Galerie begegnet war und in deſſen Reden wie im ganzen Verhalten zu ihm eine Veränderung wahrgenommen hatte. So wußte weder Mitjá noch ſonſt jemand von den Gäſten, daß er bewacht wurde. Der Piſtolenkaſten war von Triſon Boriſſytſch bereits an einem verſchwiegenen Orte wohlweislich verſteckt worden. Erſt um fünf Uhr morgens, alſo noch vor Tagesanbruch, kam die Obrigkeit, der Kreispolizeichef, der Staatsanwalt und der Unterſuchungsrichter in zwei Wagen, jeder mit einer Troika beſpannt, in Mokroje an. Der Doktor war in der Stadt zurückgeblieben, da er am Morgen die Obduktion der Leiche des Erſchlagenen vornehmen wollte und ihn außerdem der Zuſtand des kranken Dieners Sſmerdjákoff außerordentlich intereſſierte.

„So heftigen und ſo lange andauernden Anfällen der Epilepſie, die ſich im Verlaufe von ganzen achtundvierzig Stunden ununterbrochen wiederholen, begegnet

man nur äußerſt ſelten, das iſt ein Fall, der der Wiſſenſchaft gehört," hatte er, ganz Intereſſe, ſeinen abfahrenden Partnern geſagt, und die hatten ihn lachend beglückwünſcht. Bei der Gelegenheit hatten ſich auch noch der Staatsanwalt ſowie der Unterſuchungsrichter gemerkt, daß der Doktor in überzeugtem Tone noch hinzugefügt hatte, Sſmerdjákoff werde den Morgen nicht mehr erleben.

Nach dieſer langen, doch unvermeidlichen Erklärung kehre ich wieder zu dem Zeitpunkt meiner Erzählung zurück, wo ich ſie im vorhergehenden Buche unterbrochen habe.

III.

Der Gang der Seele durch die Hölle
Das erſte Purgatorium

So ſaß Mitjá und ſah mit wildem Blick die Anweſenden die rings um ihn ſtanden, an, ohne zu verſtehen, was man zu ihm ſprach. Plötzlich ſtand er auf, hob die Arme empor und rief laut:

„Ich bin unſchuldig! An dieſem Blute trage ich keine Schuld! An dem Blute meines Vaters bin ich unſchuldig . . . Ich wollte ihn erſchlagen, aber ich habe es nicht getan! Ich bin unſchuldig!"

Doch kaum hatte er das ausgeſprochen, als Gruſchenka den Vorhang zur Seite riß und ſich nach zwei Schritten wie gebrochen dem Polizeichef zu Füßen warf.

„Ich bin es, ich! Ich Sündige, ich trage die

Schuld!“ rief ſie mit einer Stimme, einer Verzweiflung, die die Seele zerriß. Ihr Geſicht war von Tränen überſtrömt, und in verzweifelter Selbſtanklage erhob ſie flehend die Hände. „Meinetwegen hat er gemordet! Ich habe ihn ſo weit gebracht, ich bin es, die ihn ſo gemartert hat! Und auch den armen Alten habe ich gequält und ſo weit gebracht! Ich bin die Schuldige, die Hauptſchuld trage ich allein, ich bin die erſte Schuldige!“

„Ja, du biſt die Schuldige! Du biſt die Hauptverbrecherin! Du ſchamloſes, verderbtes Weib, du biſt die Hauptſchuldige!“ ſchrie, mit der Fauſt drohend, der Polizeichef ſie an.

Doch er wurde ſofort und faſt mit Gewalt beſänftigt. Der Staatsanwalt umfaßte ihn ſogar mit beiden Armen.

„Das geht denn doch nicht, Michail Makarowitſch . . . auf dieſe Weiſe ſtören Sie nur die Unterſuchung . . . und ſchaden der Sache . . .“ redete er ihm zu.

„Maßregeln ergreifen, Maßregeln ergreifen, unbedingt Maßregeln!“ brauſte auch Nikolai Parfenowitſch Neljudoff nervös auf, „anders iſt es ganz unmöglich, entſchieden ganz unmöglich! . . .“

„Richtet uns zuſammen!“ fuhr Gruſchenka außer ſich fort, immer noch auf den Knien liegend, „richtet uns zuſammen hin, ich gehe mit ihm ſelbſt in den Tod!“

„Gruſcha, du! mein Leben du, mein Blut, mein Heiligſtes!“ Mitjá ſtürzte zu ihr nieder und preßte ſie in der Umarmung wild und verzweifelt an ſich. „Glauben Sie ihr nicht,“ rief er, „an nichts iſt ſie ſchuldig,

an keinem Blute und an nichts, nichts, nicht die geringste Schuld kann sie treffen!"

Er erinnerte sich später noch dunkel, daß ihn mehrere Männer mit Gewalt von ihr fortrissen, daß sie plötzlich hinausgebracht wurde, und daß er schließlich, schon am Tisch auf einem Stuhl sitzend, wieder zur Besinnung gekommen war. Neben und hinter ihm standen die Leute mit den Blechschildern auf der Brust. An der anderen Seite des Tisches, ihm gegenüber auf dem Sofa, saß Neljudoff, der Untersuchungsrichter, und redete ihm immer wieder zu, aus dem Glase, das vor ihm stand, etwas Wasser zu trinken. „Das wird Sie erfrischen und beruhigen, fürchten Sie sich nicht, beunruhigen Sie sich nicht," fügte er immer wieder äußerst höflich hinzu. Später erinnerte sich Mitjá noch, daß die großen Ringe des Sprechers ihn plötzlich lebhaft interessiert hatten, der eine Ring mit einem Amethyst und der andere mit einem hellgelben, klaren Stein von wundervollem Feuer. Und lange noch nachher erinnerte er sich verwundert, wie diese Ringe seinen Blick unwiderstehlich während dieses ganzen schrecklichen Verhörs immer wieder angezogen, und wie er sich aus irgendeinem Grunde weder von ihnen hatte losreißen, noch sie, als für seine Lage doch völlig gleichgültige Gegenstände, hatte vergessen können. Links, seitlich von Mitjá, saß auf dem Platz, wo zu Anfang des Abends Marimoff gesessen hatte, der Staatsanwalt, und rechts von ihm —, auf dem Platz, den Gruschenka eingenommen hatte, saß ein rotwangiger junger Mann in einem abgetragenen Rock, der einer Jägerjoppe glich. Vor ihm befand sich bereits ein Tintenfaß und Papier. Das

war der Schriftführer des Unterſuchungsrichters, den dieſer aus der Stadt mitgenommen hatte. Der Polizeichef ſtand aber jetzt am Fenſter, am anderen Ende des Zimmers neben Kalganoff, der ſich dort auf einen Stuhl niedergelaſſen hatte.

„Trinken Sie doch Waſſer!“ wiederholte ſanft, vielleicht ſchon zum zehntenmal der Unterſuchungsrichter.

„Ich habe getrunken, meine Herren . . . aber . . . nun, was, meine Herren, erdrücken Sie mich, richten Sie mich hin, entſcheiden Sie über mein Geſchick!“ rief Mitjá, der ihn mit unheimlich ſtarrem Blick aus weit offenen Augen anſah.

„Alſo, Sie behaupten poſitiv, am Tode Ihres Vaters Fedor Pawlowitſch Karamaſoff unſchuldig zu ſein?“ fragte freundlich, doch nachdrücklich der Unterſuchungsrichter.

„Ja, ich bin unſchuldig! Schuld bin ich an einem anderen Blute, am Blute eines anderen alten Mannes, doch nicht am Blute meines Vaters. Und ich bereue es! Ich habe den Alten erſchlagen, erſchlagen und niedergeſtreckt . . . Doch ſchwer iſt es, dieſes Blutes wegen für ein anderes Blut einſtehen zu müſſen, für ein furchtbares Blut, an dem ich unſchuldig bin . . . Es iſt eine furchtbare Anklage, meine Herren . . . als hätte man mich mit einem Keulenſchlag auf den Kopf getroffen! Aber wer hat denn den Vater erſchlagen, wer hat ihn erſchlagen? Wer anders hat ihn denn erſchlagen können, wenn ich es nicht war? Da muß ein Wunder geſchehen ſein, etwas Ungereimtes, etwas Unmögliches, Undenkbares! . . .“

„Ja, das ist es nun, wer anders hätte ihn erschlagen können? . . .“ begann der Untersuchungsrichter, doch der Staatsanwalt (wir wollen ihn der Kürze wegen so nennen, obgleich er nur der Stellvertreter des Staatsanwalts war) wechselte mit ihm einen Blick und sagte dann zu Mitjá gewandt:

„Sie beunruhigen sich diesmal ganz unnötigerweise wegen des Dieners Grigorij Wassiljewitsch. Ich kann Ihnen mitteilen, daß er lebt; er ist bald darauf wieder zu sich gekommen und wird trotz der schweren Verletzung, die, nach seiner und jetzt auch nach Ihrer Aussage, S i e ihm zugefügt haben, wahrscheinlich am Leben bleiben, oder vielmehr bestimmt, wenigstens nach der Aussage des Arztes.“

„Er lebt? So ist er nicht erschlagen?“ schrie Mitjá wie wahnsinnig auf und hob die Hände empor. Sein ganzes Gesicht strahlte. „Mein Herr und mein Gott, ich danke Dir für das Wunder, das Du für mich, den Sünder und Missetäter hast geschehen lassen, daß Du mein Gebet erhört hast! . . . Ja, ja, auf mein Gebet hin ist es geschehen — ich habe doch die ganze Nacht gebetet!“

Und er bekreuzte sich dreimal. Er war ganz atemlos vor Freude.

„Nun und von diesem Grigorij haben wir die so wichtigen Aussagen gegen Sie erhalten, daß . . .“ wollte der Staatsanwalt fortfahren, doch Mitjá sprang plötzlich vom Stuhl auf und unterbrach ihn:

„Auf einen Augenblick, meine Herren, um Gottes willen, nur auf eine Minute; ich will nur schnell zu ihr laufen . . .“

„Erlauben Sie! Das ist unmöglich! In diesem Augenblick ist das ganz ausgeschlossen!“ rief mit einer Stimme, die vor Erregung ganz schrill klang, der Untersuchungsrichter, der sofort gleichfalls aufgesprungen war. Mitjá wurde von den Männern mit den Blechschildern auf der Brust ergriffen, doch setzte er sich bereits von selbst wieder auf seinen Stuhl.

„Wie schade! Ich wollte ja nur auf einen Augenblick zu ihr . . . um ihr zu sagen, daß es abgewaschen ist, daß es verschwunden ist, dieses Blut, das die ganze Nacht mein Herz gequält hat, daß ich jetzt nicht mehr ein Mörder bin, wie ich glaubte! Meine Herren, sie ist doch jetzt meine Braut!“ sagte er plötzlich begeistert, ganz verzückt und jubelnd, während seine seligen Blicke von dem einen zum anderen gingen. „Oh, ich danke Ihnen, meine Herren! Wenn Sie wüßten, was diese Mitteilung für mich ist! Sie haben mich von den Toten auferweckt! . . . Dieser Greis — der hat mich doch auf den Armen getragen, mich als dreijähriges Kind im Waschtroge gebadet, als mich alle vergessen hatten, er war wie ein leiblicher Vater zu mir! . . .“

„Also, Sie . . .“ wollte wieder der Untersuchungsrichter beginnen.

„Gestatten Sie, meine Herren, nur noch eine Minute!“ unterbrach Mitjá von neuem; er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Nur einen Augenblick, um mich etwas zu sammeln, nur einmal aufzuatmen, meine Herren. So etwas erschüttert einen unglaublich, der Mensch ist doch kein — Trommelfell, meine Herren!“

„Würden Sie nicht etwas Wasser trinken . . .“

forderte wieder der Unterſuchungsrichter ein wenig zerſtreut auf.

Da ließ aber Mitjá auch ſchon die Hände ſinken, und lachend lehnte er ſich zurück. Sein Blick war wieder munter, und der ganze Menſch ſchien ſich in dieſer einen Minute verändert zu haben. Auch ſein ganzer Ton und ſeine ganze Haltung waren verändert: er ſaß wieder als Gleichgeſtellter unter ihnen, wie er vielleicht geſtern, als noch nichts geſchehen war, mit dieſen ſeinen früheren Bekannten irgendwo in der Geſellſchaft zuſammengeſeſſen hätte. Übrigens muß ich hier noch bemerken, daß er zu Anfang ſeines Aufenthaltes bei uns im Hauſe des Polizeichefs ſehr herzlich empfangen worden war; doch ſpäter, beſonders im letzten Monat, hatte Mitjá ſeine Beſuche in dieſem Hauſe faſt ganz eingeſtellt; und ſo hatte denn Michail Makarowitſch bei Begegnungen, z. B. auf der Straße, ſtets eine wichtige Miene gemacht und ſeinen Gruß eigentlich nur aus Höflichkeit erwidert, was von Mitjá ſehr wohl bemerkt worden war. Mit dem Staatsanwalt war er nur ganz oberflächlich bekannt, doch der Gemahlin desſelben — es war eine nervöſe und phantaſtiſche Dame —, hatte er zuweilen ſeine Aufwartung gemacht, wenn es auch immer nur höchſt ehrerbietige und rein geſellſchaftliche kurze Viſiten geweſen waren. Eigentlich hatte er ſelbſt nicht recht gewußt, warum er zu ihr ging, doch hatte ſie ihn jedesmal ſehr freundlich empfangen und für ihn ein Intereſſe gezeigt, das ſich bis zur letzten Zeit nicht verringert hatte. Mit dem jungen Unterſuchungsrichter Nikolai Parfenowitſch Neljudoff hatte er aus Mangel an einer Gelegenheit noch nicht

Freundſchaft geſchloſſen, doch war er auch mit ihm zuſammengekommen und hatte ſogar zweimal mit ihm geſprochen — beide Male über das weibliche Geſchlecht.

„Sie, Nikolai Parfenowitſch, ſind ja, wie ich ſehe, ein famoſer Unterſuchungsrichter," begann Mitjá lachend, „aber ich werde Ihnen jetzt ſelbſt bei der Sache behilflich ſein. Oh, meine Herren, jetzt bin ich ja erlöſt, — Grigorij lebt! . . . Und tragen Sie es mir nicht nach, daß ich mich ſo ohne Umſtände und gerade heraus an Sie wende. Zudem bin ich noch ein wenig betrunken, das geſtehe ich ganz offen ein. Ich glaube, ich hatte die Ehre, Nikolai Parfenowitſch . . . die Ehre und das Vergnügen, bei meinem Verwandten Miuſſoff Ihre Bekanntſchaft zu machen . . . Das heißt, meine Herren, ich erhebe ja keinen Anſpruch auf völlige Gleichſtellung mit Ihnen . . . Ich begreife doch, als was ich in dieſem Augenblick vor Ihnen ſitze. Auf mir ruht . . . wenn Grigorij gegen mich ausgeſagt hat . . . ſo ruht, — nun, verſteht ſich, es laſtet auf mir ein ſchrecklicher Verdacht! Entſetzlich, entſetzlich! — ich verſtehe das doch vollkommen! Aber zur Sache, meine Herren, ich bin bereit, und wir werden das alles im Augenblick erledigen, denn, nicht wahr, wenn ich weiß und Ihnen ſage, daß ich unſchuldig bin, ſo kann doch alles ſofort erledigt werden! Nicht wahr, meine Herren?"

Mitjá ſprach raſch und viel, er ſprach unruhig, doch von ganzem Herzen aufrichtig — als hielte er ſeine Zuhörer für ſeine beſten Freunde.

„Alſo: wir können ſomit niederſchreiben, daß Sie die gegen Sie erhobene Anklage radikal zurückweiſen?"

fragte Neljudoff, der Unterſuchungsrichter, eindringlich, und diktierte darauf, zum Schreiber gewandt, halblaut, was dieſer zu notieren hatte.

„Niederſchreiben? Sie wollen das niederſchreiben? Nun, ſo ſchreiben Sie nieder, ſoviel Sie wollen . . . ich habe nichts dagegen, Sie haben mein volles Einverſtändnis. Meine Herren . . . Nur, ſagen Sie . . . Halt, nein, warten Sie, ſchreiben Sie ſo: Ihn trifft die Schuld an . . . nun, an Gewalttätigkeiten, ſchweren Verletzungen, die er dem armen Alten zugefügt hat, darin bekennt er ſich ſchuldig. Nun und dann noch für mich, in meinem Inneren, in der Tiefe des Herzens bin ich ſchuldig, — aber das iſt nicht mehr nötig, aufzuſchreiben" (er wandte ſich an den Schreiber), „das ſind bereits meine privaten Angelegenheiten, das geht Sie, meine Herren, nichts mehr an, dieſe tiefſten Herzensgeheimniſſe, das heißt . . . ‚Was aber die Ermordung des alten Vaters betrifft' — ſchreiben Sie — ‚ſo iſt er — u n ſ ch u l d i g!' Das iſt Wahnſinn, das iſt vollkommener Wahnſinn! . . . Ich werde es Ihnen beweiſen, und Sie werden ſich ſofort überzeugen. Sie werden noch lachen, meine Herren, Sie werden noch über Ihren Verdacht lachen! . . ."

„Beruhigen Sie ſich, Dmitrij Fedorowitſch," — damit erinnerte ihn der Unterſuchungsrichter an ſeine Aufführung und wollte offenbar durch die eigene Ruhe die Erregung des anderen beſänftigen. „Bevor wir das Verhör fortſetzen, würde ich, vorausgeſetzt, daß Sie einwilligen zu antworten, gerne nochmals von Ihnen die Beſtätigung der Tatſache vernehmen wollen, daß Sie den verſtorbenen Fedor Pawlowitſch, wie es ſcheint,

nicht geliebt und mit ihm fortgeſetzt Streit gehabt haben . . . Wenigſtens haben Sie hier vor ungefähr einer Viertelſtunde, wenn ich mich nicht täuſche, ſelbſt etwas Derartiges geäußert: daß Sie ſogar die Abſicht gehabt hätten, ihn zu erſchlagen. ‚Ich habe ihn nicht erſchlagen, aber ich wollte ihn erſchlagen!‘ riefen Sie aus, ſoviel ich mich deſſen erinnere.“

„Ich ſoll das ausgerufen haben? Nun ja, das kann ſehr wohl ſein! Meine Herren, allerdings, zum Unglück wollte ich ihn erſchlagen, ſogar mehreremal habe ich es gewollt . . . zum Unglück, leider!“

„Alſo, Sie wollten es. Würden Sie nicht auch bereit ſein, uns zu erklären, welches die Urſachen Ihres Haſſes auf Ihren Vater waren?“

„Was iſt da zu erklären, meine Herren!“ ſagte Mitjá mit finſterem Geſicht, zuckte mit der einen Schulter und ſenkte den Blick zu Boden. „Ich habe doch meine Gefühle wahrlich nicht verborgen, die ganze Stadt ſpricht ja davon, — alle Menſchen im Gaſthauſe haben es gehört. Noch vor ein paar Tagen habe ich es im Kloſter, in der Zelle des Staretz Soſſima erklärt . . . Und am Abend desſelben Tages habe ich den Vater noch verprügelt und beinahe totgeprügelt, und dann noch geſchworen, wiederzukommen und ihn ganz zu erſchlagen, und alles in Gegenwart von Zeugen . . . Oh, Zeugen gibt es zu Tauſenden! Habe ich doch den ganzen Monat zu allen davon geſprochen, alle ſind Zeugen! . . . Die Tatſache liegt ja auf der Hand, die Tatſache ſpricht, ſchreit, aber — die Gefühle, meine Herren, die Gefühle, um die es ſich dabei handelt, die ſind etwas anderes. Sehen Sie, meine Herren“ (Mit-

jäs Geſicht verfinſterte ſich), „ich glaube, daß Sie nicht berechtigt ſind, mich nach meinen Gefühlen zu fragen. Für Sie bin ich natürlich überführt, ich begreife das ſehr gut, aber das — das geht nur mich etwas an, das iſt meine Sache, meine innere, intime Angelegenheit, jedoch . . . da ich auch früher ſchon meine Gefühle nicht verheimlicht habe . . . im Gaſthauſe zum Beiſpiel, und allen und jedem davon geſprochen habe, ſo . . . ſo werde ich auch jetzt kein Geheimnis daraus machen . . . Sehen Sie, meine Herren, ich begreife ſehr gut, daß in dieſem Falle ſchwere Beweiſe gegen mich vorliegen: ich habe allen geſagt, daß ich ihn totſchlagen werde, und plötzlich iſt er erſchlagen: wer ſoll es nun getan haben, wenn nicht ich? Ha — ha! Ich entſchuldige Sie, meine Herren, ich entſchuldige Sie vollkommen. Bin ich doch ſelbſt ganz betroffen, denn wer kann ihn ſchließlich in dieſem Falle erſchlagen haben, wenn nicht ich? So verhält es ſich doch, nicht wahr? Wenn ich es nicht getan habe, wer dann, wer dann? Meine Herren," rief er plötzlich unruhig, „ich will es wiſſen, ich verlange von Ihnen, daß Sie mir ſagen, meine Herren: Wo iſt er erſchlagen worden? Wie erſchlagen, womit und wie? Sagen Sie es mir!"

Sein fragender Blick ging zwiſchen dem Staatsanwalt und dem Unterſuchungsrichter hin und her.

„Wir fanden ihn auf dem Fußboden ſeines Schlafzimmers ausgeſtreckt auf dem Rücken liegen. Die Schädeldecke war eingeſchlagen," ſagte der Staatsanwalt.

„Grauenvoll!" Mitjä fuhr plötzlich zuſammen und

bedeckte das Geſicht, den Arm auf den Tiſch ſtützend, mit der rechten Hand.

„Wir fahren alſo fort im Verhör," begann wieder der Unterſuchungsrichter. „Alſo: Was war die Urſache Ihres Haſſes auf Fedor Pawlowitſch? Ich glaube, Sie haben öffentlich geſagt, daß es Eiferſucht geweſen ſei?"

„Nun ja, Eiferſucht, und nicht nur Eiferſucht allein."

„Und Streit wegen Geld?"

„Nun ja, auch wegen Geld."

„Und, wenn ich mich nicht täuſche, handelte es ſich dabei um dreitauſend Rubel, die angeblich als ihr Erbteil Ihnen nicht ausgezahlt worden ſeien?"

„Was für Dreitauſend! Mehr, viel mehr!" rief Mitjá auffahrend, „mehr als ſechs, mehr als zehn vielleicht. Ich habe es allen geſagt, überall erzählt! Aber ich hatte ſchon beſchloſſen, nun, meinetwegen, mich mit Dreitauſend zufrieden zu geben. Dieſe Dreitauſend hatte ich dermaßen nötig, dermaßen . . . ſo daß ich dieſe dreitauſend Rubel, die er, das wußte ich, unter ſeinem Kopfkiſſen für Gruſchenka bereit hielt, einfach als mein Geld betrachtete, das er von mir geſtohlen hatte. Ja, meine Herren, ich hielt es für mein Eigentum, für mein geſtohlenes Eigentum . . ."

Der Staatsanwalt tauſchte mit dem Unterſuchungsrichter einen bedeutſamen Blick aus, und es gelang ihm noch, dieſem einen kleinen Wink zu geben.

„Auf dieſen Punkt werden wir noch ſpäter zurückkommen," bemerkte ſofort der Unterſuchungsrichter, „vorläufig erlauben Sie nur, gerade das zu notieren:

daß Sie das Geld in jenem Kuvert gleichſam als Ihr Eigentum angeſehen haben."

„Schreiben Sie es nur auf, meine Herren, ich begreife ja ſehr gut, daß das wiederum ein Verdachtsmomert gegen mich iſt. Aber ich fürchte keine Verdachtsmomente und rede ſelbſt wider mich. Hören Sie, ich ſelbſt! Sehen Sie, meine Herren, Sie halten mich, ſcheint es, für einen ganz anderen Menſchen, als ich bin," fügte er finſter und traurig hinzu. „Mit Ihnen ſpricht ein Edelmann, ein Menſch, der wirklich edel iſt, das iſt das Wichtigſte — das bitte ich nicht zu vergeſſen —, ein Menſch, der eine Unmenge von Schändlichkeiten begangen hat, deſſen Geſinnung aber immer edel geweſen und geblieben iſt. Ich meine, wenn man mich als Menſchen nimmt . . . im tiefſten Inneren, nun, mit einem Wort . . . Nein, ich verſtehe mich nicht auszudrücken . . . gerade das hat mich mein ganzes Leben lang gequält, daß ich mich nach dem Edlen geſehnt habe, ſozuſagen ein Märtyrer des Edlen geweſen bin, ein Menſch, der das Edle mit der Laterne geſucht hat, mit der Laterne des Diogenes, und doch habe ich mein ganzes Leben lang nur Schändlichkeiten begangen, wie wir es ja alle tun, meine Herren . . . das heißt, nein, wie ich allein, meine Herren, nicht wie wir alle, ſondern wie ich allein, ich verſprach mich, wie ich allein, ich allein, meine Herren! . . . Mein Kopf tut mir weh," ſagte er gequält, und ſeine Brauen zogen ſich wie im Schmerz zuſammen. „Sehen Sie, meine Herren, mir gefiel ſein Äußeres nicht, das Ehrloſe an ihm, ſeine Prahlereien, und daß er alles Heilige unter die Füße trat, ſein verhöhnender Spott und ſeine

Gottloſigkeit, — ſcheußlich, ſcheußlich! Aber jetzt, da er tot iſt, denke ich anders."

„Inwiefern anders?"

„Nicht anders, aber es tut mir leid, daß ich ihn ſo gehaßt habe."

„Sie wollen wohl ſagen, daß Sie Reue empfinden?"

„Nein, nicht gerade Reue, ſchreiben Sie das nicht auf. Ich bin ſelbſt nicht gut, meine Herren, ja, ich bin auch nicht gerade ſehr ſchön, und darum hatte ich gar kein Recht, ihn widerlich zu finden, das iſt es! Das können Sie meinetwegen aufſchreiben."

Nachdem Mitjá das geſagt hatte, wurde er plötzlich auffallend traurig. Er war ſchon ſeit einiger Zeit immer finſterer geworden. Und da, gerade in dieſem Augenblick, kam wieder etwas Unerwartetes dazwiſchen. Man hatte nämlich Gruſchenka zwar aus dem Zimmer entfernt, doch nicht ſehr weit fortgebracht: nur in das dritte Zimmer von dem blauen Zimmer, in dem das Verhör ſtattfand. Es war das ein kleiner einfenſtriger Raum, der gleich neben dem großen Zimmer lag, in dem der Chor geſungen und die Mädchen getanzt hatten. Dort ſaß ſie inzwiſchen, und nur Marimoff war bei ihr. Dieſer war über die Maßen betroffen und hatte unglaubliche Angſt, weswegen er ſich denn auch an ſie geradezu angeklammert hatte, als wäre ſie ſeine einzige Rettung. Vor ihrer Tür ſtand nur ein Bauer mit einem runden Blechſchild auf der Bruſt. Gruſchenka weinte, doch plötzlich, als ihr Leid übergroß wurde, ſprang ſie auf und ſtürzte mit dem lauten Schrei: „Wehe mir, wehe mir!" hinaus aus dem Zimmer zu ihrem Mitjá. Das

geſchah ſo unerwartet, daß niemand die Geiſtesgegenwart hatte, ſie ſofort aufzuhalten. Als Mitjá ihren Schrei hörte, erzitterte er zuerſt, dann ſprang er wie außer ſich auf und ſtürzte ihr entgegen. Doch man ließ ſie wieder nicht zuſammen kommen, ſie konnten ſich nur einen Augenblick ſehen. Drei oder vier Männer hielten ihn mit aller Gewalt zurück: er riß ſeine Arme los, ſtieß, ſchlug, aber vergeblich. Auch ſie war ergriffen worden, und er ſah nur noch, wie ſie mit einem Schrei die Arme ihm entgegenſtreckte, als ſie hinausgebracht wurde. Nachdem dieſer Zwiſchenfall vorüber war, fand er ſich, als er zur Beſinnung kam, wieder auf ſeinem Platz gegenüber dem Unterſuchungsrichter und heftig auffahrend ſchrie er ihn an:

„Was hat ſie Ihnen getan? Warum quälen Sie ſie? Sie iſt unſchuldig, ganz unſchuldig! . . .“

Der Staatsanwalt und der Unterſuchungsrichter beruhigten ihn. So verging einige Zeit, etwa zehn Minuten. Da trat Michail Makarowitſch (der Polizeichef) wieder ein und ſagte laut und ſichtlich erregt zum Staatsanwalt:

„Sie iſt entfernt, ſie iſt jetzt nach unten gebracht, — geſtatten Sie mir, meine Herren, nur ein Wort zu dieſem Unglücklichen zu ſagen? In Ihrer Gegenwart, meine Herren, in Ihrer Gegenwart!“

„Bitte,“ entgegnete der Unterſuchungsrichter, „in dieſem Falle haben wir nichts dagegen einzuwenden.“

„Dmitrij Fedorowitſch, höre, mein Sohn,“ begann Michail Makarowitſch zu Mitjá gewandt, und ſein Geſicht drückte aufrichtiges, faſt väterliches Mitleid mit dem Unglücklichen aus. „Ich habe deine Agrafena

Alexandrowna nach unten begleitet und ſie dort den Wirtstöchtern übergeben, und außerdem iſt noch dieſes alte Männchen, der Marimoff, beſtändig bei ihr, und ich habe ihr zugeredet, hörſt du? habe ihr zugeredet und ſie beruhigt, ihr erklärt, daß du dich jetzt rechtfertigen mußt, daß ſie dich darum nicht ſtören ſoll, da ſie dich ſonſt aufregen würde und du dich verwirren und falſch gegen dich ausſagen könnteſt, verſtehſt du? Na, mit einem Wort, ich habe ihr zugeredet, und ſie hat es begriffen. Sie iſt ein kluges Weib, ſie iſt gut, ſie wollte ſogar mir altem Manne die Hand küſſen, und ſie hat für dich gebeten. Sie ſelbſt hat mich zu dir geſchickt, um dir ſagen zu laſſen, daß du ihretwegen ruhig ſein ſollſt, aber es iſt auch nötig, nötig, daß ich jetzt zu ihr gehe und ihr ſage, daß du ruhig biſt und dich ihretwegen nicht mehr aufregſt. Verſteh mich recht und beruhige dich hübſch. Ich fühle, daß ich ihr gegenüber ſchuldig bin, ich habe mich vorhin fortreißen laſſen, ſie hat ein echt chriſtliches Herz, jawohl, meine Herren, das iſt eine fromme Seele, die keine Schuld kennt. Alſo, was ſoll ich ihr nun ſagen, Dmitrij Fedorowitſch, wirſt du ruhig ſein oder nicht?“

Der alte gute Mann ſprach viel überflüſſiges Zeug, doch Gruſchenkas Leid, das aufrichtige Menſchenleid hatte ſein gutes Herz dermaßen ergriffen, daß ihm Tränen in den Augen ſtanden. Mitjá ſprang ungeſtüm auf.

„Verzeihen Sie, meine Herren, erlauben Sie, oh, erlauben Sie!“ rief er. „Michail Makarowitſch, Sie prächtiger, herzensguter Menſch, ich danke Ihnen für alles, was Sie für ſie getan haben! Ich werde, ich

werde ruhig ſein, werde fröhlich ſein, überbringen Sie ihr das in Ihrer Herzensgüte! Sagen Sie ihr, daß ich ganz heiter bin, daß ich ſogar lachen werde, da ich jetzt weiß, daß ſie in Ihnen einen ſo guten Schutzgeiſt hat, Michail Makarowitſch. Ich werde ſofort alles erledigen, und ſobald ich hier frei bin, komme ich unverzüglich zu ihr, ſie wird ſchon ſehen, ſie ſoll nur noch etwas warten! Meine Herren," wandte er ſich plötzlich an den Unterſuchungsrichter und den Staatsanwalt, „jetzt werde ich Ihnen meine ganze Seele ausſchütten, ich werde alles aufdecken, und wir erledigen dann im Augenblick die ganze Geſchichte. Zum Schluß werden wir noch lachen, nicht wahr, das werden wir doch? Aber, meine Herren, dieſes Weib — das iſt die Königin meiner Seele! Oh, erlauben Sie mir, das zu ſagen, wenigſtens das muß ich Ihnen offenbaren . . . Ich ſehe doch, daß ich es mit Ehrenmännern zu tun habe. Sie iſt mein Licht, ſie iſt mein Heiligtum, und wenn Sie nur wüßten! Haben Sie ihren Schrei gehört? ‚Mit dir auch in den Tod!' — Und was habe ich ihr gegeben, ich Bettler, ich, der ich nichts habe, nichts bin, wofür ſchenkt ſie mir dieſe Liebe, bin ich denn ſolcher Liebe wert, bin ich plumpe, ſchändliche Kreatur mit dem abſcheulichen Geſichte ſolcher Liebe wert, daß ſie zuſammen mit mir ſogar zur Zwangsarbeit verſchickt werden will? Um für mich zu bitten, warf ſie ſich auf die Knie, ſie, die Stolze, die unſchuldig, ganz und gar unſchuldig iſt! Wie ſoll ich ſie nun nicht vergöttern, wie ſoll ich nicht aufſchreien, nicht ihr entgegenſtürzen, wie vorhin? Oh, meine Herren, verzeihen Sie! Doch jetzt, jetzt bin ich beruhigt."

Er fiel auf den Stuhl zurück, und das Geſicht mit den Händen bedeckend, ſchluchzte er plötzlich wie im Krampf auf. Doch das waren glückliche Tränen. Er faßte ſich aber ſofort. Der alte Polizeichef war ſehr zufrieden, und auch die Juriſten ſchienen es zu ſein: ſie fühlten, daß das Verhör jetzt eine andere Wendung nehmen werde. Mitjá wurde geradezu fröhlich.

„Nun, meine Herren, jetzt gehöre ich Ihnen, ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung. Und . . . wenn nur nicht alle dieſe nebenſächlichen Kleinigkeiten wären, ſo würden wir ſofort ins reine kommen. Dieſer verdammte Kleinkram! — Ich gehöre Ihnen, meine Herren, aber, das ſchwöre ich Ihnen, die Hauptſache iſt beiderſeitiges Zutrauen, — Ihrerſeits zu mir und meinerſeits zu Ihnen, — anders kommen wir nie zu Ende. Ich ſage es in Ihrem Intereſſe. Doch jetzt zur Sache, meine Herren, zur Sache! Die Hauptbedingung: wühlen Sie ſich nicht ſo in meine Seele hinein, quälen Sie ſie nicht mit Nebenſächlichem, ſondern fragen Sie nur, was zur Sache gehört, fragen Sie nach den Tatſachen, und ich werde Sie ſofort zufrieden ſtellen. Mit den unbedeutenden Details aber zum Teufel!“

Das Verhör begann von neuem.

IV.

Zweites Purgatorium

„Sie glauben nicht, Dmitrij Fedorowitſch, wie ſehr Sie uns durch Ihre Bereitwilligkeit ermutigen . . .“ begann Neljudoff, der Unterſuchungsrichter, mit

belebtem Geſicht und augenſcheinlich angenehm berührt, was man am Blick ſeiner großen, hellgrauen, etwas hervorſtehenden Augen ſah, die übrigens ſehr kurzſichtig waren, und von denen er ſoeben die Brille abgenommen hatte. „Sie haben da eine vollkommen richtige Bemerkung gemacht in betreff des beiderſeitigen Vertrauens, ohne das es bei Verhören von ähnlicher Wichtigkeit nun einmal nicht geht, das heißt in Fällen, wenn der Verdächtigte tatſächlich ſich zu rechtfertigen hofft, wenigſtens es verſuchen will und wahrſcheinlich auch kann. Seien Sie überzeugt, daß wir alles tun werden, was an uns liegt. Sie haben auch bereits Gelegenheit gehabt, zu ſehen, wie wir die Sache führen . . . Sie ſtimmen mir doch bei, Hippolyt Kirillowitſch?“ wandte er ſich plötzlich an den Staatsanwalt.

„Oh, ſelbſtverſtändlich,“ beſtätigte der ſofort, doch war der Ton ſeiner Worte etwas trocken im Vergleich zur liebenswürdigen Rede des Unterſuchungsrichters.

Hier muß ich noch eine Bemerkung hinzufügen: Neljudoff, der, wie bereits erwähnt, erſt vor kurzem bei uns angekommen war, hatte gleich, ſchon ſeit dem erſten Anfang ſeiner Tätigkeit in unſerer Stadt, für unſeren Hippolyt Kirillowitſch eine außerordentliche Hochachtung empfunden und war ihm von Herzen zugetan. Er war vielleicht der einzige Menſch, der einwandlos an die ungewöhnlichen pſychologiſchen und redneriſchen Begabungen unſeres „zurückgeſetzten“ Hippolyt Kirillowitſch glaubte, wie er auch überzeugt war, daß man ihn bei der Beförderung überſehen

hatte. Er hatte von ihm ſchon in Petersburg gehört. Dafür war denn wiederum Neljudoff der einzige Menſch in der ganzen Welt, den unſer „beleidigter“ Staatsanwalt aufrichtig liebgewann. Auf dem Wege nach Mokroje hatten ſie ſich ſchon über gewiſſe Punkte beſprochen, und ſo begriff denn Neljudoffs ſpitzfindiger Verſtand ſofort die Bedeutung jeden Winkes, jeder Bewegung im Geſichte ſeines älteren Amtsgenoſſen: es genügte ihm ein halbes Wort, ein Blick, ein Augenzwinkern.

„Meine Herren,“ fuhr Mitjá geſchäftig auf, „überlaſſen Sie es ruhig mir, alles zu erklären, ich werde alles ſachgemäß darſtellen, nur bitte ich Sie, mich nicht mit dem Kleinzeug zu unterbrechen.“

„Das iſt natürlich das Beſte. Ich danke Ihnen. Doch bevor wir dazu übergehen, bitte ich Sie, vorher nur noch eine Tatſache konſtatieren zu dürfen, da ſie für uns von großer Wichtigkeit iſt, nämlich in betreff jener zehn Rubel, die Sie geſtern abend, ungefähr um fünf Uhr, von Ihrem Freunde Pjotr Iljitſch Perchotin geborgt haben, wofür Sie ihm Ihre Piſtolen als Pfand gaben.“

„Ja, ich hatte ſie verſetzt, meine Herren, für zehn Rubel verſetzt, was iſt denn dabei? Und das iſt alles. Als ich von der Fahrt in die Stadt zurückgekehrt war, ging ich ſofort zu ihm hin und verſetzte ſie.“

„Ah, Sie waren alſo ausgefahren? Sie hatten die Stadt verlaſſen?“

„Ja, ich war ausgefahren, über vierzig Werſt war ich gefahren. Wie, und Sie wußten das noch nicht, meine Herren?“

Der Staatsanwalt und der Unterſuchungsrichter blickten ſich flüchtig an.

„Überhaupt . . . wie wäre es, wenn Sie Ihre Erzählung mit der ſyſtematiſchen Wiedergabe alles deſſen, was Sie geſtern ſeit dem Morgen getan haben, beginnen würden? Erlauben Sie, daß ich Sie zum Beiſpiel frage: warum verließen Sie die Stadt, wann ſind Sie fortgefahren und wann zurückgekehrt . . . und alle dieſe Tatſachen . . .“

„Warum haben Sie denn das nicht gleich geſagt?“ fragte Mitjá laut auflachend. „Ja, genau genommen, muß man nicht mit dem geſtrigen, ſondern mit dem vorgeſtrigen Tage beginnen, vom frühen Morgen an, dann erſt werden Sie verſtehen können, wie und warum ich ging und fuhr. Ich ging, meine Herren, vorgeſtern am Vormittag zum hieſigen Großkaufmann Sſamſſonoff, um von ihm unter der beſten Sicherſtellung dreitauſend Rubel zu borgen — ich hatte mich plötzlich zu dieſem Äußerſten entſchloſſen, meine Herren . . .“

„Geſtatten Sie, daß ich Sie auf einen Augenblick unterbreche,“ hielt ihn höflich der Staatsanwalt auf, „wozu hatten Sie plötzlich dieſe Summe nötig, und warum gerade ſo viel, gerade dreitauſend Rubel?“

„Ach, meine Herren, es wäre wirklich beſſer, es ginge ohne Nebenſächlichkeiten! Wie, wann und warum, und warum genau ſo viel und nicht ſo viel, und dieſes ganze Drum und Dran . . . man könnte es nicht einmal in drei Bänden erzählen, es wäre noch ein Epilog erforderlich!“

Mitjá ſagte dies mit der gutmütigen, doch ungeduldigen Familiarität eines Menſchen, der die

ganze Wahrheit ſagen will und die beſten Abſichten hegt.

„Meine Herren," rief er ſofort, gleichſam ſich beſinnend, „verzeihen Sie mir die Unhöflichkeit. Ich bitte Sie nochmals, mir zu glauben, daß ich die vollſte Ehrerbietung empfinde und ſehr gut die gegenwärtige Situation verſtehe. Glauben Sie nicht, daß ich betrunken bin. Ich bin bereits ganz nüchtern geworden. Und ſchließlich, was wäre denn auch dabei, das würde ja weiter nicht ſtören, denn bei mir iſt es doch:

Iſt er nüchtern, ſo iſt er klug, d. h. dumm,
Iſt er trunken, ſo iſt er dumm, d. h. klug.

Ha — ha! Übrigens, ich ſehe, meine Herren, daß mir vorläufig noch nicht zuſteht, zu ſcherzen, — vorläufig, das heißt, bis wir ins reine gekommen ſind. Erlauben Sie, daß ich die nötige Würde bewahre. Ich begreife doch, was für ein Unterſchied augenblicklich zwiſchen uns beſteht: ich ſitze ja vor Ihnen als Verbrecher, bin alſo alles andere, nur nicht auf gleicher Geſellſchaftsſtufe mit Ihnen, und Ihre Pflicht iſt, mich jetzt zu verhören und zu beobachten. Sie werden mir doch für die Verletzung Grigorijs nicht wie einem braven Jungen noch obendrein das Köpfchen ſtreicheln. Es iſt ja wahr! Man kann doch nicht alten Männern ungeſtraft den Schädel einſchlagen. Sie werden mich ſeinetwegen, nun, ſagen wir auf ein halbes Jahr, nun, auf ein Jahr ins Zuchthaus einſperren, ich weiß nicht, wie man da bei Ihnen verurteilt wird, — aber doch ohne Verluſt meiner Rechte, nicht wahr, Herr Staatsanwalt? Alſo wie geſagt, meine Herren, ich begreife vollkommen den Unterſchied . . . Aber Sie müſſen mir

auch zugeben, daß Sie mit ſolchen Fragen ſelbſt Gott den Herrn aus dem Konzept bringen könnten: wo biſt du gegangen, wie biſt du gegangen, wann biſt du gegangen, warum biſt du gegangen, und ſo weiter? Ich kann doch dabei nur konfus werden, und Sie faſſen dann alles, was ich ſage, buchſtäblich als Wahrheit auf und nehmen es natürlich ſofort zu Protokoll — was kommt dabei ſchließlich heraus? Nichts kommt dabei heraus! . . . Ach, nun, hol's der Teufel, habe ich einmal angefangen zu ſchwatzen, ſo muß ich mich auch ausſprechen, und Sie, meine Herren, verzeihen Sie mir bitte, als Menſchen höherer Bildung und Ehrenmänner, die Sie ſind. Ich will mit der Bitte ſchließen: verſuchen Sie doch, meine Herren, dieſe abgedroſchenen Verhörsvorſchriften in dieſem Falle einmal zu vergeſſen. Da heißt es denn, zuerſt mußt du etwas ganz Unwichtiges fragen: wie er aufgeſtanden iſt, was er gegeſſen hat, wie er geſpuckt, und wohin er geſpuckt hat, ‚und nachdem auf dieſe Weiſe die Aufmerkſamkeit des Verbrechers eingeſchläfert iſt', — ihn plötzlich mit der wichtigſten Frage verblüffen: ‚Wie haſt du erſchlagen, wie beſtohlen?' Haha! Das iſt doch der ganze Bürogeiſt, der da drinſteckt, das ſind doch Ihre Regeln und Formeln, dahinter verſteckt ſich ja Ihre ganze Schlauheit! Aber mit ſolchen Kniffen können Sie höchſtens Bauern fangen, — nicht mich. Ich kenne doch die Sache, ich bin doch ſelbſt Offizier geweſen und weiß daher, wie es in den Büros hergeht. Hahaha! Ärgern Sie ſich nicht, meine Herren, Sie verzeihen mir doch den Ausfall gegen die Pedanten in Ihrem Fach?" rief er lachend und blickte ſie mit einer

faſt wundernehmenden Gutmütigkeit an. „Das hat doch Mitjá Karamaſoff geſagt, folglich kann man es verzeihen, denn einem klugen Menſchen kann man es nicht verzeihen, dem Mitjá aber ſelbſtverſtändlich! Haha!“

Neljudoff hörte zu und lachte gleichfalls. Der Staatsanwalt lachte zwar nicht, beobachtete jedoch Mitjá mit ſcharfem Blick ungeheuer aufmerkſam, als wollte er ſich kein einziges Wort, nicht die geringſte Bewegung oder Veränderung ſeines Geſichtes entgehen laſſen.

„So haben wir ja auch mit Ihnen zuerſt angefangen,“ meinte Neljudoff immer noch lachend, „wir haben an Sie keine einzige Frage von der Art geſtellt, wie: Wann ſind Sie aufgeſtanden, was haben Sie gegeſſen, und ſo weiter, ſondern wir ſind gleich auf das Weſentlichſte übergegangen.“

„Ich weiß, ich weiß! Ich habe es wohl verſtanden und verſtehe es auch zu ſchätzen, und noch mehr ſchätze ich es, daß Sie ſo gütig zu mir ſind, was Ihrer Geſinnung nur Ehre macht. Wir drei ſind hier zuſammengekommen, drei Ehrenmänner, und ſo mag denn auch alles auf dem gegenſeitigen Zutrauen gebildeter Menſchen beruhen, dreier Menſchen derſelben Geſellſchaftsklaſſe, die durch ihren Adel und ihre Ehre verbunden ſind. Jedenfalls erlauben Sie mir, Sie in dieſer Stunde meines Lebens für meine beſten Freunde zu halten, gerade in dieſer Stunde, da meine Ehre ſo erniedrigt wird. Das verletzt Sie doch nicht, meine Herren, nicht wahr?“

„Im Gegenteil, Dmitrij Fedorowitſch, Sie haben das alles ſo vortrefflich ausgedrückt,“ ſtimmte ihm der Unterſuchungsrichter ernſt, doch wohlwollend bei.

„Und die Nebenſachen, alle dieſe ſpitzfindigen Fußangeln zum Teufel," rief Mitjá ganz Feuer und Flamme, „ſonſt kommt doch nur Unſinn heraus, nicht wahr? . . ."

„Ich billige vollkommen Ihren vernünftigen Vorſchlag," unterbrach ihn plötzlich der Staatsanwalt zu ihm gewandt, „indeſſen kann ich nicht von meiner Frage ablaſſen. Es iſt für uns von gar zu großer Wichtigkeit zu wiſſen, wozu Sie dieſe Summe brauchten, warum gerade dreitauſend Rubel?"

„Wozu ich ſie brauchte? Nun, für dieſes und jenes . . . nun, ſagen wir, um eine Schuld zu bezahlen."

„An wen zu bezahlen?"

„Das zu ſagen, weigere ich mich, meine Herren! Sehen Sie, ich tue es nicht etwa darum, weil ich es nicht ſagen kann, oder es nicht wage und mich fürchte, denn das iſt doch nur eine Kleinigkeit, die zu erwähnen ſich nicht lohnt, ſondern ich ſage es deshalb nicht, weil es ſich hier um mein Prinzip handelt: das iſt mein Privatleben, und ich erlaube niemandem, ſich in dasſelbe einzumiſchen. Das iſt mein Prinzip. Ihre Frage hat mit der Sache nichts zu tun, und alles, was nicht zur Sache gehört, iſt meine Privatangelegenheit. Eine Schuld wollte ich abzahlen, eine Ehrenſchuld, doch an wen — das ſage ich nicht!"

„Geſtatten Sie, daß wir dies niederſchreiben," ſagte der Staatsanwalt.

„Bitte. Schreiben Sie es geradeſo: daß ich es nicht ſage, n i c h t ſage. Schreiben Sie, daß ich es

ſogar für ehrlos halte, das zu ſagen. Weiß Gott, Sie haben aber viel Zeit zum Schreiben!“

„Geſtatten Sie noch, mein Herr, Sie daran zu erinnern, falls Sie es nicht wiſſen ſollten,“ ſagte ſofort mit beſonderem und ſehr ſtrengem Nachdruck der Staatsanwalt, „daß Sie das volle Recht haben, auf die Fragen, die wir Ihnen vorlegen, die Antwort zu verweigern, und wir wiederum kein Recht haben, die Antworten Ihnen irgendwie abzunötigen, wenn Sie aus dieſem oder jenem Grunde nicht antworten wollen. Das hängt ganz von Ihrer perſönlichen Erwägung ab. Doch fällt uns hierbei die Aufgabe zu, Sie in ſolchem Fall auf den Schaden aufmerkſam zu machen, den Sie ſich ſelbſt dadurch zufügen, wenn Sie ſich weigern, die eine oder andere Ausſage zu machen.“

„Meine Herren, ich . . . ärgere mich ja nicht . . . ich . . .“ ſtotterte Mitjá etwas verwirrt durch den Nachdruck der Bemerkung des Staatsanwalts. „Nun ja, dieſer ſelbe Sſamſſonoff, zu dem ich damals ging . . .“

Ich werde natürlich nicht die ganze Erzählung deſſen, was dem Leſer bereits bekannt iſt, wiederholen. Dmitrij Fedorowitſch wollte alles ganz ausführlich erzählen und doch in ſeiner Ungeduld möglichſt ſchnell alles abmachen. Aber je mehr er ausſagte, um ſo mehr wurde auch aufgeſchrieben, und ſo mußte er immer wieder unterbrochen werden. Das mißfiel ihm ſehr, und er ärgerte ſich, wenn auch vorläufig noch in gutmütiger Weiſe. Allerdings rief er zuweilen: „Meine Herren, das würde ſelbſt einen Gott aus der Haut bringen“ oder: „Meine Herren, wiſſen Sie auch, daß

Sie mich ganz unnütz aufreizen?“ Doch verlor er dabei noch nicht seine freundschaftliche gutmütige Stimmung. So erzählte er denn, wie Ssamssonoff ihn vor zwei Tagen „zum Narren gehabt“ hatte (das hatte er inzwischen vollkommen erraten). Die Mitteilung vom Verkauf der Uhr für sechs Rubel, um sich Geld zur Fahrt zu verschaffen, erweckte sofort das größte Interesse der Juristen, die davon noch nichts gewußt hatten, und zu Mitjás maßlosem Ärger fanden sie es für nötig, die Tatsache ausführlich aufzuschreiben, als wiederholte Bestätigung dessen, daß er schon am Abend des vorhergehenden Tages keine Kopeke mehr besessen hatte. Mitjás Gesicht wurde allmählich immer düsterer. Er erzählte noch von der Fahrt zum Ljágawyj und von der Nacht, die er in der dunsterfüllten Stube verbracht hatte, und kam dann auf seine Rückkehr in die Stadt zu sprechen. Hier begann er, ohne darum gebeten zu sein, ausführlich seine Eifersuchtsqualen wegen Gruschenka zu schildern. Man hörte ihm schweigend und aufmerksam zu und merkte sich besonders das eine: daß er schon seit längerer Zeit einen Beobachtungsposten in der Hinterstraße hatte, von wo aus er Gruschenka auflauerte, und daß Ssmerdjákoff ihm Nachrichten überbrachte. Letzteres wurde ausführlich niedergeschrieben und gut behalten. Von seiner Eifersucht sprach Mitjá erregt und viel, und wenn er sich auch dessen schämte, daß er seine intimsten Gefühle so preisgab, so „schmachvoll“ an die Öffentlichkeit“ preisgab, so zwang er sich doch immer wieder zur Überwindung seiner Scham, um die ganze Wahrheit zu sagen. Die teilnahmlose Strenge der Blicke

des Unterſuchungsrichters und beſonders des Staatsanwalts, die während der ganzen Zeit ſeiner Erzählung auf ihn gerichtet waren, verwirrten ihn ſchließlich ziemlich ſtark. „Dieſer Milchbart, mit dem ich noch vor ein paar Tagen Dummheiten über die Weiber geſchwatzt habe, und dieſer ſchwindſüchtige Staatsanwalt ſind es wahrlich nicht wert, daß ich ſo mein Innerſtes aufdecke," ging es ihm durch den Sinn. „Oh, die Schande! Doch — ‚Trage dein Leid, mein Herz, ergib dich und ſchweige' —." Mit dieſem Dichterausſpruch überwand er ſeinen traurigen Gedanken und nahm ſich von neuem zuſammen, um fortzufahren. Als er zur Erzählung ſeines Beſuches bei Frau Chochlakoff kam, ärgerte er ſich noch nachträglich über ſie und wollte ſchon eine kleine luſtige Anekdote über dieſe Dame erzählen, die er vor kurzem gehört hatte, doch der Unterſuchungsrichter bat ihn höflich, zu „Weſentlicherem" überzugehen. Endlich, als er ſeine Verzweiflung ſchilderte, wie er aus dem Chochlakoffſchen Hauſe hinausgelaufen war und einen Augenblick ſogar daran gedacht hatte, wenn nicht anders, irgend jemanden zu erdroſſeln, um ſich dieſe Dreitauſend zu verſchaffen, wurde er wieder unterbrochen, um auch das, daß er jemanden hatte „erdroſſeln" wollen, niederſchreiben zu laſſen. Mitjá ließ es wortlos geſchehen. Schließlich gelangte er bei dem Augenblick an, wo er plötzlich erfahren hatte, daß er von Gruſchenka betrogen worden war, und daß ſie Sſamſſonoff, bald nach ſeiner Trennung von ihr vor der Haustür, wieder verlaſſen hatte, während er im Glauben geweſen war, daß ſie bis Mitternacht beim Alten

bleiben werde. „Wenn ich in dem Augenblick dieſe Fenjá nicht erſchlug, ſo geſchah das nur deshalb nicht, weil ich keine Zeit dazu hatte," entfuhr es ihm plötzlich an dieſer Stelle. — Und auch das wurde ſorgfältig niedergeſchrieben. Mitjá wartete mit düſterem Geſicht und wollte darauf zur Erzählung übergehen, wie er zum Vater in den Garten gelaufen war, — als ihn plötzlich der Unterſuchungsrichter unterbrach und aus ſeinem großen Portefeuille, das neben ihm auf dem Sofa lag, und das er jetzt aufſchlug, eine meſſingne Mörſerkeule hervorzog.

„Iſt Ihnen dieſer Gegenſtand bekannt?" fragte er Mitjá.

„Ach, ja!" ſagte er, finſter lächelnd, „ſelbſtverſtändlich! Geben Sie her, zeigen Sie mir . . . Ah, Teufel, nicht nötig!"

„Sie haben vergeſſen, ſeiner Erwähnung zu tun," bemerkte der Unterſuchungsrichter.

„Ach, Teufel! Ich hätte es wahrlich nicht verheimlicht, da ſeien Sie unbeſorgt, ohne dieſes Ding wäre es ja doch nicht gegangen, was meinen Sie? — Ich hatte es im Augenblick nur ganz vergeſſen."

„Würden Sie die Güte haben, ſachlich zu erklären, wie und wo Sie ſich mit dieſer Mörſerkeule bewaffnet haben."

„Zu Befehl, ich werde die Güte haben, meine Herren."

Und Mitjá erzählte, wie er ſie bei Fenjá in der Küche ergriffen hatte und dann hinausgelaufen war.

„Was beabſichtigten Sie damit zu tun, welches

Ziel hatten Sie im Auge, als Sie ſich mit dieſer Waffe verſahen?“

„Welches Ziel? Überhaupt kein Ziel! Ich nahm ſie und lief hinaus.“

„Aber warum nahmen Sie ſie denn, wenn Sie kein Ziel im Auge hatten?“

In Mitjá brauſte der Unwille auf. Starr blickte er dem „Milchbart“ in die Augen und lächelte finſter und boshaft. Der wahre Grund ſeiner Wut war aber eigentlich der, daß er ſich immer mehr deſſen ſchämte, ſo ausführlich und mit ſolchen Herzensergüſſen „dieſen Leuten“ von ſeiner Eiferſucht erzählt zu haben.

„Ah, ich ſpucke darauf!“ entfuhr es ihm plötzlich.

„Sie meinten? . . .“

„Nun, um mich der Hunde zu erwehren . . . in der Dunkelheit . . . für alle Fälle.“

„Haben Sie auch früher, wenn Sie in der Nacht hinausgingen, eine Waffe mitgenommen, wenn Sie die Dunkelheit ſo fürchten?“

„Ach, zum Teufel, pfui! Meine Herren, mit Ihnen kann man wirklich nicht reden!“ rief Mitjá über die Maßen gereizt und vor Wut hochrot im Geſicht. Plötzlich wandte er ſich zum Schreiber und ſchrie ihm mit einer Stimme, die die Wut nur zu deutlich verriet, zu:

„Schreibe ſofort . . . ſofort . . . daß ich die Mörſerkeule ergriffen habe, ‚um hinzulaufen und meinen Vater zu erſchlagen, Fedor Pawlowitſch . . . durch einen Schlag auf den Schädel!‘ Nun, ſind Sie jetzt zufrieden, meine Herren? Hat jetzt Ihre liebe Seele Ruh?“ fragte er mit herausforderndem Blick auf den Unterſuchungsrichter und den Staatsanwalt.

„Wir begreifen sehr gut, daß Sie diese Worte soeben in der Gereiztheit und im Ärger über uns und unsere Fragen gesprochen haben, — über die Fragen, die wir an Sie stellen, und die Sie für Fußangeln oder lächerliche Hintergedanken halten, die aber in Wirklichkeit von großer Wichtigkeit sind und nur zur Sache führen," gab der Staatsanwalt trocken zur Antwort.

„Aber erbarmen Sie sich, meine Herren! Ja, ich habe eine Mörserkeule ergriffen . . . Nun, wozu nimmt man zuweilen, wenn man erregt ist, irgendeinen Gegenstand in die Hand? Ich weiß nicht, wozu. Ich nahm das Ding und lief hinaus. Und das ist alles. Das ist doch wirklich . . . Meine Herren, passons, oder ich schwöre Ihnen, ich sage kein Wort mehr!"

Er setzte den Ellenbogen auf die Tischkante und stützte den Kopf in die Hand. So saß er, halb abgewandt von ihnen und bemühte sich, zur Wand blickend, das in ihm aufsteigende schlechte Gefühl niederzuringen. Er wollte am liebsten sofort aufstehen und erklären, daß er kein Wort mehr sagen werde, „bringen Sie mich meinetwegen aufs Schafott!"

„Meine Herren," sagte er plötzlich, nur mit Mühe sich bezwingend, „sehen Sie, ich höre Sie fragen, und es kommt mir dabei vor, wie . . . Wissen Sie, ich habe zuweilen einen Traum, sehr oft sogar . . . einen ganz besonderen Traum . . . Mir träumt, daß mich jemand verfolgt, irgend jemand, vor dem ich mich entsetzlich fürchte, er verfolgt mich in der Dunkelheit, in der Nacht, sucht mich, und ich verstecke mich vor ihm hinter

der Tür oder hinter einem Schrank, verſtecke mich in ganz erniedrigender Weiſe, und die Hauptſache iſt, er weiß ganz genau, wo ich mich vor ihm verſtecke, aber er tut abſichtlich, als wüßte er nicht, wo ich bin, er verſtellt ſich, um mich länger zu quälen, um ſich an meiner Angſt zu weiden ... Und ſo machen auch Sie es jetzt! Genau ſo!"

„Alſo ſolche Träume haben Sie?" erkundigte ſich der Staatsanwalt.

„Ja, ſolche Träume ... Aber wollen Sie das vielleicht nicht auch niederſchreiben?" fragte Mitjá mit boshaft verzogenem Lächeln.

„Nein, das wollen wir nicht niederſchreiben, aber immerhin haben Sie doch intereſſante Träume."

„Jetzt aber iſt es kein Traum mehr! Das iſt der Realismus, meine Herren, der Realismus des Lebens! Ich bin der Wolf, Sie ſind die Jäger, nun, ſo hetzen Sie mich denn!"

„Sie haben ganz grundlos dieſen Vergleich gemacht ..." wollte der Unterſuchungsrichter mit außerordentlich ſanfter Stimme beginnen, doch Mitjá unterbrach ihn.

„Nein, nicht grundlos, meine Herren, nicht grundlos!" Er brauſte wieder auf, doch hatte er durch den Ausbruch des plötzlichen Zornes ſein Herz erleichtert, und ſo wurde er jetzt mit jedem Wort wieder ruhiger und gutmütiger. „Sie können einem Verbrecher oder Verurteilten, den Sie mit Ihren Fragen foltern, meinetwegen nicht glauben, aber an dem edelmütigſten Menſchen, meine Herren, an dem edelſten Aufſchwung der Seele — das ſage ich dreiſt! — nein! an dem

dürfen Sie nicht zweifeln . . . dazu haben Sie kein Recht . . . aber —

‚Trage dein Leid, mein Herz,
Ergib dich und ſchweige!‘

Nun, was, — ſoll ich fortfahren?“ brach er finſter ab.

„Bitte, haben Sie die Güte,“ antwortete der Unterſuchungsrichter.

V.

Das dritte Purgatorium

Mitjá ſprach zwar in rauhem Tone und mürriſch, doch bemühte er ſich augenſcheinlich, nicht das geringſte zu vergeſſen, vielmehr alles bis ins kleinſte wiederzugeben. Er erzählte, wie er über den Zaun in den Garten des Vaters hinabgeſprungen war, wie er ſich zum Fenſter geſchlichen, und was er dort geſehen hatte. Klar, beſtimmt, als wolle er jedes Wort prägen, ſprach er von ſeinen Gefühlen, die ihn in jenen Augenblicken im Garten erregt hatten, als er ſo krampfhaft erfahren wollte, ob Gruſchenka beim Vater war oder nicht. Doch ſonderbar, ſowohl der Staatsanwalt wie der Unterſuchungsrichter hörten ihm diesmal mit einer auffallenden Zurückhaltung zu, blickten ihn trocken an und ſtellten viel weniger Fragen. „Scheinen ſich geärgert zu haben und gekränkt zu ſein,“ dachte Mitjá, „ach nun, hol ſie der Teufel!“ Als er erzählte, wie er ſich entſchloſſen hatte, dem Vater das Zeichen zu geben, daß Gruſchenka gekommen ſei, um ſich zu vergewiſſern, ob er allein war, und wie der Alte das

Fenſter geöffnet hatte, da beachtete keiner von den Juriſten das Wort „Zeichen", als ob ſie überhaupt nicht verſtanden hätten, welche Bedeutung dieſes Wort hatte, ſo daß es ſelbſt Mitjá auffiel. Als er dann ſchließlich zu dem Augenblick kam, wie er beim Anblick des beleuchteten Profils ſeines Vaters den Haß in ſich auflodern gefühlt und die Mörſerkeule aus der Taſche geriſſen hatte, da hielt er plötzlich wie abſichtlich inne. Er ſaß und blickte zur Wand und wußte, daß die anderen mit ihren Blicken gleichſam wie gebannt an ihm hingen.

„Nun, und?" fragte der Unterſuchungsrichter, „Sie riſſen die Waffe heraus und . . . was geſchah darauf?"

„Was darauf geſchah? Und darauf erſchlug ich ihn — zielte genau auf den Scheitel und ſchlug ihm den Schädel ein . . . So muß es doch geweſen ſein, nach Ihrer Meinung, nicht wahr?"

Sein ganzer Zorn, der ſich bereits beſänftigt hatte, erhob ſich im Augenblick wieder mit überwältigender Macht.

„Ja, nach unſerer Meinung," beſtätigte der Unterſuchungsrichter, „nun, und nach Ihrer?"

Mitjá ſenkte den Blick und ſchwieg lange.

„Nach meiner Meinung, meine Herren, meiner Meinung nach war es ſo," ſagte er leiſe. „Waren es jemandes Tränen, war es ein Gebet meiner Mutter zu Gott, oder umſchwebte mich ein lichter Geiſt in jenem Augenblick — ich weiß es nicht, aber der Teufel war niedergerungen. Ich ſtürzte fort vom Fenſter und lief zum Zaun . . . Mein Vater erſchrak, denn da erſt

bemerkte er mich: er ſchrie auf und ſprang zurück vom Fenſter, — das weiß ich noch ganz genau. Ich aber lief durch den Garten zum Zaun . . . und dort war es, wo Grigorij mich einholte und mich am Bein ergriff, als ich ſchon auf dem Zaun ſaß . . .“

Mitjá erhob endlich den Blick zu ſeinen Zuhörern. Es ſchien, daß dieſe ihn mit der ruhigſten Aufmerkſamkeit betrachteten. Da war es Mitjá, als krampfte ſich ſeine Seele vor Unwillen zuſammen.

„Aber Sie, meine Herren, Sie machen ſich ja jetzt nur luſtig über mich!“ unterbrach er ſich.

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte der Unterſuchungsrichter.

„Weil Sie mir kein Wort davon glauben, darum! Ich begreife doch, daß das der Hauptpunkt iſt, zu dem ich gekommen bin: mein Vater liegt jetzt dort mit eingeſchlagenem Schädel, und ich, — nachdem ich ſo tragiſch geſchildert habe, wie ich ihn erſchlagen wollte und ſchon die Mörſerkeule herausriß, — ich laufe plötzlich fort vom Fenſter . . . Das iſt doch eine Dichtung! In Verſen ſogar! Da kann man jedes Wort dem braven Jungen glauben! Haha! Spötter ſind Sie, meine Herren!“

Und er drehte ſich mit dem ganzen Körper auf dem Stuhl herum, ſo daß der Stuhl in den Fugen krachte.

„Aber haben Sie vielleicht bemerkt,“ fragte plötzlich der Staatsanwalt, als ob er Mitjás Aufregung weiter gar nicht beachtete, „haben Sie es nicht zufällig bemerkt, als Sie vom Fenſter zum Zaun liefen: war die Tür, die am anderen Ende der Gartenfaſſade des Hauſes liegt, offen oder geſchloſſen?“

„Nein, ſie war nicht offen.“

„Nicht?“

„Sie war ſogar verſchloſſen, und wer konnte ſie denn öffnen? Warten Sie, — die Tür!“ rief er plötzlich, gleichſam ſich beſinnend und faſt zuſammenzuckend, „— haben Sie die Tür denn etwa offen vorgefunden?“

„Ja, offen.“

„Aber wer hat ſie denn öffnen können, wenn Sie es nicht ſelbſt getan haben?“ fragte Mitjá höchſt verwundert.

„Die Tür ſtand weit offen, und der Mörder Ihres Vaters iſt zweifellos durch dieſe Tür eingedrungen, und nachdem er ihn ermordet hatte, wieder durch dieſelbe Tür hinausgegangen,“ ſagte langſam und deutlich der Staatsanwalt, indem er jede Silbe gleichſam einzeln ausſprach. „Das iſt uns vollkommen klar. Der Mord iſt ganz augenſcheinlich im Zimmer verübt worden, und *nicht durch das Fenſter*, was vollkommen deutlich aus der Lokalinſpektion hervorgeht, aus der Lage des Körpers und aus allem. Über dieſen Punkt kann kein Zweifel beſtehen.“

Mitjá war unglaublich betroffen.

„Aber das iſt doch unmöglich, meine Herren!“ rief er ganz aus der Faſſung gebracht, „ich . . . ich bin nicht hineingegangen . . . ich, beſtimmt, ich verſichere Sie, die Tür war die ganze Zeit, während der ich im Garten war, und als ich aus dem Garten hinauslief, verſchloſſen. Ich ſtand nur unter dem Fenſter, und das war alles, alles . . . Ich erinnere mich deſſen haarſcharf bis zum letzten Augenblick. Und ſelbſt wenn ich mich nicht genau erinnern würde, ſo weiß ich doch

genau, daß das unmöglich ist, denn die Zeichen waren doch nur mir, Sſmerdjákoff und ihm, dem Toten, bekannt, und ohne diese Zeichen hätte er niemandem auf der Welt die Tür aufgemacht."

„Zeichen? Was sind denn das für Zeichen?" fragte sogleich mit gieriger, fast krampfhafter Neugier der Staatsanwalt. Er hatte plötzlich seine ganze gemessene Zurückhaltung verloren.

Er fragte, als wenn er sich vorsichtig heranschleichen wollte. Er witterte eine wichtige Tatsache, die ihm noch unbekannt war, und sofort empfand er auch die größte Angst, Mitjá könnte sie ihm vielleicht nicht ganz aufdecken wollen.

„Ah — ah, und Sie wußten das nicht einmal?" fragte Mitjá und blinzelte ihm mit mokantem Lächeln spöttisch boshaft zu. „Wenn ich das nun nicht sage? Von wem soll man das dann erfahren? Von diesen Zeichen wußten doch nur der Verstorbene, ich und Sſmerdjákoff, das sind alle, die was davon wußten, — und noch der Himmel wußte es, aber der wird es Ihnen doch nicht sagen. Und doch — wie interessant ist dieses Pünktchen! Weiß der Teufel, was man noch alles darauf gründen könnte, ha — ha! Beruhigen Sie sich, meine Herren, ich werde es Ihnen sagen. Sie denken sich da sonst wieder Dummheiten zusammen. Überhaupt, Sie wissen gar nicht, mit wem Sie zu tun haben! Sie, meine Herren, haben es mit einem Angeklagten zu tun, der freiwillig gegen sich selbst aussagt, der zu seinem eigenen Nachteil aussagt! Ja, das ist so, denn ich bin ein Mensch von Ehre, Sie aber — sind es nicht!"

Der Staatsanwalt ſchluckte wortlos alle Pillen hinunter, er zitterte nur vor Ungeduld, dieſe neue Tatſache zu erfahren. Mitjá erzählte umſtändlich von den Zeichen und ſetzte alles genau auseinander, was damit irgendwie in Verbindung ſtand. Er ſagte, daß Fedor Pawlowitſch ſie ſich für Sſmerdjákoff ausgedacht hatte, er erklärte ihnen, was das erſte Zeichen bedeuten ſollte, klopfte ſogar die Zeichen auf dem Tiſch vor, und auf die Frage des Unterſuchungsrichters, ob denn auch er, Mitjá, an das Fenſter des Vaters das Zeichen „Gruſchenka iſt gekommen", geklopft habe, antwortete er mit feſter Stimme, daß er geradeſo geklopft habe, ſo nämlich: tuck-tuck . . . tuck-tuck-tuck, — was bedeutete: „Gruſchenka iſt gekommen".

„So, jetzt denken Sie ſich was Schönes zuſammen!" brach Mitjá kurz ab und wandte ſich wieder mit unverhohlener Verachtung von ihnen ab.

„Und um dieſe Zeichen wußten nur Ihr verſtorbener Vater, Sie und der Diener Sſmerdjákoff? Und ſonſt niemand?" erkundigte ſich noch einmal der Unterſuchungsrichter.

„Ja, der Diener Sſmerdjákoff und dann noch der Himmel. Schreiben Sie auch den Himmel auf; das wird nicht überflüſſig ſein; und auch Ihnen wird Gott noch zuſtatten kommen."

Natürlich begann wieder das Schreiben, doch als man damit fertig war, fragte der Staatsanwalt unvermittelt, als ob ihm ganz plötzlich ein neuer Gedanke gekommen wäre:

„Aber wenn um dieſe Zeichen auch Sſmerdjákoff gewußt hat und Sie auf das beſtimmteſte jede Schuld

am Tode Ihres Vaters von ſich weiſen, ſo fragt ſich doch, ob nicht e r durch das verabredete Zeichen Ihren Vater veranlaßt hat, ihm die Tür aufzumachen und dann alſo . . . ob nicht Sſmerdjákoff den Mord verübt hat?“

Mitjá blickte mit unſäglich ſpöttiſchem, doch zu gleicher Zeit auch ſprühend haßerfülltem Blick dem Staatsanwalt in die Augen. Lange und wortlos ſah er ihn ſo an, bis ſchließlich der Staatsanwalt zu blinzeln begann.

„Da haben Sie wieder den Fuchs gefangen!“ ſagte Mitjá, endlich das Schweigen brechend, „und dem ſchlauen Tier den Schwanz eingeklemmt, haha! Ich durchſchaue Sie vortrefflich, Herr Staatsanwalt. Sie glaubten wohl, daß ich ſofort aufſpringen und mich an das klammern werde, was Sie mir vorgeſagt haben, daß ich ſofort losſchreien werde: ‚Ah, richtig, Sſmerdjákoff, das iſt der Mörder!‘ Geſtehen Sie nur, daß Sie gerade etwas in der Art erwartet haben, geſtehen Sie es, dann werde ich fortfahren.“

Doch der Staatsanwalt geſtand nichts. Er ſchwieg und wartete.

„Sie haben ſich verrechnet, ich werde nicht Sſmerdjákoff beſchuldigen!“ ſagte Mitjá.

„Und Sie verdächtigen ihn nicht einmal?“

„Verdächtigen Sie ihn denn?“

„Auch dieſer Verdacht iſt geäußert worden.“

Mitjá blickte ſtumpf zu Boden.

„Meine Herren, Scherz beiſeite,“ ſagte er düſter. „Hören Sie mich: Ganz zuerſt, ja bereits in dem Augenblick, als ich von dort“ — er wies auf die Por-

tiere — „hervorgestürzt war und Sie alle hier erblickte, zuckte mir schon dieser Gedanke durch den Kopf: ‚Sſmerdjákoff!‘ dachte ich sofort. Darauf saß ich hier am Tisch und schrie, daß ich unschuldig bin an diesem Blut, und bei mir denke ich die ganze Zeit: ‚Sſmerdjákoff, bestimmt Sſmerdjákoff!‘ Und meine Seele konnte diesen Sſmerdjákoff nicht loswerden. Und schließlich jetzt . . . dachte ich plötzlich gleichfalls ‚Sſmerdjákoff‘, aber nur einen Augenblick, gleich darauf dachte ich: ‚Nein, nicht Sſmerdjákoff!‘ Das ist keine Tat für ihn, meine Herren!“

„Haben Sie auch keinen Verdacht auf einen anderen Menschen?“ fragte vorsichtig der Untersuchungsrichter.

„Ich weiß nicht, wer oder was . . . ob die Hand des Himmels oder des Teufels ihn erschlagen hat, aber . . . jedenfalls nicht Sſmerdjákoff!“ sagte Mitjá bestimmt.

„Aber warum behaupten Sie denn so überzeugt und so nachdrücklich, daß er es nicht sei?“

„Nach meiner Überzeugung, nach dem Eindruck, den er auf mich gemacht hat. Weil Sſmerdjákoff einer der niedrigsten Menschen und ein furchtbarer Feigling ist. Oh, der ist nicht nur ein Feigling, der ist die Quintessenz aller Feigheiten in der Welt zusammengenommen, die jetzt in Menschengestalt auf zwei Beinen geht. Er ist von einem Huhn geboren . . . Wenn er mit mir sprach, so zitterte er vor Angst, ich könnte ihn erschlagen, während ich ihn doch mit keinem Finger anrührte, nicht einmal die Hand erhob. Er fiel vor mir auf die Knie nieder und weinte, — er hat mir sogar einmal diese selben Stiefel geküßt, buchstäblich

geküßt und mich angefleht, ihn ‚nicht zu ängſtigen'. Hören Sie, ‚nicht zu ängſtigen' — was iſt das für ein Wort? Ich habe ihn ſogar beſchenkt. Das iſt ein kränkliches Huhn, das außerdem noch die Fallſucht hat, ein Menſch mit einem ſchwachen Verſtande, einer, den jeder achtjährige Knabe verprügeln kann. Iſt denn das überhaupt ein Menſch? Nein, Sſmerdjákoff kann es nicht geweſen ſein, meine Herren. Und auch ans Geld macht er ſich nichts, er wollte nicht einmal was für ſeine Dienſte von mir annehmen . . . Und warum hätte er ihn denn erſchlagen ſollen? Er iſt doch vielleicht ſein Sohn, ſein unehelicher Sohn, wiſſen Sie das auch?"

„Wir haben von dieſem Gerücht gehört. Aber auch Sie haben doch geſagt, daß Sie Ihren Vater erſchlagen wollten."

„Ah, Sie werfen einen Stein in meinen Garten, wie man zu ſagen pflegt, damit ich es nicht vergeſſe! Ein ſchmachvoller, gemeiner Stein iſt es, meine Herren! Ich aber fürchte mich nicht! Meine Herren, ich verſtehe nicht, wie Sie, Sie mir das ins Geſicht ſagen können! Das iſt niedrig von Ihnen, niedrig, weil ich ſelbſt Ihnen geſagt habe, daß ich ihn nicht nur erſchlagen wollte, ſondern ſogar erſchlagen konnte, und ich habe noch freiwillig geſtanden, daß ich ihn beinahe auch wirklich erſchlagen hätte! Aber ich habe ihn doch nicht erſchlagen! Davor hat mich doch mein Schutzengel bewahrt! — das iſt es, was Sie noch nicht bedacht haben . . . Und darum iſt es niedrig, niedrig von Ihnen! Hören Sie, Herr Staatsanwalt: Ich habe ihn nicht erſchlagen!"

Er atmete ſchwer. Noch war er während des ganzen Verhörs kein einziges Mal ſo erregt geweſen.

„Aber was hat er Ihnen denn geſagt, der Sſmerdjákoff?“ fragte er plötzlich auffahrend, nach einem kurzen Schweigen. „Darf ich Sie danach fragen?“

„Durchaus. Sie können uns alles fragen, was den Tatbeſtand betrifft,“ antwortete der Staatsanwalt mit kalter und ſtrenger Miene, „und wir ſind, ich wiederhole es, ſogar verpflichtet, auf jede Ihrer Fragen einzugehen. Wir fanden den Diener Sſmerdjákoff, nach dem Sie ſich erkundigen, bewußtlos vor, in einem ſehr ſtarken Epilepſieanfall, der ſich vielleicht zum zehntenmal wiederholte. Der Arzt, der mit uns gekommen war und den Kranken unterſuchte, ſagte uns, daß er wahrſcheinlich nicht mehr bis zum Morgen leben wird.“

„Nun, dann hat der Teufel den Vater erſchlagen!“ entfuhr es Mitjá plötzlich, als hätte er ſich ſogar bis zu dieſem letzten Augenblick noch immer zweifelnd gefragt: „Iſt es Sſmerdjákoff oder nicht Sſmerdjákoff?“

„Darauf werden wir noch ſpäter zurückkommen,“ entſchied der Unterſuchungsrichter, „würden Sie jetzt nicht Ihre Ausſagen fortſetzen wollen.“

Mitjá bat, ſich einen Augenblick erholen zu dürfen. Das wurde ihm höflich erlaubt. Nachdem er eine Weile ſtill vor ſich hingeſonnen hatte, fuhr er fort. Es wurde ihm aber augenſcheinlich ſchwer. Er war abgequält, beleidigt und moraliſch erſchüttert. Zudem begann der Staatsanwalt — jetzt bereits ganz abſichtlich — ihn durch immerwährende „dumme“ Fragen

nach den „geringfügigſten Nebenſachen“ zu reizen. Kaum hatte Mitjá erzählt, wie er, auf dem Zaune ſitzend, Grigorij mit der Mörſerkeule auf den Kopf geſchlagen hatte, da er von dieſem am linken Bein feſtgehalten worden war, als ihn der Staatsanwalt auch ſchon unterbrach und ihn bat, genauer zu beſchreiben, wie er auf dem Zaun geſeſſen hatte. Mitjá wunderte ſich darüber.

„Herrgott, ich ſaß oben auf dem Zaun, rittlings, wie man eben auf einem Zaune ſitzt: das eine Bein hier, das andere dort . . .“

„Und die Mörſerkeule?“

„Die Mörſerkeule hatte ich in der Hand.“

„Nicht in der Taſche? Erinnern Sie ſich deſſen ſo genau? Holten Sie weit aus zum Schlage?“

„Wahrſcheinlich, aber warum fragen Sie das?“

„Würden Sie vielleicht die Güte haben, ſich ſo auf den Stuhl zu ſetzen, wie Sie damals auf dem Zaun ſaßen, und uns das anſchaulich vorzumachen, wie Sie ausholten, nach welcher Seite hin, und wie Sie geſchlagen haben?“

„Wollen Sie ſich etwa über mich luſtig machen?“ fragte Mitjá, und er maß den Staatsanwalt mit ſtolzem Blick von oben bis unten. Doch der zuckte mit keiner Wimper.

Mitjá wandte ſich brüsk um, ſetzte ſich rittlings auf den Stuhl und holte mit der Hand wie zum Schlage aus.

„So habe ich geſchlagen! So! Was wollen Sie jetzt noch?“

„Ich danke Ihnen. Würden Sie ſich jetzt vielleicht

die Mühe nehmen, uns genau zu erklären: Warum Sie eigentlich nochmals hinabſprangen, zu welchem Zweck, welch eine Abſicht hatten Sie, als Sie es taten?"

„Nun, Teufel . . . ich ſprang einfach zum verletzten Alten hinab . . . Ich weiß nicht, wozu!"

„Während Sie ſo erregt waren? — und auf der Flucht?"

„Ja, ich war erregt und auf der Flucht."

„Wollten Sie ihm helfen?"

„Was helfen! . . . Ja, vielleicht auch helfen, ich weiß es nicht mehr."

„Ohne zu wiſſen, was Sie taten? Das heißt, Sie waren wohl etwas . . . gewiſſermaßen beſinnungslos?"

„Oh, nein, durchaus nicht, ich erinnere mich des Vorganges ganz genau, bis aufs letzte. Ich ſprang in den Garten zurück, um zu ſehen, was ich angerichtet hatte, und ich wiſchte ihm das Blut mit meinem Taſchentuch ab."

„Wir haben Ihr Taſchentuch geſehen. Sie hofften den Verletzten ins Leben zurückzurufen?"

„Ich weiß nicht, ob ich es noch hoffte. Ich wollte mich einfach nur überzeugen, ob er noch lebte oder nicht."

„Aha, Sie wollten ſich alſo überzeugen. Nun, und überzeugten Sie ſich?"

„Ich bin kein Arzt, ich konnte nicht feſtſtellen, ob er tot war oder noch lebte. Ich lief fort im Glauben, daß ich ihn erſchlagen hätte — und da iſt er nun wieder zu ſich gekommen!?"

„Vorzüglich, ich danke Ihnen," ſchloß der Staats-

anwalt. „Das war alles, was ich wiſſen wollte. Bitte, fahren Sie fort.“

Armer Mitjá! Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, zu ſagen — obgleich er ſich deſſen ſehr wohl erinnerte —, daß er aus Mitleid hinabgeſprungen war, daß er ſogar beim Anblick des vermeintlich Erſchlagenen traurig vor ſich hingemurmelt hatte: „Biſt mir in den Weg gekommen, armer Alter, nun, ſo liege denn.“ Daher ſchloß der Staatsanwalt aus ſeinen Ausſagen, daß Mitjá „in jenem Augenblick und trotz ſeiner Aufregung“ nur zu dem einen Zweck hinabgeſprungen war, um ſich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge ſeines Verbrechens lebte oder tot war. Wie groß mußte folglich die Entſchloſſenheit, Kaltblütigkeit und Überlegungskraft dieſes Menſchen ſelbſt in „ſolch einem Augenblick“ geweſen ſein uſw. uſw. Der Staatsanwalt war ſehr zufrieden. Er hatte einen nervöſen Menſchen „durch Kleinigkeiten ſo weit gereizt, daß der ſich doch noch verſprochen hatte“.

Mitjá fuhr gepeinigt zu erzählen fort. Er wurde aber alsbald wieder unterbrochen; diesmal vom Unterſuchungsrichter.

„Wie konnten Sie zur Magd Fedoſſja Markowna in die Küche gehen, da Sie doch blutbefleckte Hände hatten?“

„Aber ich wußte es doch gar nicht, ich hatte es ja gar nicht bemerkt, daß ich blutig war!“ ſagte Mitjá.

„Dieſe Ausſage iſt ſehr glaubwürdig, das kommt ſehr oft in ſolchen Fällen vor,“ ſagte der Staatsanwalt mit einem Blick auf den Unterſuchungsrichter.

„Tatſächlich, ich hatte es überhaupt nicht bemerkt,

da haben Sie ganz recht, Herr Staatsanwalt," bestätigte Mitjá nochmals.

Darauf folgte die Erzählung von seinem plötzlichen Entschluß, sich zu „beseitigen" und „die Glücklichen ungestört an sich vorübergehen zu lassen". Doch konnte er nicht mehr, wie kurz vorher, von der „Königin seiner Seele" erzählen und sein Herz aufdecken. Es wäre ihm zu peinvoll, zu qualvoll und zuwider gewesen, davon vor diesen kalten Menschen zu reden, die sich „wie Wanzen an mir festgesogen haben". Und darum antwortete er auf die wiederholte Frage nur kurz und schroff:

„Nun, ich beschloß einfach, mich zu erschießen. Wozu sollte ich noch leben? — Diese Frage stellte sich ganz von selbst. Ihr . . . Derjenige, dem ihre erste Liebe gehört hatte, ihr Beleidiger war mit seiner Liebe zurückgekehrt, um nach fünf Jahren das Vergangene wieder gutzumachen und um sie zu heiraten. Nun und da begriff ich, daß für mich alles verloren war . . . Und hinter mir lag dieses Blut, das Blut Grigorijs . . . Wozu da noch leben? Nun, und so ging ich denn zu Perchotin, um die versetzten Pistolen auszulösen, um sie zu laden und mir bei Sonnenaufgang eine Kugel vor den Kopf zu schießen . . ."

„Und in der Nacht noch ein tolles Gelage?"

„Ja, ein tolles Gelage. Ach zum Teufel, kommen Sie schneller zu einem Schluß, meine Herren. Erschießen wollte ich mich unbedingt . . . hier, nicht weit, ungefähr um fünf Uhr morgens, und in meiner Tasche lag schon der Zettel bereit . . . den hatte ich bei Perchotin geschrieben, als die Pistole geladen war. Hier

iſt das Ding, leſen Sie. Nicht Ihnen erzähle ich das!" fügte er plötzlich verächtlich hinzu. Er hatte das Papier aus der Weſtentaſche hervorgezogen und auf den Tiſch geworfen. Die Juriſten laſen intereſſiert, was er am Abend vorher geſchrieben hatte. Der Zettel wurde, wie es ſich gehört, ins Protokoll aufgenommen.

„Und die Hände zu waſchen fiel Ihnen noch immer nicht ein, ſelbſt als Sie bei Herrn Perchotin eintraten? So fürchteten Sie alſo keinen Verdacht?"

„Was für einen Verdacht? Verdacht — oder nicht, das war mir ganz egal . . . ich hatte doch ſchon beſchloſſen, nach Mokroje zu fahren und mich hier bei Sonnenaufgang zu erſchießen, und niemand hätte vorher was erfahren oder mich daran hindern können. Denn wenn nicht dieſer Zufall mit dem Vater dazwiſchen gekommen wäre, ſo hätten Sie doch nicht ſo bald von dem Vorgefallenen erfahren, und wären dann natürlich auch nicht hergekommen. Oh, das hat der Teufel getan, der Teufel hat den Vater erſchlagen, durch den Teufel haben auch Sie es ſo ſchnell erfahren! Wie ſind Sie nur ſo ſchnell hergekommen? Das iſt doch wahrlich kaum glaublich!"

„Herr Perchotin hat uns mitgeteilt, daß Sie, als Sie bei ihm eingetreten ſind, in der Hand . . . in der blutigen Hand Ihr Geld gehalten haben . . . ein ganzes Paket Hundertrubelſcheine — und das hat der Knabe, der bei ihm aufwartet, gleichfalls geſehen."

„Ja, ſo war es, ich erinnere mich deſſen."

„Jetzt gilt es, hier noch eine kleine Frage zu erledigen. Können Sie uns vielleicht mitteilen," begann äußerſt milde der Unterſuchungsrichter, „wo Sie plötz-

lich ſoviel Geld hergenommen hatten, da doch aus dem Tatbeſtand und aus der Zeitberechnung klar hervorgeht, daß Sie von Fedoſſja Markowna direkt zu Herrn Perchotin gegangen ſind, ſich alſo nicht vorher in Ihre Wohnung begeben haben?“

Der Staatsanwalt runzelte ein wenig die Stirn über die ſo auf die Spitze getriebene Frage, aber er unterbrach Neljudoff nicht.

„Nein, ich bin allerdings nicht nach Haus gegangen,“ antwortete Mitjá offenbar ſehr ruhig, doch hielt er den Blick zu Boden geſenkt.

„In dieſem Fall erlauben Sie wohl,“ fuhr Neljudoff gleichſam näherſchleichend fort, „meine Frage zu wiederholen: Woher nahmen Sie plötzlich eine ſo große Summe, wenn Sie, nach Ihrer eigenen Ausſage, noch um fünf Uhr . . .“

„Wenn ich um fünf Uhr noch kein Geld hatte und für zehn Rubel die Piſtolen bei Perchotin verſetzte, dann Frau Chochlakoff um dreitauſend Rubel anborgen wollte und von der nichts bekam, und ſo weiter die ganze Litanei,“ unterbrach Mitjá gereizt. „Ja, ſehen Sie mal, meine Herren, um fünf Uhr keine zehn Rubel, und da plötzlich Tauſende in den Fingern, — verdächtig, wie? Wiſſen Sie, meine Herren, Sie zittern ja jetzt alle beide vor Angſt, ‚er könnte am Ende nicht ſagen, wo er das Geld hergenommen hat, und was dann?‘ Ja, ſo iſt es auch, meine Herren: Ich ſage es nicht, Sie haben es erraten, Sie werden es nicht erfahren,“ ſagte Mitjá entſchloſſen und beſtimmt.

Die Juriſten ſchwiegen beide eine Weile.

„Sie ſehen doch ein, Herr Karamaſoff, daß das

zu erfahren für uns von großer Wichtigkeit ist," sagte schließlich ruhig und bescheiden der Untersuchungsrichter.

„Ich sehe dies vollkommen ein, aber ich sage es trotzdem nicht."

Da mischte sich auch der Staatsanwalt hinein und erinnerte wieder daran, daß der Angeklagte zwar nicht zu antworten brauchte, wenn er das für sich für vorteilhafter hielt usw., doch hinsichtlich des Schadens, den sich der Angeklagte durch das Verschweigen seiner Geldquelle zufüge, und besonders noch, da es sich dabei um eine Frage von solcher Wichtigkeit handelte, so . . .

„Und so weiter, meine Herren, und so weiter. Genug, ich habe den Sermon schon gehört!" unterbrach Mitjá wieder ungeduldig. „Ich begreife selbst sehr gut, von welcher Wichtigkeit diese Frage ist, daß es der Hauptpunkt ist, aber ich sage es trotzdem nicht!"

„Uns kann es ja schließlich gleichgültig sein, das ist nicht unsere Sache, sondern Ihre, und Sie schaden sich dadurch nur," bemerkte der Untersuchungsrichter etwas gereizt.

„Scherz beiseite, meine Herren, sehen Sie: —" Mitjá erhob den Blick und sah sie beide fest an. „Ich hab es schon gleich zu Anfang vorausgefühlt, daß wir gerade in diesem Punkt mit den Köpfen aneinanderprallen würden. Als ich meine Aussagen begann, lag alles andere noch neblig in weiter Ferne, alles wogte noch verschwommen durcheinander, und ich war sogar so naiv, daß ich mit dem Vorschlag, ‚uns gegenseitig volles Vertrauen zu schenken' begann. Jetzt sehe ich ein, daß von Vertrauen hier überhaupt nicht die Rede sein kann, denn wir mußten doch einmal auf diesen

verfluchten Punkt ſtoßen. Nun, und jetzt ſind wir auch glücklich da angelangt! Es geht nicht, und das genügt. Übrigens, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Sie können mir nicht aufs Wort glauben, das begreife ich doch!"

Er verſtummte. Sein Geſicht war düſter.

„Aber könnten Sie nicht, ohne im geringſten Ihren Entſchluß, das Hauptſächlichſte zu verſchweigen, aufzugeben, könnten Sie uns nicht trotzdem wenigſtens einen kleinen Wink geben oder andeuten, welcher Art die Gründe ſind, die Sie zu einer ſo gefährlichen, für Sie gefährlichen Verheimlichung eines ſo wichtigen Punktes bewegen?"

Ein trauriges und gleichſam nachdenkliches Lächeln erſchien auf Mitjás Lippen.

„Ich bin ſogar viel gütiger, als Sie von mir glauben, meine Herren. Ich werde Ihnen ſagen, warum ich es nicht tun kann, und werde Ihnen auch den gewünſchten Wink geben, obgleich Sie das eigentlich gar nicht wert ſind. Hören Sie, meine Herren, ich verſchweige es darum, weil darin eine Schmach für mich liegt. Jawohl, in der Antwort auf die Frage: Woher ich dieſes Geld genommen habe, liegt für mich eine Schmach, mit der man ſelbſt die Ermordung und Beraubung meines Vaters nicht vergleichen könnte — wenn ich ihn erſchlagen und beraubt hätte. Das iſt der Grund, warum ich es nicht ſagen kann. Wegen der Schande kann ich es nicht. Wie, meine Herren, Sie wollen auch das niederſchreiben?"

„Ja, das muß aufgeſchrieben werden," ſagte der Unterſuchungsrichter.

„Das ſollten Sie lieber nicht tun, meine Herren,

das von der ‚Schmach‘. Das habe ich Ihnen doch nur aus Anständigkeit gesagt, ich hätte es nicht zu sagen gebraucht, ich habe es Ihnen sozusagen geschenkt. Und Sie wollen das gleich schwarz auf weiß niederschreiben! — Ach nun, schreiben Sie, schreiben Sie, was Sie wollen," brach er verächtlich und gereizt ab, „— ich fürchte Sie nicht und . . . bleibe stolz vor Ihnen!"

„Und würden Sie nicht auch sagen, welcher Art diese Schmach wäre?" fragte wieder freundlich der Untersuchungsrichter.

Der Staatsanwalt runzelte geärgert die Stirn.

„Nein, c'est fini, geben Sie sich weiter keine Mühe. Und wozu sich besudeln? Hab mich schon sowieso an Ihnen besudelt. Sie sind es nicht wert, weder Sie noch sonst jemand . . . Genug davon, meine Herren, ich sage nichts mehr."

Es war gar zu bestimmt gesagt. Der Untersuchungsrichter gab es auf, weiter in ihn zu dringen, doch da sah er am Blick des Staatsanwalts, daß dieser die Hoffnung noch nicht verloren hatte.

„Aber können Sie nicht wenigstens das eine angeben: Wie groß war die Summe, die Sie in der Hand hielten, als Sie bei Herrn Perchotin eintraten, wieviel Rubel waren es?"

„Nein, das will ich nicht angeben."

„Herrn Perchotin haben Sie, glaube ich, gesagt, daß es dreitausend gewesen seien, die Sie angeblich von Frau Chochlakoff erhalten hätten."

„Es ist möglich, daß ich ihm das gesagt habe. Aber genug, meine Herren, ich sage nicht, wieviel es waren."

„Dann haben Sie wohl die Güte, zu erzählen, wie Sie hierher nach Mokroje gefahren ſind, und alles, was Sie nach der Ankunft hier getan haben.“

„Ach Gott, fragen Sie das doch hier die Leute. Aber, übrigens, ich kann es ja meinetwegen auch ſelbſt erzählen.“

Er erzählte trocken, flüchtig. Von ſeiner Liebe ſprach er kein Wort. Dafür aber erzählte er, wie er den Entſchluß, ſich zu erſchießen, aufgegeben hatte, „infolge der veränderten Lage der Dinge“. Er erzählte, ohne zu begründen, ohne auf die Einzelheiten einzugehen. Und auch die Juriſten unterbrachen ihn nicht mehr; es waren das für ſie augenſcheinlich Nebenſachen, die ſie weniger intereſſierten.

„Das werden wir noch alles nachprüfen, da wir darauf beim Verhör der Zeugen zurückkommen müſſen; dasſelbe wird ſelbſtverſtändlich in Ihrer Gegenwart ſtattfinden,“ ſagte der Unterſuchungsrichter und ſchloß damit das Verhör. „Jetzt aber werden Sie vielleicht ſo freundlich ſein, alles hierher auf den Tiſch zu legen, was Sie bei ſich haben, und vor allem das ganze Geld, welches ſich augenblicklich in Ihrem Beſitze befindet.“

„Das Geld, meine Herren? Bitte, ich verſtehe, daß das notwendig iſt. Es wundert mich, daß Sie nicht ſchon früher Ihre Neugier zu befriedigen verſucht haben. Allerdings, ich ſaß ja unter Ihren Augen, wäre ja auch nicht fortgegangen. Nun, hier iſt es, mein ganzes Geld, zählen Sie mal nach, nehmen Sie. So, — das iſt alles, glaube ich.“

Er durchſuchte ſeine ſämtlichen Taſchen und zog

alles hervor, was er an Geldstücken fand, selbst das Kleingeld. In seiner Westentasche fand er noch zwei Zwanziger. Man zählte das Geld, und es zeigte sich, daß es nur achthundertsechsunddreißig Rubel und vierzig Kopeken waren.

„Und das ist alles?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Alles.“

„Sie sagten soeben, als Sie Ihre Aussagen machten, daß Sie in der Kolonialwarenhandlung von Plotnikoff dreihundert Rubel bezahlt haben. Herrn Perchotin haben Sie zehn Rubel gegeben, für die Fahrt zwanzig, hier haben Sie zweihundert verspielt, dann . . .“

Der Untersuchungsrichter rechnete alles zusammen, was Mitjá noch außerdem bezahlt hatte, und Mitjá half ihm dabei bereitwillig. Jeder Kopeke erinnerte man sich, und alles wurde aufgeschrieben. Darauf rechnete der Untersuchungsrichter oberflächlich die Zahlen zusammen.

„Folglich müssen Sie mit diesen achthundert anfänglich ungefähr tausendfünfhundert Rubel gehabt haben?“

„Folglich,“ sagte Mitjá trocken.

„Wie kommt es aber, daß alle behaupten, Sie hätten viel mehr gehabt?“

„Mögen sie es doch behaupten.“

„Und Sie selbst haben es doch gleichfalls behauptet.“

„Ja, auch ich habe es behauptet.“

„Das werden wir noch kontrollieren . . . beim Verhör der anderen Personen. Ihres Geldes wegen beunruhigen Sie sich nicht, es wird, wie es sich gehört, aufbewahrt werden und nach Beendigung des ganzen . . . zu Ihrer Verfügung stehen, wenn es sich erweist, oder vielmehr, wenn bewiesen wird, daß Sie auf dasselbe unstreitiges Anrecht besitzen. Nun, und jetzt . . ."

Der Untersuchungsrichter erhob sich und erklärte Mitjá mit fester Stimme, daß er gezwungen und verpflichtet sei, eine genaue Untersuchung und Besichtigung „sowohl Ihrer Kleider als auch alles übrigen" vorzunehmen . . .

„Bitte, meine Herren, ich kann alle Taschen umkehren, wenn Sie wollen."

Und er machte sich allen Ernstes daran, seine Taschen umzukehren.

„Nein, Sie werden sich entkleiden müssen."

„Was? Entkleiden? Pfui Teufel! Untersuchen Sie doch so! Geht es denn nicht auch so?"

„Das ist unmöglich, Dmitrij Fedorowitsch. Sie werden Ihre Kleider ablegen müssen."

„Wie Sie wollen," brummte Mitjá, der sich schließlich mit finsterer Miene fügte, „nur bitte nicht hier, sondern wenigstens hinter dem Vorhange. Wer wird denn die Besichtigung vollziehen?"

„Natürlich hinter dem Vorhange," sagte der Untersuchungsrichter und nickte zum Zeichen des Einverständnisses noch mit dem Kopf. Sein junges Gesicht drückte eine ganz besondere Wichtigkeit aus.

VI.

Der Staatsanwalt

Es begann etwas, was Mitjá nie erwartet hätte, und was ihn nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Nie im Leben hätte er gedacht, ſelbſt im letzten Augenblick nicht, daß jemand ſo mit ihm umgehen könnte, mit Dmitrij Karamaſoff! Vor allem lag darin etwas Erniedrigendes für ihn: etwas ſo „Anmaßendes und Nichtachtendes" ſeiner Perſon. Es wäre weiter nicht ſchlimm geweſen, hätte er den Rock ausziehen müſſen; man erſuchte ihn aber, ſich noch weiter zu entkleiden. Und eigentlich erſuchte man ihn nicht einmal darum, ſondern man befahl es ihm geradezu — was er nur zu gut fühlte. Aus Stolz und Verachtung unterwarf er ſich wortlos. Außer dem Unterſuchungsrichter und dem Staatsanwalt traten hinter den Vorhang, um der Durchſuchung beizuwohnen, auch noch einige Bauern, „natürlich zur Sicherheit", dachte Mitjá, „vielleicht aber auch zu einem anderen Zweck".

„Was, ſoll ich etwa auch noch das Hemd ausziehen?" fragte er ſcharf; doch der Unterſuchungsrichter antwortete ihm nicht; er war mit dem Staatsanwalt in die Beſichtigung des Rockes, der Beinkleider, der Weſte und der Mütze vertieft, und man ſah es ihnen an, daß die Unterſuchung ſie beide ungemein intereſſierte. „Die genieren ſich wahrlich nicht ein bißchen," dachte Mitjá, „nicht einmal die nötige Höflichkeit beobachten ſie."

„Ich frage Sie zum zweitenmal: Soll ich das Hemd

ausziehen oder nicht?“ fragte er noch ſchärfer und gereizter.

„Beunruhigen Sie ſich nicht, wir werden es Ihnen ſagen,“ antwortete der Unterſuchungsrichter in etwas obrigkeitlichem Ton. Wenigſtens ſchien dies Mitjá ſo.

Mittlerweile fand zwiſchen dem Unterſuchungsrichter und dem Staatsanwalt eine eifrige halblaute Beratung ſtatt. Auf dem linken Rockſchoß hatten ſie große Blutflecken entdeckt, die bereits ganz trocken und hart waren. Desgleichen fanden ſie auch auf den Beinkleidern Blutflecke. Der Unterſuchungsrichter befühlte eigenhändig in Gegenwart der Bauernzeugen den Rockkragen, die Aufſchläge und alle Nähte der Kleidungsſtücke, — offenbar ſuchte er nach etwas, und das konnte natürlich nur Geld ſein. Doch das Kränkendſte für Mitjá war, daß ſie ihren Verdacht nicht einmal verbargen, den Verdacht, er hätte das Geld in ſeine Kleider einnähen können. „Sie gehen ja wirklich mit mir um, als hätten ſie es mit einem Diebe und nicht mit einem Offizier zu tun,“ dachte er ingrimmig. Und ihre Gedanken teilten ſie ſich untereinander geradezu verblüffend offen und ungeniert mit. So lenkte zum Beiſpiel der Schriftführer, der gleichfalls hinter den Vorhang gekommen war, eifrig zuhörte und unterſuchen half, die Aufmerkſamkeit des Unterſuchungsrichters auf die Mütze, die danach nicht minder ſorgfältig befühlt wurde. „Wiſſen Sie noch, wie damals der Schreiber Gridjenka hereinfiel?“ fragte der Schriftführer. „Er fuhr im Sommer hin, um das Gehalt für die Kanzleibeamten in Empfang zu nehmen, und als er zurückkam, ſagte er, er hätte das ganze

Geld in betrunkenem Zuſtande unterwegs verloren, — und wo fand man es? Im Mützenrand: Die Hundertrubelſcheine waren zu Spiralen zuſammengerollt und gerade hier eingenäht.“ Beide Juriſten erinnerten ſich noch ſehr gut des Falles Gridjenka, und ſo wurde denn beſchloſſen, Mitjás Mütze und Kleider zur genaueren Unterſuchung zurückzubehalten.

„Erlauben Sie!“ rief plötzlich Neljudoff, der Unterſuchungsrichter, als er den dunklen Rand an Mitjás rechter Manſchette bemerkte. „Erlauben Sie, iſt das, iſt das etwa Blut?“

„Ja, Blut,“ ſagte Mitjá kurz.

„Das heißt, was für ein Blut iſt es? . . . und warum iſt der Manſchettenrand ſo umgebogen?“

Mitjá erzählte, wie die Manſchette blutig geworden war, als er Grigorij das Blut vom Geſicht abgewiſcht hatte, und wie er darauf beim Händewaſchen bei Perchotin auf den Gedanken gekommen war, den blutigen Rand einfach umzubiegen, ſo gut es ging.

„Dann müſſen wir auch Ihr Hemd nehmen, das iſt ſehr wichtig . . . Es gehört zu den Beweisſtücken.“

Mitjá errötete und wurde wild.

„Soll ich denn nackend bleiben?“ ſchrie er.

„Beunruhigen Sie ſich nicht . . . wir werden dem ſchon irgendwie abzuhelfen wiſſen, jetzt aber ziehen Sie bitte auch die Socken aus.“

„Sagen Sie das im Ernſt?“ fragte Mitjá mit blitzenden Augen.

„Uns iſt es nicht um Scherz zu tun!“ wies ihn der Unterſuchungsrichter ſtreng zurück.

„Nun, wenn es so sein muß . . . werde ich . . .“ brummte Mitjá, setzte sich aufs Bett und schickte sich an, seine Socken auszuziehen. Es war für ihn unerträglich: alle waren angekleidet, nur er allein war ausgekleidet und, sonderbar — entkleidet kam er sich vor ihnen fast schuldig vor, und vor allen Dingen fühlte er sich selbst mit einemmal viel niedriger als sie und gab in seinem Bewußtsein zu, daß sie nun das volle Recht hatten, ihn zu verachten. „Wenn alle entkleidet sind, so schämt man sich weiter nicht, ist man aber ganz allein entkleidet und wird man dann noch von allen besehen, so ist es — eine Schmach!“ ging es ihm immer wieder durch den Sinn. „Das ist ja ganz wie im Traum,“ dachte er, „nur im Traum habe ich zuweilen solche Schmach empfunden.“ Doch die Socken auszuziehen, war ihm eine ganz besondere Qual, denn sie waren nicht ganz rein, und auch die Unterbeinkleider waren es nicht, und jetzt konnten das alle sehen. Doch vor allen Dingen liebte er seine Füße nicht; er hatte die beiden großen Zehen aus irgendeinem Grunde sein ganzes Leben lang für mißgestaltet gehalten, besonders den einen häßlichen, platten und irgendwie dumm nach unten gebogenen Nagel der großen Zehe am rechten Fuß. Jetzt würden das alle sehen! Vor unerträglicher Scham wurde er noch gröber, und zwar absichtlich. Er riß sich selbst das Hemd vom Leibe.

„Wollen Sie nicht noch wo nachsuchen, wenn Sie sich nicht schämen?“

„Nein, vorläufig ist dies nicht nötig.“

„Wie, und ich ſoll hier ſo nackend bleiben?“ ſchrie er ſie wild an.

„Ja, das iſt vorläufig nicht zu ändern . . . Setzen Sie ſich ſolange, bitte, hierher. Sie können ſich in die Bettdecke einhüllen, wenn Sie wollen, ich . . . ich werde das jetzt fortbringen.“

Alle Sachen wurden den Zeugen gezeigt, man ſchrieb darauf das Ergebnis der Beſichtigung auf, und ſchließlich ging der Unterſuchungsrichter fort, und die Kleidungsſtücke wurden ihm nachgetragen. Ihm folgte bald nachher auch der Staatsanwalt. So blieben mit Mitjá nur die Bauern zurück, die ſchweigſam ringsum ſtanden und ihn nicht aus dem Auge ließen. Mitjá hüllte ſich in die Decke, ihn fror. Seine nackten Füße baumelten über den Bettrand, und es wollte ihm in keiner Weiſe gelingen, die Decke ſo umzunehmen, daß ſie auch die Füße bedeckte. Der Unterſuchungsrichter blieb auffallend lange fort, „folternd lange“. „Der Kerl behandelt mich ja wie ein Hundejunges,“ dachte Mitjá knirſchend. „Dieſer Lump von Staatsanwalt iſt gleichfalls hinausgegangen; beſtimmt aus Verachtung: es wird ihm ekelhaft geworden ſein, einen Nackten anzuſehen.“ Mitjá war immer noch im Glauben, daß ſeine Kleider inzwiſchen beſichtigt wurden und man ſie ihm bald zurückbringen werde. Wie groß war daher ſein Unwille, als Neljudoff plötzlich mit ganz anderen Kleidern, die ein Bauer ihm nachtrug, zurückkam.

„Da haben Sie jetzt auch die Kleider,“ ſagte er gutgelaunt und augenſcheinlich ſehr zufrieden mit dem Ergebnis ſeines Ganges. „Herr Kalganoff opfert in

dieſem intereſſanten Fall ſowohl einen Anzug wie auch ein reines Hemd für Sie. Zum Glück hatte er das alles im Koffer bei ſich. Ihre Unterkleider und die Socken können Sie behalten."

Mitjá geriet außer ſich, als er das hörte.

„Ich will keine fremden Kleider!" ſchrie er wütend, „geben Sie mir meine eigenen!"

„Das iſt unmöglich."

„Geben Sie mir meine! — zum Teufel mit Kalganoff und ſeinen Kleidern, und er ſelbſt voran!"

Man mußte ihm lange zureden. Schließlich beruhigte er ſich ein wenig. Man erklärte ihm, daß ſeine Kleider, da ſie mit Blut befleckt waren, als Beweisſtücke zurückbehalten werden mußten, daß man alſo nicht einmal das Recht hätte, ihm ſeine Kleider wiederzugeben — „im Hinblick auf den möglichen Ausgang der Sache", was Mitjá denn auch zu guter Letzt halbwegs einſah. Er verſtummte finſter und überwand ſich allmählich ſo weit, daß er ſich ankleidete. Er bemerkte nur beim Anziehn der Kleider, daß ſie teurer waren als ſeine alten Kleider, und er ſagte, daß er ſich nicht wolle „gnädig beſchenken laſſen". Außerdem ſeien ſie „beleidigend eng". „Soll ich etwa eine Vogelſcheuche in ihnen ſpielen ... zu Ihrem Ergötzen?"

Ihm wurde wieder zugeredet, daß es durchaus nicht ſo ſchlimm ſei, daß er auch hierin wieder übertreibe, daß Herr Kalganoff zwar von Wuchs ein wenig größer ſei, aber, wie geſagt, eben nur ein wenig, und daß höchſtens die Beinkleider vielleicht etwas zu lang wären. Der Rock aber war in den Schultern tatſächlich zu eng.

„Teufel, man kann ihn ja kaum zuknöpfen," brummte Mitjá wütend. „Haben Sie die Güte, und laſſen Sie Herrn Kalganoff unverzüglich ſagen, daß nicht ich ihn um ſeine Kleider gebeten habe . . . daß ich gegen meinen Willen zur Vogelſcheuche aufgeputzt werde."

„Herr Kalganoff begreift das ſehr gut und bedauert . . . das heißt, nicht ſeine Kleider bedauert er, ſondern dieſen ganzen Vorfall," ſagte Neljudoff, nachläſſig die Worte brummend.

„Er kann ſich ſelbſt bedauern! — Nun, wohin jetzt? Oder ſoll ich immer noch hier ſitzen?"

Man bat ihn, wieder „in jenes Zimmer" zu kommen. Mitjá trat finſter vor Ärger hinter dem Vorhange hervor und bemühte ſich, niemanden anzuſehen. In den fremden Kleidern fühlte er ſich wie beſchimpft, ſogar vor dieſen Bauern, vor dem Dorfſchulzen und dieſem Trifon Boriſſytſch, deſſen Geſicht flüchtig an der Tür auftauchte und verſchwand. „Der wollte mich wohl in den neuen Kleidern ſehen," dachte Mitjá. Er ſetzte ſich auf ſeinen früheren Platz. Es kam ihm alles wie ein Albdruck, wie etwas ganz Ungereimtes vor, und er glaubte einen Augenblick, den Verſtand verloren zu haben.

„Nun, was kommt jetzt? — Rutenhiebe ſind ja das einzige, was gerade noch fehlte . . .," ſagte er, innerlich wutknirſchend, zum Staatsanwalt.

An den Unterſuchungsrichter wollte er ſich überhaupt nicht mehr wenden, und er tat abſichtlich, als hielte er es unter ſeiner Würde, mit ihm noch zu ſprechen. „Der Kerl hat meine Socken betrachtet, als

wäre er blind, und der Schuft hat noch abſichtlich befohlen, die Socken umzukehren, um allen zu zeigen, was für unſaubere Wäſche ich habe."

„Jetzt werden wir wohl zum Verhör der Zeugen übergehen müſſen," ſagte der Unterſuchungsrichter, gleichſam als Antwort auf Mitjás Frage.

„Ja," ſagte der Staatsanwalt nachdenklich, als ob er gleichfalls ſich noch einiges überlegte.

„Wir haben alles getan, Dmitrij Fedorowitſch, was wir für Sie tun konnten," fuhr der Unterſuchungsrichter fort, „nachdem wir aber bei Ihnen auf eine ſo beſtimmte Weigerung geſtoßen ſind, die Herkunft der bei Ihnen befindlichen Summe zu erklären, ſo ſehen wir uns in dieſem Augenblick . . ."

„Was iſt das für ein Stein?" unterbrach ihn plötzlich Mitjá, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, und er wies auf einen der großen Ringe, die die rechte Hand Neljudoffs ſchmückten.

„Stein?" fragte verwundert der Unterſuchungsrichter.

„Ja, dieſer dort . . . der Ring am Mittelfinger, mit den Adern, was iſt das für ein Stein?" fragte Mitjá ganz abſonderlich gereizt und eigenſinnig wie ein kleines Kind.

„Das iſt ein Rauchtopas," ſagte Neljudoff lächelnd, „wenn Sie ihn beſehen wollen, ſo werde ich ihn abnehmen . . ."

„Nein, nein, nehmen Sie ihn nicht ab!" ſchrie ihn Mitjá, der ſich plötzlich beſonnen hatte und über ſich ſelbſt in Wut geriet, wild an. „Nehmen Sie ihn nicht ab, es iſt nicht nötig . . . Teufel . . . Meine Herren,

Sie haben meine Seele beſudelt! Glauben Sie wirklich, ich würde es vor Ihnen verheimlichen, wenn ich tatſächlich meinen Vater erſchlagen hätte? Glauben Sie, ich würde dann lügen, Winkelzüge machen und mich verſtecken? Nein, nie würde das Dmitrij Karamaſoff tun, das würde er nie ertragen, und wenn ich ſchuldig wäre, ſo, das ſchwöre ich Ihnen, würde ich nicht bis zu Ihrer Ankunft und dem Sonnenaufgang gewartet haben, wie ich es mir vorgenommen hatte, ſondern hätte mich ſchon früher vernichtet, ohne die Morgenröte zu erwarten! Das fühle ich. Oh, nicht in zwanzig Jahren Leben habe ich ſo viel gelernt, wie ich in dieſer einen verfluchten Nacht gelernt habe! . . . Und wäre ich denn ſo, ſo in dieſer Nacht geweſen, in dieſem Augenblick jetzt hier auf dieſer Stelle vor Ihnen, — würde ich ſo ſprechen, ſo mich bewegen, ſo Sie und die Welt anſehen, wenn ich ein Vatermörder wäre . . . während ſogar der aus Verſehen begangene Todſchlag Grigorijs mir dieſe ganze Nacht keine Ruhe gegeben hat, — nicht etwa aus Angſt, oh! nicht weil ich eine Strafe gefürchtet hätte! Aber die Schmach! Und Sie verlangen, daß ich ſolchen Spöttern wie Sie, die nichts ſehen und nichts glauben, ſolchen blinden Maulwürfen und Zynikern, auch noch dieſe neue Schändlichkeit, die ich begangen habe, aufdecken und erzählen ſoll, daß ich noch dieſe neue Schande aufdecken ſoll, ſelbſt wenn mich das ſofort von Ihrer Anſchuldigung befreien könnte? . . . Lieber als Zwangsarbeiter nach Sibirien! Wer die Tür zu meinem Vater geöffnet hat und durch dieſe Tür eingetreten iſt, der hat ihn auch erſchlagen, der hat ihn auch beſtohlen!

Wer das geweſen iſt — ich weiß es nicht, und es quält mich, daß ich es nicht weiß, ich weiß nur eines: Dmitrij Karamaſoff iſt es nicht geweſen, das ſage ich Ihnen! — Und das iſt alles, was ich Ihnen ſagen kann, doch genug, genug, laſſen Sie mich jetzt in Ruhe . . . Verſchicken Sie mich, köpfen Sie mich, aber nur reizen Sie mich nicht mehr. Ich habe mein letztes Wort geſprochen. Rufen Sie Ihre Häſcher."

Mitjá hatte geſprochen, als wäre er feſt entſchloſſen, nichts mehr zu ſagen. Der Staatsanwalt hatte ihn die ganze Zeit ſcharf beobachtet, und kaum war Mitjá verſtummt, da ſagte er mit der kälteſten und ruhigſten Miene, als handelte es ſich um die gleichgültigſten Dinge:

„Gerade in bezug auf dieſe offene Tür, an die Sie ſoeben erinnerten, können wir Ihnen ſehr zur rechten Zeit, nämlich gerade jetzt, eine Ausſage des alten Grigorij Waſſiljewitſch mitteilen, die für uns wie für Sie von großer Bedeutung iſt. Der alte Diener, den Sie verletzt haben, hat uns auf unſere Fragen hin mitgeteilt, und zwar auf das beſtimmteſte, daß bereits in dem Augenblick, als er auf das Geräuſch hin, das er, auf der Treppe ſtehend, im Garten zu vernehmen geglaubt hatte, zum Pförtchen gegangen und durch dieſes offenſtehende Pförtchen in den Garten eingetreten war — daß ihm bereits damals, noch bevor er Sie in der Dunkelheit laufen geſehen hatte, auf den erſten Blick nach links das hellerleuchtete offene Fenſter und zu gleicher Zeit die viel näher zu ihm liegende offene Tür aufgefallen ſei, dieſelbe Tür, von der

Sie behaupten, daß ſie während der ganzen Zeit Ihres Aufenthaltes im Garten geſchloſſen geweſen ſei. Ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß Grigorij Waſſiljewitſch auf das beſtimmteſte überzeugt iſt, Sie ſeien aus dieſer Tür herausgelaufen, obgleich er Sie natürlich nicht herauslaufen geſehen hat, da Sie erſt in einiger Entfernung, inmitten des Gartens zum Zaun laufend, vor ihm aufgetaucht ſind . . ."

Mitjá war ſchon in der Mitte der Rede aufgeſprungen.

„Unſinn!" brüllte er plötzlich außer ſich auf. „Das iſt ein ſchändlicher Betrug! Er konnte keine offene Tür ſehen, denn ſie war damals geſchloſſen . . . Er lügt!"

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß er dieſe Ausſage nur infolge ſeiner feſten Überzeugung gemacht hat. Er ſchwankt nicht, er beſteht darauf. Wir haben ihm die Frage mehrmals aufs ſchärfſte geſtellt."

„Ja, auch ich habe ihn mehreremal ausdrücklich danach gefragt," beſtätigte eifrig der Unterſuchungsrichter.

„Das iſt nicht wahr, das iſt aber doch nicht wahr! Das iſt entweder eine Verleumdung oder die Halluzination eines Verrückten," ſchrie Mitjá, „es hat ihm einfach ſo geſchienen, im Fieber von der Wunde, nach dem Blutverluſt, als er erwachte . . . und ſo phantaſiert er noch jetzt."

„Schön, aber er hat ja die offene Tür nicht nach der Verletzung am Zaun, als er ſpäter zu ſich kam, ſondern vorher, als er in den Garten trat, geſehen."

„Aber das kann nicht ſein, das iſt unmöglich! Das ſagt er aus Haß gegen mich, er will mich verleumden ... Er hat das nicht ſehen können ... Ich bin nicht durch die Tür gegangen ...“ beteuerte Mitjá atemlos.

Da wandte ſich der Staatsanwalt zum Unterſuchungsrichter und ſagte ihm bedeutſam:

„Zeigen Sie es.“

„Iſt Ihnen dieſer Gegenſtand bekannt?“ fragte jener, indem er ein großes Kuvert von dickem Papier in Kanzleiformat auf den Tiſch legte. Auf der anderen Seite desſelben waren noch drei rote Siegel zu ſehen. Das Kuvert aber war leer und an einer Seite aufgeriſſen.

Mitjá ſtarrte es mit weit aufgeriſſenen Augen an.

„Das ... das wird wohl das Kuvert vom Vater ſein,“ murmelte er, „— dasſelbe, in dem dieſe Dreitauſend lagen ... und wenn die Aufſchrift, erlauben Sie: ‚und Küchelchen‘ ... da! — Dreitauſend!“ ſchrie er auf, „Dreitauſend, ſehen Sie hier?“

„Natürlich ſehen wir es, aber das Geld haben wir nicht mehr im Kuvert gefunden, es war leer und lag auf dem Fußboden, gleich vor dem Bett hinter dem Schirm.“

Einige Sekunden lang ſtand Mitjá wie vom Schlage gerührt.

„Meine Herren, das iſt Sſmerdjákoff!“ ſchrie er plötzlich laut. „Der hat ihn erſchlagen, der hat ihn auch beſtohlen! Nur er allein wußte es, wo das Kuvert beim Vater verſteckt war ... Er iſt es geweſen, das iſt jetzt klar!“

„Aber auch Sie wußten doch um das Kuvert, und daß es unter dem Kopfkiſſen lag.“

„Niemals habe ich das gewußt! Ich habe es doch niemals geſehen, erſt jetzt ſehe ich es zum erſtenmal. Ich hatte nur durch Sſmerdjákoff davon gehört . . . Er allein wußte, wo der Vater das Kuvert verſteckt hatte, ich aber habe es überhaupt nicht gewußt . . .“ rief Mitjá atemlos.

„Aber Sie haben es uns doch ſelbſt vorhin geſagt, daß das Kuvert bei Ihrem verſtorbenen Vater unter dem Kopfkiſſen gelegen habe. Sie ſagten gerade unter dem Kopfkiſſen, folglich haben Sie doch gewußt, wo es gelegen hat.“

„So haben wir es auch niedergeſchrieben!“ beſtätigte der Unterſuchungsrichter.

„Unſinn! Blödſinn! Ich habe durchaus nicht gewußt, daß es unter dem Kopfkiſſen lag. Ja, vielleicht hat es dort überhaupt nicht gelegen . . . Ich habe es ganz aufs Geratewohl geſagt, daß es unter dem Kiſſen geweſen ſei . . . Aber was ſagt Sſmerdjákoff? Haben Sie ihn gefragt, wo es gelegen hat? Was ſagt Sſmerdjákoff? Das iſt das Wichtigſte . . . Ich habe es mir einfach auf den Hals gelogen . . . Ich habe es gelogen, ganz unüberlegt habe ich es geſagt, daß es unter dem Kiſſen gelegen habe, und Sie glauben jetzt . . . Gott, Sie wiſſen doch, wie ſich einem plötzlich etwas von der Zunge reißt, ohne zu wollen, ſpricht man es aus, ganz von ſelbſt ſagt es ſich! Gewußt aber hat es nur Sſmerdjákoff, nur Sſmerdjákoff allein und ſonſt niemand! . . . Er hat auch mir geſagt, wo es lag! Aber das iſt er, er! Er hat es getan, ganz

zweifellos hat er es getan; das ist mir jetzt so klar wie das Sonnenlicht!“ rief außer sich Mitjá, der verzweifelnd überzeugen wollte und zusammenhanglos sich wiederholte und überstürzte. „So begreifen Sie doch, und verhaften Sie ihn, nur schneller, schneller ... Er hat ihn erschlagen, als ich fortgelaufen war und Grigorij bewußtlos am Boden lag, das ist doch jetzt klar ... Er hat das Zeichen gegeben, und der Vater hat ihm die Tür aufgemacht ... Denn nur er allein kannte die Zeichen, wie mein Vater glaubte, und ohne Zeichen hätte mein Vater nie, nie die Tür aufgemacht ...“

„Sie vergessen aber wieder den einen Umstand,“ bemerkte mit derselben ruhigen Zurückhaltung, doch diesmal bereits wie mit dem Anflug eines Triumphgefühls der Staatsanwalt, daß es überflüssig war, die Zeichen zu geben, wenn die Tür schon offen stand, als Sie noch im Garten waren ...“

„Die Tür, die Tür ...“ murmelte Mitjá und starrte wortlos den Staatsanwalt an; kraftlos sank er wieder auf den Stuhl.

Alle schwiegen.

„Ja, die Tür! ... Das ist ein Phantom! Gott ist gegen mich! Gott der Herr ist gegen mich!“ rief Mitjá aus, mit sinnlos gewordenem Blick vor sich hinstarrend.

„Nun sehen Sie,“ begann wichtig der Staatsanwalt, „Sie sehen doch jetzt selbst ein, Dmitrij Fedorowitsch: einerseits haben wir diese Aussage über die offene Tür, aus der Sie herausgelaufen sein müssen. — eine Aussage, die sowohl uns wie Sie stutzig

macht; und anderſeits — Ihr unbegreifliches, hartnäckiges und faſt verzweifeltes Schweigen in betreff der Herkunft des Geldes, das ſich plötzlich in Ihren Händen befindet, während Sie noch vor drei Stunden nach Ihrer eigenen Ausſage Ihre Piſtolen verſetzt haben, um wenigſtens zehn Rubel zu bekommen! Nun urteilen Sie im Hinblick auf dieſe Tatſache ſelbſt: An was ſollen wir glauben, und an was uns halten? Und werfen Sie uns nicht vor, daß wir ‚kalte Zyniker und Spötter' ſeien, die nicht imſtande ſind, den edlen Ausbrüchen Ihres Herzens zu glauben . . . Verſuchen Sie, ſich in unſere Lage zu verſetzen und die Dinge von unſerem Standpunkte aus zu betrachten . . ."

Mitjá befand ſich in unbeſchreiblicher Erregung, er war ganz bleich geworden.

„Gut!" rief er plötzlich, „ich werde Ihnen mein Geheimnis aufdecken, ich werde Ihnen ſagen, woher ich das Geld genommen habe! . . . Ich werde meine Schmach aufdecken, um nachher weder Sie noch mich anklagen zu müſſen."

„Glauben Sie mir, Dmitrij Fedorowitſch," fiel ſofort mit faſt freudig gerührter Stimme Neljudoff ein, „daß jedes aufrichtige und volle Bekenntnis Ihrerſeits, das Sie jetzt beim erſten Verhör ablegen, ſpäterhin einen großen Einfluß auf Ihr Los und ſeine Wendung zum Guten haben kann und ſogar . . ."

Doch der Staatsanwalt ſtieß ihn unbemerkt unter dem Tiſch an, und ſo konnte der andere noch rechtzeitig verſtummen. Mitjá hatte übrigens gar nicht gehört, was jener ſprach.

VII.

Mitjás großes Geheimnis

„Meine Herren," begann er immer noch in derſelben Aufregung, „dieſes Geld . . . ich will alles eingeſtehen . . . dieſes Geld gehörte mir."

Beim Staatsanwalt und Unterſuchungsrichter wurden ſogar die Geſichter länger: nicht das hatten ſie erwartet.

„Wieſo gehörte es Ihnen," ſtotterte Neljudoff, „da Sie doch noch um fünf Uhr desſelben Tages nach Ihrer eigenen Ausſage . . ."

„Ach, zum Teufel mit fünf Uhr desſelben Tages und eigene Ausſage, nicht darum handelt es ſich jetzt! Dieſes Geld gehörte mir, mir, das heißt, es war von mir geſtohlen . . . das heißt alſo, es war nicht mein Geld, ſondern geſtohlenes, von mir geſtohlenes Geld, und zwar waren es tauſendfünfhundert Rubel, die ich die ganze Zeit bei mir hatte . . ."

„Aber von wo hatten Sie das Geld denn hergenommen?"

„Vom Halſe, meine Herren, hatte ich es hergenommen, hier von dieſem Halſe . . . in ein Stück Zeug eingenäht, hing es an meinem Halſe, ſchon lange, einen Monat lang, ja, ſo lange habe ich es in Schmach und Schande mit mir herumgetragen."

„Aber von wem haben Sie es denn . . . ſich angeeignet?"

„Sie wollten wohl ſagen: geſtohlen? Sprechen Sie nur das Wort deutlich aus. Denn für mich iſt

es ebenſogut, als hätte ich es geſtohlen. Wenn Sie aber wollen, ſo habe ich es mir — angeeignet. Meiner Meinung nach habe ich es geſtohlen. Und geſtern abend, da ſtahl ich es denn auch in der Tat."

„Geſtern abend? Aber Sie ſagten doch ſoeben, Sie hätten das Geld ſchon vor einem Monat . . . erhalten!"

„Ja, aber nicht vom Vater, nicht von meinem Vater, beunruhigen Sie ſich nicht, nicht von meinem Vater habe ich es geſtohlen, ſondern von ihr. Laſſen Sie mich alles ruhig erzählen. Unterbrechen Sie mich nicht. Das iſt doch ſchwer . . . Sehen Sie: ungefähr vor einem Monat rief mich Katerina Iwanowna Werchoffzewa zu ſich, meine geweſene Braut . . . Kennen Sie ſie?"

„Wie ſollten wir nicht, natürlich."

„Ich weiß, daß Sie ſie kennen. Sie hat die edelſte Seele, die edelſte aller edlen, doch haßt ſie mich ſchon lange, lange . . . und ich habe es verdient, oh, und wie noch, wie verdient!"

„Katerina Iwanowna?" fragte verwundert der Unterſuchungsrichter.

Auch der Staatsanwalt ſtarrte ihn verwundert an.

„Oh, ſprechen Sie ihren Namen nicht unnütz aus! Ich bin ein Schuft, daß ich ſie nenne. Ja, ich habe wohl geſehen, wie ſehr ſie mich haßt . . . ſchon lange, ſchon ſeit jenem erſten Tage, ſeit jener erſten Begegnung dort in meiner Wohnung . . . Doch genug, genug davon, Sie ſind nicht würdig, davon auch nur etwas zu wiſſen, und das iſt auch gar nicht nötig . . . Zur Sache gehört nur, daß ſie mich vor

ungefähr einem Monat zu ſich rief, mir dreitauſend Rubel einhändigte, damit ich ſie ihrer Schweſter und noch einer Verwandten nach Moskau ſchickte — als ob ſie es nicht ſelbſt tun konnte! . . . und ich . . . das war gerade in jener Schickſalsſtunde meines Lebens, als ich . . . nun, mit einem Wort, als ich mich gerade in eine andere verliebt hatte, in ſie, in ſie, die jetzt dort unten ſitzt, Gruſchenka . . . Ich brachte ſie damals hierher, nach Mokroje, und brachte hier in zwei Tagen die Hälfte dieſer verfluchten Dreitauſend durch, das heißt alſo tauſendfünfhundert Rubel, und die andere Hälfte behielt ich zurück. Nun, und dieſe anderen Tauſendfünfhundert, die ich zurückbehalten hatte, trug ich an meinem Halſe, als Amulett . . . Geſtern abend aber habe ich das Geld vom Halſe abgeriſſen und habe es durchgebracht. Der Reſt von achthundert Rubeln, den Sie, Nikolai Parfenowitſch, jetzt an ſich genommen haben, iſt alles, was von den Tauſendfünfhundert noch übriggeblieben iſt."

„Erlauben Sie, wie denn das? Sie haben doch damals hier vor einem Monat Dreitauſend und nicht Tauſendfünfhundert durchgebracht! Das wiſſen doch alle!"

„So, wer weiß es denn? Wer hat das Geld gezählt? Wem habe ich es zu zählen gegeben?"

„Aber hören Sie mal, Sie haben doch ſelbſt allen geſagt, daß Sie runde Dreitauſend durchgebracht haben."

„Das iſt wahr, daß ich es allen geſagt habe, ich habe es ſogar der ganzen Stadt geſagt, und die ganze Stadt hat es nachgeſprochen, und alle glaubten es,

und auch hier in Mokroje glaubt man, daß es Dreitausend gewesen sind. Nur habe ich trotzdem nicht mehr als anderthalb Tausend hier verpraßt und die anderen anderthalb Tausend in das Zeugstück eingenäht. Sehen Sie, meine Herren, wie es war, woher ich dieses Geld . . ."

„Das . . . das ist ganz wunderbar . . ." stotterte Neljudoff.

„Gestatten Sie zu fragen," sagte schließlich der Staatsanwalt, „haben Sie wenigstens irgend jemandem von diesem Umstande früher Mitteilung gemacht . . . das heißt, daß Sie die anderen anderthalb Tausend damals vor einem Monat zurückbehalten hatten?"

„Nein, ich habe niemandem etwas davon gesagt."

„Das ist sonderbar. Und Sie wissen genau, daß Sie es wirklich keinem einzigen Menschen gesagt haben?"

„Keinem einzigen Menschen. Niemandem, niemandem."

„Aber warum denn dieses Schweigen darüber? Was veranlaßte Sie, das so geheimzuhalten? Ich werde mich deutlicher aussprechen: Sie haben uns also Ihr Geheimnis aufgedeckt, das nach Ihren Worten so schmachvoll sein soll, obgleich im Grunde — natürlich nur relativ gesprochen — diese Handlung, das heißt, die Aneignung fremden Geldes, und dazu noch selbstverständlich nur eine zeitweilige Aneignung, obgleich diese Handlung — wenigstens meines Erachtens — nur eine äußerst leichtsinnige Handlung ist und längst nicht so schmachvoll — wenn man außerdem noch Ihren Charakter in Betracht zieht . . . Oder

nennen wir ſie ſogar im höchſten Grade tadelnswert und ſo weiter, — ſo iſt es deswegen noch nicht eine weiß Gott wie ſchmachvolle Tat . . . Sehen Sie, ich meine das ſo: Daß dieſe dreitauſend Rubel Fräulein Werchoffzeff gehörten, das hatten in dieſem Monat ſchon viele ohne Ihr Eingeſtändnis erraten, und auch ich habe ſchon früher von dieſem Gerücht gehört . . . Michail Makarowitſch hat es gleichfalls gehört. Kurz, dieſes Gerücht war in der letzten Zeit ein bereits allbekannter Stadtklatſch. Und zudem ſollen auch Sie, wenn ich mich nicht täuſche, einem Herrn eingeſtanden haben, daß Sie dieſes Geld von Fräulein Werchoffzeff erhalten hätten . . . Darum nun wundert es mich, daß Sie bis jetzt, das heißt bis zum gegenwärtigen Augenblick, aus dieſer — nach Ihren Worten — zurückgelegten Summe von tauſendfünfhundert Rubeln ein ſo großes Geheimnis gemacht haben, und daß Sie die Aufdeckung dieſes Geheimniſſes vorhin für eine ſo große Schmach hielten . . . Es iſt unwahrſcheinlich, daß das Eingeſtändnis dieſes Geheimniſſes Ihnen ſo viel Qual bereitet hätte . . . Sie ſagten doch noch vor einer Minute, daß Sie eher als Zwangsarbeiter nach Sibirien gehen als das Geheimnis aufdecken würden . . .“

Der Staatsanwalt verſtummte. Er war in Hitze geraten und hatte ſeinen Ärger, wenn nicht ſeine Wut zu verbergen vergeſſen. Es hatte ſich zuviel davon in ihm angeſammelt, und ſo hatte er denn auch nicht mehr an ſchöne Redewendungen gedacht, ſondern faſt verwirrt geſprochen.

„Nicht in den Anderthalbtauſend lag die Schmach,

ſondern darin, daß ich dieſe Anderthalbtauſend von jenen Dreitauſend abgeteilt hatte," ſagte Mitjá mit feſter Überzeugung.

„Aber wie denn," fragte der Staatsanwalt gereizt auflachend, „was iſt denn dabei ſo ſchmachvoll, wenn Sie von bereits tadelnswert oder, wenn Sie wollen, meinetwegen auch ſchmachvoll angeeigneten Dreitauſend die Hälfte nach Ihrem Ermeſſen abgeteilt haben? Viel wichtiger iſt doch, daß Sie ſich dieſe Dreitauſend angeeignet haben, als das, was Sie mit ihnen nachher getan haben. Übrigens, warum haben Sie denn dieſe Hälfte abgeteilt? Wozu, zu welchem Zweck haben Sie das getan — können Sie es uns ſagen?"

„Oh, meine Herren, in dem Zweck liegt ja doch die ganze Schmach!" rief Mitjá. „Aus Berechnung habe ich die Anderthalbtauſend abgeteilt, und dieſe Berechnung iſt ja die ganze Gemeinheit . . . Und dieſe Gemeinheit habe ich einen ganzen Monat mit mir herumgetragen!"

„Das begreife ich nicht."

„Dann wundere ich mich über Sie. Aber es iſt wahr, ich werde mich deutlicher erklären müſſen; es iſt vielleicht wirklich nicht ganz klar. Hören Sie und paſſen Sie auf: Ich eigne mir dreitauſend Rubel an, die mir, die meiner Ehre anvertraut waren, und ich bringe das ganze Geld in einer Nacht durch und komme am nächſten Morgen zu ihr und ſage: ‚Katjá, ich bin ſchuldig, ich habe deine Dreitauſend durchgebracht.' Nun, was, iſt das ſchön? Nein, das iſt nicht ſchön, — es iſt unehrlich und ſchlecht, ich bin ein Tier oder ein Menſch, der ſich ſowenig bezwingen kann, daß

er tieriſch wird, nicht wahr? Aber ich bin doch deswegen noch kein Dieb? Doch kein bewußter Dieb, doch kein Dieb, der aus Berechnung ſtiehlt, das müſſen Sie mir doch zugeben! Ich habe das Geld durchgebracht, aber ich habe es nicht geſtohlen! Jetzt nehmen wir den zweiten noch vorteilhafteren Fall. Geben Sie gut acht auf mich, ich könnte womöglich wieder aus dem Konzept kommen. — Der Kopf geht mir irgendwie ganz abſonderlich rund. — Alſo der zweite Fall: ich verpraſſe hier nur Anderthalbtauſend, alſo die Hälfte. Am folgenden Tage gehe ich zu ihr und bringe ihr die zweite Hälfte zurück: ‚Katjá, nimm dieſe Hälfte von mir, dem Scheuſal und leichtſinnigen Schufte, wieder zurück nud ſchicke ſie ſelbſt nach Moskau, denn die eine Hälfte habe ich in dieſer Nacht durchgebracht, alſo würde ich wahrſcheinlich auch mit der zweiten Hälfte dasſelbe tun; nimm es, um mich davor zu bewahren.‘ Nun, was wäre ich in dieſem Falle? Natürlich alles mögliche, ein Tier und ein leichtſinniger Menſch, aber immerhin doch kein Dieb, kein ausgeſprochener Dieb, denn wenn ich ein Dieb wäre, ſo würde ich beſtimmt nicht den Reſt zurückgebracht, ſondern auch ihn mir angeeignet haben. So müßte ſie ſich doch ſagen, daß ich, wenn ich den Reſt ſo bald zurückgebracht habe, dann auch das andere Geld, das durchgebrachte, zurückbringen würde, daß ich mein Leben lang nur darauf bedacht ſein würde, dafür arbeiten würde — jedenfalls aber das Geld mir verſchaffen und ihr abgeben würde. So bin ich dann wohl ein Schuft, aber kein Dieb, kein Dieb, ſagen Sie, was Sie wollen, aber kein Dieb!“

„Nun ja, zugegeben, daß das ein gewiſſer Unterſchied iſt," ſagte mit kaltem Lächeln der Staatsanwalt, „ſo iſt doch ſonderbar, daß Sie darin einen dermaßen verhängnisvollen Unterſchied ſehen."

„Ja, ich ſehe darin einen dermaßen verhängnisvollen Unterſchied! Ein Schuft kann jeder ſein, und das iſt auch, genau genommen, ein jeder. Ein Dieb aber kann nicht jeder ſein, ſondern nur ein Erzſchuft. Ach, nun, ich verſtehe nicht, mich da, wie es ſich gehört, mit allen Feinheiten auszudrücken . . . Ich meine, ein Dieb iſt gemeiner als ein Schuft, ja, das iſt meine Überzeugung. So hören Sie denn: Ich trage das Geld einen ganzen Monat mit mir herum, morgen aber kann ich mich entſchließen, es abzugeben, und dann bin ich kein Schuft mehr . . . und da kann ich mich nun nicht dazu entſchließen, obwohl ich mir jeden Tag ſage: ‚Entſchließe dich, entſchließe dich, Schuft', und ſo kann ich mich einen ganzen Monat lang nicht entſchließen! Iſt das nun ſchön, iſt das, Ihrer Meinung nach, nun etwa ſchön?"

„Nun ja, das iſt allerdings nicht gerade ſchön, das begreife ich ſehr wohl, aber darüber ſtreite ich auch nicht," ſagte der Staatsanwalt, diesmal wieder zurückhaltend. „Und überhaupt wollen wir jede Erörterung über dieſe Feinheiten und Unterſchiede vorläufig beiſeite laſſen, und, wenn es Ihnen gefällig iſt, zum Sachlichen übergehen. Das aber wäre, wenn Sie uns jetzt erklären wollten, was Sie noch nicht getan haben, obgleich von uns die Frage ſchon geſtellt worden iſt: Warum teilten Sie zuerſt das Geld, das heißt, warum wollten Sie die eine Hälfte der ganzen

Summe aufbewahren, wenn Sie die andere hier verzettelten? Wozu, speziell zu welchem Zweck gedachten Sie dieſe anderen Anderthalbtauſend zu verwenden? Ich beſtehe ganz beſonders auf dieſer Frage, Dmitrij Fedorowitſch."

„Ach, ja, in der Tat!" rief Mitjá und ſchlug ſich vor die Stirn. „Verzeihen Sie, ich erſchwere Ihnen nur das Verſtändnis und vergeſſe ganz das Hauptſächliche, zu erklären, ſonſt hätten Sie ja auch ſofort begriffen, denn in dieſem Zweck, in dieſem Zweck liegt ja gerade die Schmach! Sehen Sie, hier kam immer der Alte dazwiſchen, der Verſtorbene, und beläſtigte immer Agrafena Alexandrowna, und ich war eiferſüchtig, da ich glaubte, daß ſie zwiſchen mir und ihm ſchwankte. Und ſo dachte ich denn jeden Tag: Was aber dann, wenn ſie ſich plötzlich entſcheidet, wenn ſie müde wird, mich zu quälen und mir plötzlich ſagt: ‚Dich liebe ich und nicht ihn, bring mich ſofort ans Ende der Welt,' und ich habe dann nur zwei Zwanziger in der Taſche, was ſoll ich dann tun, womit ſie fortbringen? — Dann wäre ich doch verloren geweſen! Ich kannte ſie doch damals noch nicht und verſtand ſie auch nicht, ich glaubte, daß ſie nur Geld haben wollte, und daß ſie mir meine Armut nicht verzeihen würde. Und da zähle ich denn tückiſch die Hälfte von den Dreitauſend ab und nähe ſie kaltblütig mit der Nadel ein, nähe ſie mit Berechnung ein, nähe ſie bei völliger Nüchternheit ein, und erſt darauf, nachdem ich ſie eingenäht habe, fahre ich hinaus, um nun die andere Hälfte zu verpraſſen! Das, meine Herren, das iſt eine Gemeinheit! Haben Sie es jetzt begriffen?"

Der Staatsanwalt lachte schallend auf und der Untersuchungsrichter gleichfalls.

„Meiner Meinung nach ist das sogar sehr vernünftig und sittlich, daß Sie sich gemäßigt und nicht alles durchgebracht haben," meinte immer noch lachend der Untersuchungsrichter, „denn was ist denn schließlich dabei?"

„Das ist dabei, daß ich gestohlen habe, begreifen Sie das doch endlich! O Gott, Sie entsetzen mich durch Ihren Mangel an Verständnis! Die ganze Zeit, während der ich diese Tausendfünfhundert auf meiner Brust eingenäht trug, sagte ich mir an jedem Tage und in jeder Stunde: ‚Du bist ein Dieb, du bist ein Dieb!' Deswegen wütete ich doch den ganzen Monat, deswegen suchte ich doch Händel im Gasthaus, deswegen verprügelte ich doch meinen Vater, weil ich mich als Dieb fühlte! Selbst dem Aljoscha, meinem jüngsten Bruder, konnte ich mich nicht entschließen, von diesen Tausendfünfhundert etwas zu sagen: dermaßen fühlte ich, daß ich ein Schuft und ein Taschendieb war! Aber wissen Sie, meine Herren, daß ich trotzdem die ganze Zeit, während der ich das Geld auf meiner Brust trug, an jedem Tage und in jeder Stunde mir noch sagen konnte: ‚Nein, Dmitrij Karamasoff, du bist vielleicht doch kein Dieb.' Und warum nicht? — ‚Weil du morgen hingehen und Katjá die Tausendfünfhundert zurückgeben kannst!' Und erst gestern entschloß ich mich, dieses eingenähte Geld von meinem Halse zu reißen, als ich von Fenjá zu Perchotin ging, bis dahin hatte ich es nicht fertig gebracht. In demselben Augenblick erst, in dem ich das tat, wurde ich endgültig ein un-

beſtreitbarer Dieb, fürs ganze Leben ein Dieb und ein ehrloſer Menſch. Warum? Weil ich zuſammen mit dieſem Zeuge, in dem das Geld eingenäht war, auch meinen Vorſatz zerriß, zu Katjá zu gehen und ihr zu ſagen: ‚Ich bin ein leichtſinniger Schuft, aber kein Dieb!‘ Begreifen Sie es jetzt, begreifen Sie es?“

„Warum entſchloſſen Sie ſich denn gerade geſtern abend dazu?“ fragte der Unterſuchungsrichter.

„Warum? Lächerlich, das noch zu fragen! — Weil ich mich zum Tode verurteilt hatte, weil ich beſchloſſen hatte, mich um fünf Uhr morgens hier in Mokroje bei Sonnenaufgang zu erſchießen. ‚Es iſt doch einerlei,‘ dachte ich, ‚ob ich als Schuft oder als Ehrenmann ſterbe!‘ Aber nein, das iſt doch nicht einerlei, wie ſich erwieſen hat! Werden Sie mir glauben, meine Herren, nicht das quälte mich heute nacht am meiſten, daß ich den alten Diener erſchlagen hatte und mir Sibirien drohte — und noch dazu wann? in demſelben Augenblick, nachdem ſie mir geſagt hatte, daß ſie mich liebe, nachdem ſich der Himmel wieder über mir aufgetan! Oh, das quälte wohl auch, aber doch nicht ſo . . . doch nicht ſo, wie dieſes verfluchte Bewußtſein, daß ich von meinem Halſe d o ch dieſes verfluchte Geld abgeriſſen und verſchleudert hatte, daß ich — endgültig ein Dieb war! Oh, meine Herren, ich ſage es Ihnen nochmals mit meinem Herzblut: Viel habe ich in dieſer Nacht erkannt! Ich erkannte, daß als Schuft nicht nur zu leben unmöglich iſt, ſondern daß man als Schuft nicht einmal ſterben kann . . . Nein, meine Herren, ſterben muß man ehrenhaft! . . .“

Mitjá war ſehr bleich. Er ſah erſchöpft und gemartert aus, obſchon er aufs äußerſte erregt war.

„Ich fange an, Sie zu begreifen, Dmitrij Fedorowitſch," ſagte langſam, mit weicher, faſt mitleidiger Stimme der Staatsanwalt. „Aber alles das, verzeihen Sie, ſind meiner Meinung nach nur Nerven . . . ſind Ihre angegriffenen Nerven und weiter nichts. Warum ſind Sie denn, um ſich von dieſen Qualen zu befreien, und anſtatt ſich einen ganzen Monat damit weiterzuquälen, mit den tauſendfünfhundert Rubeln nicht zu jener Dame gegangen, die ſie Ihnen zuerſt eingehändigt hatte? um ihr das Geld zurückzugeben und dann, nachdem Sie ſich mit ihr ausgeſprochen hätten, ihr alles zu erklären? und um ſchließlich, angeſichts Ihrer damaligen Lage, die Sie uns doch ſo verzweifelt geſchildert haben, ein anderes Arrangement zu verſuchen, eines, das ſich einem ganz von ſelbſt aufdrängt . . . nämlich — nach dem edelmütigen Bekenntnis aller Ihrer Fehler . . . kurz, warum hätten Sie nicht die Summe, die Sie für Ihre Ausgaben nötig hatten, von ihr erbitten ſollen? — eine Summe, die ſie angeſichts Ihrer Verzweiflung in ihrer großen Herzensgüte Ihnen beſtimmt nicht verweigert haben würde, beſonders wenn Sie dafür ein Dokument ausgeſtellt hätten oder ſagen wir, ſelbſt wenn Sie jene Rechte auf Ihr Eigentum, die Sie dem Kaufmann Sſamſſonoff und Frau Chochlakoff angeboten haben, auf ſie übertragen hätten? Sie halten doch dieſe Rechte noch bis auf den heutigen Tag für ſo viel wert?"

Mitjá ſchoß das Blut ins Geſicht.

„Iſt das möglich, daß Sie mich wirklich für einen ſolchen Schuft halten? Sie haben das doch nicht im Ernſt geſagt, das kann doch nicht ſein!“ rief er empört aus, und er blickte dem Staatsanwalt in die Augen, als könnte er nicht an das glauben, was er von ihm gehört hatte.

„Ich verſichere Sie, daß ich es im Ernſt geſagt habe . . . Warum glauben Sie, daß es nicht im Ernſt gemeint ſein könnte?“ fragte der Staatsanwalt ſeinerſeits verwundert.

„Oh, wie gemein das geweſen wäre! Meine Herren, wiſſen Sie auch, wie Sie mich quälen! Aber, es ſei drum, ich werde Ihnen alles ſagen, ich werde Ihnen meine ganze Gemeinheit eingeſtehen . . . ich tue es, um gerade Sie dadurch zu beſchämen, und Sie werden ſich ſelbſt wundern, bis zu welch einer Niedrigkeit die menſchlichen Gefühle in Ihren Kombinationen ſinken können. So hören Sie denn, daß auch ich daran gedacht habe, an genau dasſelbe, was Sie ſoeben ausſprachen, Herr Staatsanwalt! Ja, meine Herren, auch ich habe dieſen Gedanken gehabt in dieſem letzten Monat, ſo daß ich mich faſt ſchon entſchloß, zu Katjá zu gehen, ja, dermaßen gemein war ich! Doch zu ihr zu gehen, ihr meine Untreue einzugeſtehen und auf Grund dieſes Verrates, zur Ausführung dieſes Verrates, für die bevorſtehenden Ausgaben dieſes Verrates, von ihr, ihr ſelbſt, von Katjá, das Geld zu bitten — zu bitten, hören Sie, zu bitten! — und dann ſie ſofort zu verlaſſen und mit der anderen fortzufahren, mit ihrer Gegnerin, die ſie haßt, und

durch die ſie beleidigt worden iſt, und wie noch beleidigt, — Sie ſind verrückt geworden, Herr Staatsanwalt!"

„Verrückt oder nicht verrückt, aber, es iſt wahr, ich bedachte im Augenblick nicht . . . daß hierbei die weibliche Eiferſucht in Frage kam . . . wenn wirklich von Eiferſucht die Rede ſein konnte, wie Sie behaupten . . . das heißt, es konnte ſich hierbei allerdings um etwas Derartiges handeln," meinte der Staatsanwalt lächelnd.

„Das aber wäre doch eine ſolche Gemeinheit geweſen!" — Mitjá ſchlug faſt raſend vor Zorn mit der Fauſt krachend auf den Tiſch — „das hätte denn doch dermaßen geſtunken, daß, daß . . . ich weiß nicht, wie ich das nennen ſoll! Und wiſſen Sie auch, daß ſie imſtande geweſen wäre, mir dieſes Geld tatſächlich zu geben, ſie hätte es getan, hätte es ſogar beſtimmt getan, aus Rache hätte ſie es gegeben, zur Stillung ihres Rachedurſtes, aus Verachtung zu mir hätte ſie es gegeben. Denn auch ſie iſt eine infernale Seele, ein Weib, das mächtigen Zornes fähig iſt! Ich aber würde das Geld angenommen haben, oh, ich würde es genommen haben, und dann würde ich mein ganzes Leben lang . . . o Gott! Verzeihen Sie, meine Herren, ich ſchreie ja nur deswegen ſo, weil ich dieſen Gedanken noch vor kurzem tatſächlich gehabt habe, vor drei Tagen noch, als ich mich mit dem Ljágawyj herumplagte, und dann noch geſtern, ja, noch geſtern, den ganzen Tag geſtern, ich weiß noch ganz genau, die ganze Zeit geſtern bis zu jenem Vorfall . . ."

„Bis zu welchem Vorfall?" griff der Unter-

ſuchungsrichter ſofort auf, doch Mitjä überhörte die Frage.

„Ich habe Ihnen ein furchtbares Bekenntnis abgelegt," ſagte er finſter. „So ſchätzen Sie es doch, meine Herren. Nein, das wäre zu wenig, zu wenig, zu wenig iſt es, das nur zu ſchätzen, — heilig halten ſollen Sie es! . . . Wenn Sie es aber nicht tun, wenn auch das an Ihren Seelen vorübergeht, ohne ſie zu berühren, dann . . . dann achten Sie mich ja überhaupt nicht, meine Herren, das ſage ich Ihnen, und ich . . . ich werde vergehen vor Schande, daß ich es ſolchen Menſchen bekannt habe, wie Sie ſind! Oh, ich werde mich erſchießen! Ja, ich ſehe ja ſchon, daß Sie mir nicht glauben, ich ſehe es, ich ſehe es! Wie, auch das wollen Sie niederſchreiben?" rief er plötzlich angſtvoll.

„Ja, das, was Sie ſoeben geäußert haben," ſagte der Unterſuchungsrichter, der ihn verwundert betrachtete, „daß Sie bis zum letzten Augenblick noch daran gedacht haben, zu Fräulein Werchoffzeff zu gehen, um ſie um dieſe Summe zu bitten . . . Glauben Sie mir, das iſt eine Ausſage von großer Wichtigkeit für uns, Dmitrij Fedorowitſch, über dieſen ganzen Vorfall . . . und beſonders für Sie, beſonders für Sie."

„Haben Sie Erbarmen, meine Herren!" rief Mitjä, der in der Verzweiflung die Hände erhob, „ſchreiben Sie doch wenigſtens das nicht auf, ſo ſchämen Sie ſich doch wenigſtens diesmal! Ich habe mein Herz vor Ihnen in zwei Hälften geriſſen, und Sie benutzen

das, um mit ihren Fingern an der Rißstelle in beiden Hälften herumzubohren . . . O Gott!"

In der Verzweiflung senkte er seinen Kopf und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Regen Sie sich nicht so auf, Dmitrij Fedorowitsch," sagte der Staatsanwalt, „es wird Ihnen alles, was niedergeschrieben ist, vorgelesen werden, und das, womit Sie nicht einverstanden sind, können Sie dann nach ihrem Wunsch ändern. Jetzt aber will ich noch einmal meine Frage wiederholen, zum drittenmal: Haben Sie denn wirklich niemandem, keiner einzigen lebenden Seele etwas von diesem eingenähten Gelde gesagt? Ich muß Ihnen gestehen, daß es kaum möglich ist, sich das vorzustellen."

„Niemandem, niemandem! Ich habe es Ihnen doch schon gesagt! Wenn Sie mir nicht glauben, so haben Sie ja nichts begriffen! Dann — lassen Sie mich aber auch in Ruhe."

„Wie Sie wünschen. Aber dieser Punkt muß sich noch aufklären, und wir haben ja schließlich auch noch viel Zeit vor uns, um ihn aufzuklären. Nur bedenken Sie selbst: Wir haben vielleicht zehn, zwanzig, dreißig Zeugen, die aussagen, daß Sie, Sie selbst gesagt und sogar ausgeschrien haben, Sie hätten Dreitausend und nicht anderthalb Tausend verschleudert, und auch gestern, als Sie plötzlich im Besitze des vielen Geldes waren, haben Sie gleichfalls gesagt, daß Sie wiederum dreitausend Rubel mitgebracht hätten . . ."

„Ach, nicht zehn, sondern hundert, Hunderte von Zeugen haben Sie, zweihundert, dreihundert Menschen haben das gehört, tausend Menschen!" rief Mitjá.

„Nun ſehen Sie, alle, alle ſagen dasſelbe. Und dieſes Wort ‚a l l e‘ hat doch etwas zu bedeuten.“

„Nichts hat es zu bedeuten, denn ich habe nur ſo geſchwatzt, und mir haben es die anderen einfach nachgeſchwatzt.“

„Aber wozu hatten Sie denn nötig, ſo zu ſchwatzen, wie Sie ſagen?“

„Das mag der Teufel wiſſen, wozu. Um zu prahlen, vielleicht . . . ſo . . . ‚Seht, wieviel Geld ich verſchwendet habe‘ . . . Vielleicht auch, um dieſes eingenähte Geld zu vergeſſen . . . ja, ja, gerade das war es, deshalb! . . . Teufel . . . zum wievielten Male fragen Sie mich das? Nun, ich habe Unſinn geſchwatzt und damit abgemacht, hatte einmal geſagt dreitauſend, und dann wollte ich nicht mehr was anderes ſagen. Weshalb ſchwatzt denn der Menſch zuweilen Unſinn?“

„Das iſt ſehr ſchwer zu entſcheiden, Dmitrij Fedorowitſch, weshalb der Menſch zuweilen Unſinn ſchwatzt,“ ſagte der Staatsanwalt eindringlich. „Aber ſagen Sie, war dieſes Amulett, wie Sie es nennen, das Sie am Halſe trugen, groß?“

„Nein, nicht groß.“

„Wie groß etwa?“

„Wenn Sie einen Hundertrubelſchein einmal zuſammenfalten, ſo haben Sie die Größe.“

„Wäre es nicht beſſer, Sie zeigten mir dieſes zerriſſene Zeug? Sie müſſen es doch noch irgendwo bei ſich haben.“

„Ah, Teufel . . . welche Dummheiten . . . ich weiß nicht, wo es iſt.“

„Aber erlauben Sie, einstweilen: Wo und wann haben Sie es denn von Ihrem Halse abgenommen? Sie sind doch, wie Sie selbst aussagen, nicht nach Hause gegangen?“

„Als ich von Fenjá fortging, auf dem Wege zu Perchotin, unterwegs riß ich es ab und nahm das Geld heraus.“

„In der Dunkelheit?“

„Wozu braucht man denn dabei ein Licht? Ich habe das mit dem Finger in einem Augenblick getan.“

„Ohne Schere, auf der Straße?“

„Auf dem Großen Platz, glaube ich; wozu eine Schere? Es war ein altes Stück Zeug, das sofort durchriß.“

„Und wohin legten Sie es dann?“

„Dort, wo ich es durchriß, warf ich es auch fort.“

„Auf welcher Stelle?“

„Auf dem Großen Platz, habe ich Ihnen doch schon gesagt, Herrgott, auf dem Großen Platz! Der Teufel weiß, wo es gerade war. Was haben Sie nur davon?“

„Das ist sehr wichtig, Dmitrij Fedorowitsch: es handelt sich um Sachbeweise zu Ihren Gunsten, wie können Sie das nur nicht einsehen? Wer hat Ihnen denn vor einem Monat geholfen, die Sache einzunähen?“

„Niemand hat mir geholfen, ich habe selbst genäht.“

„Verstehen Sie denn zu nähen?“

„Jeder Soldat muß zu nähen verstehen — was ist denn dabei zu verstehen!“

„Wo haben Sie denn das Material hergenommen, ich meine das Zeug, in das Sie es eingenäht haben?“

„Sie wollen ſich wohl luſtig machen?“

„Durchaus nicht, wir ſind zu nichts weniger als zum Lachen aufgelegt, Dmitrij Fedorowitſch.“

„Ich weiß nicht mehr, wo ich den Lappen hernahm, irgendwoher habe ich ihn jedenfalls genommen.“

„Wie ſonderbar, daß Sie ſich gerade deſſen nicht entſinnen.“

„Aber bei Gott, ich weiß es nicht mehr, es iſt möglich, daß ich irgend etwas von der Wäſche zerriſſen habe.“

„Das iſt ſehr intereſſant: dann könnte man in Ihrer Wohnung dieſes Wäſchestück finden, von dem Sie das Stück abgeriſſen haben. Was war es denn für ein Zeug, Leinwand oder Baumwolle?“

„Der Teufel weiß, was es war. Warten Sie ... Ich, ich glaube ... ich habe es von nichts abgeriſſen. Es war Kattun ... Ich hatte es, glaube ich, in die Haube meiner Hauswirtin eingenäht.“

„In die Hau—be der Hauswirtin?“

„Ja, ich hatte mir dieſe Haube eingeſackt.“

„Wie das — eingeſackt?“

„Sehen Sie, ich habe tatſächlich, jetzt fällt es mir wieder ein, einmal irgendwie dieſe Haube genommen, um irgend was abzuwiſchen, vielleicht war es nur irgendein Staub, den ich abwiſchen wollte. Ich nahm das Ding eben an mich, denn es war doch ein Ding, das zu nichts taugte, und dann trieb ſich der Fetzen dort bei mir herum, und da waren nun plötzlich dieſe Tauſendfünfhundert, und ich wußte nicht, in was

ich ſie einnähen ſollte . . . Nun glaube ich, daß ich gerade dieſen Lappen dazu nahm. Ein altes weißes Leinenſtück, oder wie dieſe Zeuge da heißen, eines, das ſchon tauſendmal gewaſchen war."

„Und Sie erinnern ſich deſſen ganz genau, Sie wiſſen es beſtimmt?"

„Ich weiß nicht, wie beſtimmt. Ich glaube, daß es dieſelbe Haube war. Ach, nun, zum Teufel damit."

„In dem Falle könnte ſich Ihre Hauswirtin vielleicht erinnern, daß ihr dieſe Sache damals abhanden gekommen iſt?"

„Ach wo, ſie hat es überhaupt nicht bemerkt. Ein alter Fetzen, ſage ich Ihnen doch, ein ganz altes Ding, das keine halbe Kopeke wert war."

„Und woher nahmen Sie die Nadel und den Faden?"

„Ich breche ab, ich will nicht mehr. Genug darüber!" ſagte Mitjá, dem die Geduld riß.

„Und gleichfalls ſonderbar iſt, daß Sie ſich ſo gar nicht mehr erinnern können, auf welcher Stelle des Großen Platzes Sie dieſes Futteral fortgeworfen haben."

„So laſſen Sie doch heute den ganzen Platz fegen, vielleicht finden Sie es dann," ſagte Mitjá, kurz auflachend. „Genug, meine Herren, genug," ſagte er mit müdgequälter Stimme. „Ich ſehe es doch klar: Sie glauben mir nicht! Nichts glauben Sie mir, nicht für eine Kopeke. Aber es iſt das meine Schuld und nicht Ihre, ich hätte nicht ſo dumm von Vertrauen reden ſollen. Warum, warum habe ich mich mit der Aufdeckung meines Geheimniſſes be-

ſchmutzt! Und Sie, meine Herren, Sie lachen doch nur darüber, das ſehe ich ja an Ihren Augen. Sie ſind es, Staatsanwalt, der mich dazu gebracht hat! Singen Sie ſich jetzt einen Siegeshymnus, wenn Sie es können . . . Oh, ſeid verflucht, ihr Folterknechte!"

Sein Kopf ſank herab, und er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. Der Staatsanwalt und der Unterſuchungsrichter ſchwiegen beide. Nach einer Minute erhob er wieder den Kopf und blickte ſie wie ſinnlos an. Sein Geſicht drückte jetzt unabwendbare, unfaßbare, erdrückende Verzweiflung aus, und es war, als wäre er gleichſam in ſich ſelbſt verſtummt, während er auf dem Stuhle ſaß und ſich nicht mehr fühlte. Indeſſen mußte die Sache beendet werden: man mußte unverzüglich zum Verhör der Zeugen übergehen. Es war bereits acht Uhr morgens. Die Lichter hatte man ſchon längſt ausgelöſcht. Michail Makarowitſch und Kalganoff, die während der ganzen Zeit des Verhörs ein- und ausgegangen waren, verließen diesmal wieder das Zimmer. Der Staatsanwalt und der Unterſuchungsrichter ſahen gleichfalls ſehr abgeſpannt aus. Der Morgen war trübe; es regnete wie aus Eimern, und der ganze Himmel war gleichmäßig grau. Mitjá blickte gedankenlos zu den Fenſtern.

„Darf ich einmal zum Fenſter hinausſehen?" fragte er plötzlich den Unterſuchungsrichter.

„Oh, gewiß, ſoviel Sie wollen," antwortete jener.

Mitjá erhob ſich und trat ans Fenſter. Der Regen peitſchte gegen die kleinen grünlichen Fenſterſcheiben. Gerade vor dem Hauſe lag die ſchmutzige Fahrſtraße, in deren Radſpuren ſich ſchmutziges,

braungraues Regenwaſſer angeſammelt hatte, und dort weiterhin im Regennebel ſah man die dunklen, armen, unanſehnlichen Bauernhütten, die, wie es ſchien, durch den Regen noch dunkler und noch trauriger und ärmer geworden waren. Mitjá erinnerte ſich des „goldlockigen Phöbus“, und wie er ſich bei ſeinem erſten Morgenſtrahl hatte erſchießen wollen. „Nun was, an einem ſolchen Morgen wäre es ja ſchließlich noch beſſer geweſen,“ dachte er mit einem bitteren Lächeln. Und plötzlich, mit einem wuchtigen Fauſthieb von oben nach unten durch die Luft, wandte er ſich vom Fenſter zu den „Folterknechten“ zurück:

„Meine Herren!“ rief er, „ich ſehe ja, daß ich verloren bin. Aber ſie? Sagen Sie mir, meine Herren, ich flehe Sie an, ſagen Sie mir, was mit ihr geſchehen wird? Es iſt doch nicht möglich, daß auch ſie meinetwegen ins Unglück geſtürzt wird? Sie iſt doch unſchuldig, ſie war doch geſtern nicht bei voller Beſinnung, als ſie ſchrie, daß ſie an allem die Schuld trage. An nichts, an nichts trägt ſie eine Schuld! Es hat mich dieſe ganze Nacht gequält, als ich hier vor Ihnen ſaß . . . Geht es nicht an, können Sie mir nicht ſagen, was Sie jetzt mit ihr tun werden?“

„In der Beziehung können Sie vollkommen ruhig ſein, Dmitrij Fedorowitſch,“ ſagte ſofort mit ſichtlicher Eilfertigkeit der Staatsanwalt, „wir haben bis jetzt keinerlei Urſache, die Dame, von der Sie reden, auch nur im geringſten ſonderlich zu beunruhigen. Im weiteren Verlaufe der Sache wird ſich, hoffe ich, gleichfalls erweiſen . . . Im Gegenteil, wir

werden in der Beziehung alles tun, was in unserer Macht steht. Sie können vollkommen ruhig sein."

„Ich danke Ihnen, meine Herren, ich wußte es, wußte, daß Sie ehrenhafte und gerechte Menschen sind, abgesehen von allem . . . Sie haben mir eine Last vom Herzen genommen . . . Nun, was werden wir denn jetzt machen? Ich bin bereit."

„Ja, man wird sich beeilen müssen. Wir müssen sofort zum Verhör der Zeugen übergehen. Das muß natürlich in Ihrer Gegenwart geschehen, und darum . . ."

„Sollte man nicht vorher etwas genießen, eine Tasse Tee zum Beispiel?" unterbrach ihn Nelju-doff, „wir dürften sie uns doch wohl verdient haben?"

Man beschloß, falls unten der Tee bereit wäre — was man sicher annehmen konnte, da Michail Maka-rowitsch hinausgegangen war — vorläufig nur ein Glas zu trinken und im Verhör fortzufahren, „unbe-dingt fortzufahren", das „Frühstück" jedoch noch hin-auszuschieben, bis zu einer freieren Stunde. Der Tee war fertig und wurde ihnen im Augenblick gebracht. Mitjá dankte zuerst für den Tee, den ihm der Unter-suchungsrichter freundlich anbot, dann aber bat er selbst darum und trank das Glas gierig aus. Er sah seltsam übermüdet aus. Was konnte ihm, hätte man meinen sollen, diesem Recken mit seiner bekannten Körperkraft, ein Trinkgelage und eine durchschwärmte Nacht, selbst eine wie diese, unter den stärksten seelischen Erschütterungen, ausmachen? Er selbst aber fühlte, daß er sich kaum auf dem Stuhle halten konnte, und daß von Zeit zu Zeit sich alle Gegenstände

vor seinen Augen drehten. „Es fehlt nur noch ein wenig, und ich fange an zu phantasieren," dachte er bei sich.

VIII.

Die Aussagen der Zeugen
Das „Kindchen"

Es begann nun das Verhör der Zeugen. Ich werde jedoch meine Erzählung nicht mehr mit derselben Ausführlichkeit fortsetzen, wie ich bisher getan habe. So werde ich denn auch übergehen, wie Neljudoff, der Untersuchungsrichter, einem jeden vortretenden Zeugen zuerst einschärfte, daß er nach Wahrheit und Gewissen auszusagen habe und späterhin seine Aussage unter dem Eide werde bekräftigen müssen. Wie man schließlich von jedem Zeugen verlangte, daß er das Protokoll seiner Aussagen unterschrieb usw., usw. Ich will hier nur noch bemerken, daß der Hauptpunkt, auf den die ganze Aufmerksamkeit der Zeugen gelenkt wurde, immer diese Frage nach der Höhe der Geldsumme war: waren es zuerst dreitausend oder anderthalbtausend Rubel gewesen, die Dmitrij Fedorowitsch hier in Mokroje vor einem Monat ausgegeben hatte, und ob es abermals drei oder nur anderthalb Tausend gewesen waren, mit denen er jetzt gekommen war. Es zeigte sich leider, daß alle Aussagen gegen Mitjá waren, alle ohne Ausnahme, ja einige von den Zeugen brachten noch neue Tatsachen vor, die Mitjás Aussage fast verblüffend wider-

legten. Als erſter wurde Triſon Boriſſytſch verhört. Er trat ohne die geringſte Scheu an den Tiſch, mit einer Miene, die ſtrengen und ernſten Unwillen gegen den Angeklagten ausdrückte, was ihm zweifellos den Anſchein eines wahrheitsliebenden, ſich ſelbſt achtenden Mannes verlieh. Er ſprach wenig, zurückhaltend, wartete die Fragen ab, antwortete genau und wohlbedacht. In der beſtimmteſten Weiſe und ohne zu zweifeln ſagte er aus, daß Mitjá vor einem Monat unmöglich weniger als dreitauſend Rubel verausgabt haben könne, „was hier gleichfalls alle Bauern bezeugen können", da ſie es außerdem noch mit eigenen Ohren von „Mitrij Fedorowitſch" mehrmals gehört hätten. „Wieviel Geld hat er nicht den Zigeunern hingeworfen," ſagte Triſon Boriſſytſch unwillig. „Die haben ja allein an die tauſend gefreſſen, da ſei einer unbeſorgt!"

„Ich habe ihnen vielleicht nicht einmal fünfhundert gegeben," bemerkte Mitjá finſter, „nur habe ich es damals nicht gezählt, da ich betrunken war, ſchade darum . . ."

Mitjá ſaß, ſeitdem man die Zeugen verhörte, an der einen Seite des Tiſches, mit dem Rücken zum Vorhang. Er hörte finſter zu und ſah traurig und müde aus, als wollte er ſagen: „Ach, ſagt aus, was ihr wollt, mir iſt jetzt alles gleich!"

„Mehr als tauſend haben dieſe Kanaillen geſchluckt, Mitrij Fedorowitſch," behauptete Triſon Boriſſytſch überzeugt. „Ihr warft doch blindlings, und das Lumpenpack hatte man bloß aufzupflücken. Das iſt doch kein Menſchenvolk, das ſind doch nur Spitz-

buben und Pferdediebe; jetzt ſind ſie von hier fortgejagt, ſonſt würden ſie vielleicht ſelber ausſagen, wieviel ſie von Euch bekommen haben. Und ich habe doch ſelber dazumal das Geld in Euren Händen geſehen, — gezählt hab ich es ja nicht, das ſtimmt, Ihr habt es mir ja nicht zu zählen gegeben, — aber ſo nach dem Augenmaß kann ich wohl ſagen, daß es ein dicker Batzen war, viel mehr als tauſendfünfhundert . . . was, tauſendfünfhundert! Auch wir haben Geld geſehen und wiſſen, was Geld iſt, können daher auch beurteilen . . .“

In bezug auf die geſtrige Summe ſagte Triſon Boriſſytſch ſofort aus, daß Dmitrij Fedorowitſch „ihm ſelber“, gleich nachdem er aus dem Wagen geſtiegen war, geſagt habe, daß er Dreitauſend mitgebracht.

„Wirklich, Triſon Boriſſytſch?“ ſagte Mitjá, „habe ich wirklich ſo rund herausgeſagt, daß ich Dreitauſend mitgebracht hätte?“

„Jawohl habt Ihr das geſagt, Mitrij Fedorowitſch. In Andreis Gegenwart habt Ihr es ſogar geſagt. Andrei iſt auch jetzt noch hier, iſt noch nicht fortgefahren, laßt ihn doch reinrufen. Und dort in der großen Stube rieft Ihr, als Ihr dem Chor ſoviel gabt, daß Ihr jetzt auch noch das ſechſte Tauſend hierlaſſen wolltet, — mit den übrigen, das heißt zuſammengerechnet, muß das wohl ſo zu verſtehen ſein. Stepan und Sſemjon haben's mit eigenen Ohren gehört und auch Herr Pjotr Fomitſch Kalganoff, der dazumal akkurat neben Euch ſtand, wird es vielleicht behalten haben . . .“

Die Aussage von dem sechsten Tausend machte einen ganz besonderen Eindruck auf die Juristen. Die neue Redaktion gefiel: drei und drei macht zusammen sechs, das bedeutet also, daß es damals dreitausend waren und auch jetzt dreitausend, da wären denn die ganzen sechstausend, — das ist doch klar.

Man befragte unverzüglich alle, die Trifon Borissytsch als Ohrenzeugen angegeben hatte, den Stepan und den Ssemjon und Andrei, und dann auch Pjotr Fomitsch Kalganoff. Die beiden Bauern und der Kutscher Andrei bestätigten die Aussage Trifon Borissytschs, ohne zu schwanken. Außerdem wurde noch nach den Äußerungen Andreis sorgfältig alles niedergeschrieben, was der von seinem Gespräch mit Mitjá zu erzählen wußte: „Wohin also werde ich, Dmitrij Fedorowitsch, kommen; in den Himmel oder in die Hölle, und wird man mir dort in jener Welt verzeihen oder nicht?“ Der „Psychologe“ Hippolyt Kirillowitsch hörte das mit einem feinen Lächeln an und empfahl zum Schluß auch diese Aussage — darüber, wohin Dmitrij Fedorowitsch kommen werde — zu dem Tatsachenmaterial hinzuzufügen.

Kalganoff, den man hatte rufen lassen, trat mit einem mürrischen und eigensinnigen Ausdruck ein und sprach mit dem Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter in einer Weise, als sähe er sie zum erstenmal im Leben, während er doch mit ihnen täglich bei Bekannten zusammengetroffen war. Er begann damit, daß er „nichts davon wisse und auch nichts wissen wolle“. Doch das von dem sechsten Tausend hatte auch er gehört, und er bestätigte, daß er in dem Augen-

blick neben Mitjá geſtanden. Auf die Frage, wieviel Geld Mitjá in der Hand gehabt hätte, ſagte er mürriſch: „Ich weiß nicht wieviel.“ Daß die Polen beim Kartenſpiel betrogen hatten, beſtätigte er gleichfalls. Auch erklärte er auf die wiederholten Fragen, daß nach der Einſperrung der beiden Polen Mitjá in der Gunſt Agrafena Alexandrownas geſtiegen ſei, und daß ſie geſagt habe, ſie liebe ihn. Über Agrafena Alexandrowna äußerte er ſich nur zurückhaltend und ſehr achtungsvoll, als wäre ſie eine Dame der beſten Geſellſchaft; er erlaubte ſich kein einziges Mal, ſie einfach „Gruſchenka“ zu nennen. Trotz des unverhohlenen Widerwillens, mit dem Kalganoff antwortete, befragte ihn der Staatsanwalt unbarmherzig lange, und ſo erfuhr er denn erſt durch ihn die Details deſſen, was ſozuſagen den „Roman“ Mitjás in dieſer Nacht ausmachte. Mitjá unterbrach Kalganoff kein einziges Mal. Endlich wurde der arme Jüngling entlaſſen, und er entfernte ſich ſofort mit unverhohlener Wut.

Darauf wurden die Polen befragt. Sie waren in ihrem Zimmer zu Bett gegangen, doch hatte ihre Ruhe nicht lange gedauert, und geſchlafen hatten ſie eigentlich überhaupt nicht. Als die Autoritäten angekommen waren, hatten ſie ſich ſchnell wieder angekleidet und ſorgfältig Toilette gemacht, da ſie ſich ſagten, daß man ſie gleichfalls beſtimmt vernehmen werde. Sie traten würdevoll ein, doch ſah man ihnen nur zu deutlich an, daß ihr Herz nicht auf der Höhe war. Der „Kommandierende“, d. h. der kleine Pan, war, wie ſich herausſtellte, ein verabſchiedeter Beamter der

zwölften Rangklaſſe, der in Sibirien als Viehdoktor gedient hatte und Muſſjálowitſch hieß. Pan Wrublewskij jedoch ſtellte ſich vor als „freipraktizierender Dentiſt", was wir ſonſt gewöhnlich „Zahnarzt" nennen. Beide wandten ſich mit ihren Antworten immer an Michail Makarowitſch, obgleich der ſie nichts fragte und weiterhin am Fenſter ſtand, den ſie aber wegen ſeiner Uniform als Polizeichef für die Hauptperſon hielten und nach jedem Wort „Pane Obriſt" nannten. Erſt nach mehreren Fragen und den wiederholten Hinweiſen Michail Makarowitſchs errieten ſie endlich, daß ſie ſich mit ihren Antworten nur an Neljudoff, den Unterſuchungsrichter zu wenden hatten. Bei der Gelegenheit zeigte ſich, daß ſie ſogar ſehr richtig Ruſſiſch ſprechen konnten, abgeſehen von der Ausſprache einzelner Worte. Pan Muſſjálowitſch begann auch von ſeinen Beziehungen zu Gruſchenka, den früheren wie den gegenwärtigen, ſtolz und glühend zu erzählen, ſo daß Mitjá ſofort außer ſich geriet und ſchrie, ſo einem „Schuft" erlaube er nicht, in ſeiner Gegenwart ſo zu ſprechen! Worauf Pan Muſſjálowitſch die Herrn Richter ſofort auf das Wort „Schuft" aufmerkſam machte und ſie bat, dieſe Beleidigung ins Protokoll aufzunehmen. Mitjá brauſte auf vor Wut.

„Ja, ein Schuft, ein Schuft iſt er! Schreiben Sie es nur auf und ſchreiben Sie noch hinzu, daß ich trotzdem ſage, daß er ein Schuft iſt!" ſchrie er zornig.

Neljudoff ließ es wohl ins Protokoll eintragen, bewies aber bei dieſem unangenehmen Zwiſchenfall die lobenswerteſte Sachlichkeit und ein gutes Verſtändnis für die Leitung des Verhörs: nach einer ſtrengen,

kurzen Ermahnung Mitjás brach er ſelbſt ſofort alle weiteren Fragen, die mehr die romanhafte Seite der Sache betrafen, ab und ging zum „Weſentlichen“ über. „Weſentlich“ war beſonders eine Ausſage der Pane, die bei den Juriſten ein ungewöhnliches Intereſſe erweckte: die Mitteilung nämlich, daß Mitjá dem Pan Muſſjálowitſch in jenem kleinen Zimmer dreitauſend Rubel Abſtandsgeld angeboten hatte mit dem Vorſchlag: „ſiebenhundert ſofort bar und die anderen zweitauſenddreihundert morgen früh in der Stadt“, wobei er ſein Ehrenwort gegeben hatte, daß das Geld morgen zur Stelle ſein werde, da er es im Augenblick nicht bei ſich hätte, das Geld aber in der Stadt liege. Mitjá bemerkte zuerſt in der Hitze, daß er es nicht ſo geſagt habe: er werde ihnen das Geld morgen beſtimmt in der Stadt geben. Doch auch Pan Wrublewskij beſtätigte die Ausſage des kleinen Pans. Da geſtand Mitjá denn nach kurzem Nachdenken mürriſch ein, daß es wahrſcheinlich ſo geweſen ſein werde, wie die Polen ſagten, daß er in jenem Augenblick erregt geweſen ſei und vielleicht auch ſo geſagt habe. Der Staatsanwalt klammerte ſich gleichſam an dieſe Ausſage: jetzt war es für ihn klar (und ſo legte man es in der Folge auch aus), daß die Hälfte oder ein Teil der Dreitauſend, die Mitjá ſo plötzlich in die Hände bekommen hatte, von ihm irgendwo in der Stadt verſteckt ſein mußte, vielleicht auch hier in Mokroje, wodurch jener allerdings bedenkliche Punkt ſeine Erklärung fand, daß man bei ihm nur achthundert Rubel vorgefunden hatte, — ein Umſtand, der bis jetzt, wenn auch nur ein einziger und ziemlich belangloſer, aber immerhin doch

ein gewiſſer Beweis zu Mitjás Gunſten geweſen war. Und nun ſtürzte auch dieſer einzige Beweis zu ſeinen Gunſten ein. Auf die Frage des Staatsanwalts: wo er denn dieſe zweitauſenddreihundert Rubel hergenommen hätte, um ſie dem Pan zu geben, wenn er doch ſelbſt behauptete, daß er im ganzen nur noch tauſendfünfhundert beſeſſen habe, und auf was hin er das ſogar mit ſeinem Ehrenwort habe bekräftigen können, antwortete Mitjá ruhig und feſt, daß er dem „Polacken" morgen nicht Geld, ſondern die formelle Übertragung ſeiner Rechte auf das Gut Tſchermaſchnjá habe anbieten wollen, wie er ſie auch dem Kaufmann Sſamſſonoff und Frau Chochlakoff angeboten hätte. Der Staatsanwalt freilich lächelte über dieſe „Naivität der Ausflucht".

„Und Sie glauben, er wäre darauf eingegangen, dieſe ‚Rechte' an Stelle der baren zweitauſenddreihundert Rubel anzunehmen?"

„Selbſtverſtändlich wäre er darauf eingegangen," ſagte Mitjá auffahrend. „Ich bitte Sie, hierbei ſind doch nicht nur zwei, ſondern vier, ſechs, ſogar zehntauſend herauszuſchlagen! Er hätte ſofort ſeine kleinen Winkeladvokaten beauftragt, Polacken und Juden, und hätte nicht nur dreitauſend, ſondern ganz Tſchermaſchnjá herausgeſchlagen!"

Die Ausſagen Pan Muſſjálowitſchs wurden natürlich gleichfalls ausführlichſt niedergeſchrieben. Damit ſahen ſich die Polen entlaſſen. Daß ſie beim Kartenſpiel betrogen hatten, wurde faſt gar nicht erwähnt. Neljudoff war ihnen gar zu dankbar und wollte ſie daher nicht weiter mit Fragen beläſtigen, um

ſo weniger, als das alles nur ein dummer Streit in der Trunkenheit geweſen ſein konnte. Als ob es wenig Dummheiten in dieſer Nacht gegeben hätte! . . . So behielten denn die Polen die zweihundertfünfzig Rubel in der Taſche.

Darauf wurde nach dem alten Marimoff geſchickt. Er erſchien ſehr zaghaft, näherte ſich mit kleinen Schritten und ſah dabei gehörig zerzauſt und recht niedergeſchlagen aus. Die ganze Zeit hatte er unten bei Gruſchenka mäuschenſtill geſeſſen und eine Miene gemacht, „als ob ſofort Tränlein aus ſeinen Äuglein tröpfeln würden", wie ſpäter Michail Makarowitſch ſagte, „und dann hätte er ſie natürlich hübſch artig mit ſeinem blaukarierten Schnupftuch abgewiſcht". Jedenfalls hatte Gruſchenka ihn noch getröſtet. Das alte Kerlchen bekannte ſofort dem Unterſuchungsrichter, daß er ſchuldig ſei, da er von Dmitrij Fedorowitſch „zehn Rubel genommen habe, um-um-um . . . ich bin doch ein ganz armer Menſch!" und daß er bereit ſei, ſie ihm zurückzugeben . . . Auf die direkte Frage Neljudoffs, „ob er nicht wiſſe, wieviel Geld Dmitrij Fedorowitſch in der Hand gehabt hatte, als er von ihm die zehn Rubel erhielt," antwortete Marimoff mit voller Überzeugung: „Zwanzigtauſend."

„Haben Sie früher einmal zwanzigtauſend Rubel, in einer Hand gehalten, geſehen?" fragte der Unterſuchungsrichter lächelnd.

„Wie-wie denn nicht! Ich habe es genau geſehen, nur-nur waren es nicht zwanzigtauſend, ſondern ſie-ſie-ſieben, als nämlich meine Frau mein Gütchen verpfändete. Sie ließ mich aber das Geld nur von

weitem ſehen. Es war ein=ein dickes Päckchen, alles Regenbogen. Und auch Dmitrij Fedorowitſch hatte nur Hundertrubelſcheine . . ."

Er wurde bald entlaſſen. Schließlich kam die Reihe auch an Gruſchenka. Die Juriſten fürchteten offenbar den Eindruck, den ihr Erſcheinen auf Dmitrij Fedorowitſch machen konnte, und Neljudoff murmelte ſogar ein paar Worte zu Mitjá, um ihn vorzubereiten und ein wenig zu ermahnen, worauf Mitjá nur ſtumm den Kopf ſenkte, womit er zu verſtehen gab, daß er „keine Szene machen werde". Mi ʼail Makarowitſch führte ſie in höchſt eigener Perſon ins Zimmer. Sie trat mit ſtrengem, faſt finſterem Geſichtsausdruck ein, äußerlich ſchien ſie ganz ruhig zu ſein. Sie ſetzte ſich leiſe auf den ihr angewieſenen Stuhl gegenüber Nikolai Parfenowitſch Neljudoff, dem Unterſuchungsrichter. Sie war ſehr bleich, und wie es ſchien, fand ſie es kalt, denn ſie hüllte ſich fröſtelnd in ihren prachtvollen ſchwarzen Schal ein. Es waren die erſten Fieberſchauer einer Erkältung — der Anfang der Grippe, an der ſie nach dieſer Nacht lange Zeit ſchwer krank zu Bett lag. Ihr ſtrenges Ausſehen, ihr gerader und ernſter Blick und das ruhige Auftreten machten auf alle einen vorzüglichen Eindruck. Nikolai Parfenowitſch Neljudoff war eigentlich ſofort „ganz hin". Er geſtand ſpäter ſelbſt, wenn er irgendwo von der Begebenheit erzählte, daß er erſt da zum erſtenmal geſehen habe, „wie ſchön dieſes Weib" ſei, denn vorher hätte er ſie wohl flüchtig geſehen, aber doch immer nur für „etwas von der Art einer Kreisſtadthetäre gehalten". „Sie hat Manieren, wie eine Dame der

besten Gesellschaft," beteuerte er einmal in der Begeisterung und zufällig gerade in einer Damengesellschaft. Man hörte ihn mit dem größten Unwillen an und nannte ihn dafür hinfort einen „verdorbenen Schlingel", womit er sehr zufrieden war. Als Gruschenka ins Zimmer trat, streifte sie Mitjá nur einmal ganz flüchtig mit dem Blick, und diese Ruhe beruhigte dann auch ihn, der ihr zuerst erregt entgegengesehen hatte. Nach den ersten notwendigen Fragen und Vorbemerkungen stellte Nikolai Parfenowitsch, zwar etwas stotternd und betreten, aber doch mit voller Beibehaltung der größten Höflichkeit und Ernsthaftigkeit, folgende Frage: In welchen Beziehungen sie zu dem Leutnant a. D. Dmitrij Fedorowitsch Karamasoff gestanden habe, worauf sie still und fest antwortete:

„Er war mein Bekannter, als Bekannten habe ich ihn im letzten Monat empfangen."

Auf die weiteren, interessiert gestellten Fragen erklärte sie mit voller Aufrichtigkeit, daß er ihr wohl in manchen „Stunden" gefallen, sie ihn aber nicht geliebt, sondern nur „aus dummer Bosheit" zum besten gehabt habe, ganz wie sie es auch mit jenem „Alten" getan hätte. Sie sagte, sie habe gesehen, wie Mitjá auf Fedor Pawlowitsch und auf alle Welt eifersüchtig gewesen sei, doch das hätte sie nur amüsiert. Zu Fedor Pawlowitsch zu gehen, daran habe sie überhaupt nicht gedacht, da sie sich über ihn nur lustig gemacht habe. „In diesem ganzen Monat war es mir nicht um sie zu tun; ich erwartete einen anderen Menschen, der ankommen sollte, um seine Schuld an mir wieder gutzumachen . . . Nur glaube ich," schloß sie

plötzlich, „daß dieſes Sie weiter nicht zu intereſſieren braucht, und ich Ihnen darüber nichts zu ſagen habe, denn das dürfte doch nur meine perſönliche Angelegenheit ſein.“

Nikolai Parfenowitſch gehorchte ſofort; er ließ ſofort alle „romantiſchen“ Punkte beiſeite und ging unverzüglich zum „Ernſten“ über, das heißt alſo zu jener Frage der dreitauſend Rubel. Gruſchenka beſtätigte, daß von Mitjá vor einem Monat in Mokroje tatſächlich dreitauſend Rubel verſchleudert worden ſeien, und wenn ſie ſelbſt auch das Geld nicht gezählt habe, ſo hätte ſie doch von Dmitrij Fedorowitſch gehört, daß es ſo viel geweſen ſei.

„Hat er es Ihnen unter vier Augen geſagt oder in Gegenwart anderer, oder haben Sie nur gehört, wie er es anderen geſagt hat?“ erkundigte ſich ſofort der Staatsanwalt.

Gruſchenka erklärte darauf, daß er es ſowohl in Gegenwart anderer, als auch zu anderen geſagt, daß ſie es aber auch unter vier Augen von ihm gehört habe.

„Haben Sie es einmal von ihm unter vier Augen gehört oder mehrmals?“ erkundigte ſich wieder der Staatsanwalt, und er erfuhr, daß ſie es mehrmals gehört hatte.

Hippolyt Kirillytſch war mit dieſer Ausſage ſehr zufrieden. Aus dem weiteren Verhör ergab ſich ferner noch, daß Gruſchenka gleichfalls gewußt hatte, woher dieſes Geld ſtammte, — daß es Dmitrij Fedorowitſch von Katerina Iwanowna gegeben worden war.

„Aber haben Sie nicht wenigſtens einmal gehört, daß hier vor einem Monat nicht dreitauſend, ſondern

weniger verſchleudert worden ſei, und daß Dmitrij Fedorowitſch von den Dreitauſend die ganze Hälfte für ſich aufbewahrt habe?"

„Nein, davon habe ich niemals etwas gehört," ſagte Gruſchenka.

Weiterhin erfuhren die Juriſten von ihr noch, daß Mitjá ihr im ganzen letzten Monat häufig geſagt hatte, daß er kein Geld habe. „Er hoffte aber immer, von ſeinem Vater welches zu erhalten," ſchloß Gruſchenka.

„Aber hat er nicht einmal in Ihrer Gegenwart geſagt . . . oder vielleicht flüchtig irgendwie angedeutet," fiel ſofort Neljudoff ein, „daß er eventuell ſeinen Vater erſchlagen wolle?"

„Ach, leider hat er es geſagt!" ſagte Gruſchenka aufſeufzend.

„Einmal oder des öfteren?"

„Des öfteren hat er es geſagt, doch immer nur dann, wenn er aufgebracht oder zornig war."

„Und haben Sie geglaubt, daß er es ausführen werde?"

„Nein, niemals habe ich das geglaubt!" antwortete ſie mit feſter Stimme. „Ich habe immer auf ſeine edle Geſinnung gehofft."

„Meine Herren, erlauben Sie mir," rief plötzlich Mitjá dazwiſchen, „erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart nur ein Wort zu Agrafena Alexandrowna ſage?"

„Sprechen Sie," — Neljudoff erlaubte es ihm.

„Agrafena Alexandrowna," ſagte, ſich vom Stuhl erhebend, Mitjá, „glaube Gott und mir: An dem

Blute meines gestern erschlagenen Vaters bin ich nicht schuldig, ich bin unschuldig daran!"

Und nachdem er das gesagt hatte, setzte er sich wieder auf den Stuhl. Gruschenka erhob sich, wandte sich zur Ecke, in der das Heiligenbild hing, und bekreuzte sich andächtig.

„Gelobt seist Du, mein Herr und Gott!" sagte sie mit ganzer Inbrunst und tief erschütterter Stimme. Und ohne sich zu setzen, wandte sie sich darauf zu Neljudoff und fügte noch laut hinzu: „Was er soeben gesagt hat, daran glauben Sie! Ich kenne ihn: Unwahres schwatzen kann er, wenn es sich um einen Scherz oder seinen Eigensinn handelt, doch wenn es sich um eine Gewissenssache handelt, so wird er nie lügen. Dann wird er stets die Wahrheit sagen, und daran glauben Sie!"

„Hab Dank dafür, Agrafena Alexandrowna, du hast mich wieder aufgerichtet," sagte Mitjá mit unsicherer Stimme.

Auf die Frage nach dem gestrigen Gelde sagte sie, daß sie nicht wüßte, wieviel es gewesen sei, dafür aber gehört habe, wie er zu anderen gesagt hatte, daß er wieder mit Dreitausend angekommen sei. Und was die Herkunft des Geldes betrifft, so habe er ihr allein unter vier Augen gesagt, daß er es von Katerina Iwanowna „gestohlen" hätte, und sie habe ihm darauf geantwortet, daß es nicht „gestohlen" sei, und daß er ihr morgen das Geld zurückgeben müsse. Auf die wiederholte Frage des Staatsanwalts, von welchem Gelde er gesagt hätte, daß es „gestohlen" sei — von dem gestrigen oder den anderen Dreitausend vor einem

Monat — erklärte ſie, daß er es von jenem anderen vor einem Monat geſagt, daß wenigſtens ſie ihn ſo verſtanden habe.

Endlich wurde auch Gruſchenka entlaſſen, wobei ihr Nikolai Parfenowitſch Neljudoff noch dienſtbefliſſen mitteilte, daß ſie, falls ſie es wünſchte, ungehindert jeden Augenblick in die Stadt zurückkehren könne, und daß er, falls er ſeinerſeits irgendwie gefällig ſein könnte, zum Beiſpiel hinſichtlich der Pferde, oder, zum Beiſpiel, falls ſie einen Begleiter wünſchte, . . . ſeinerſeits, wie geſagt, mit dem größten Vergnügen . . .

„Ich danke Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit," unterbrach ihn Gruſchenka, mit einer leichten Verneigung des Kopfes, „ich werde mit dem kleinen alten Herrn, dem Gutsbeſitzer, zurückkehren, ich werde ihn in die Stadt bringen, doch vorläufig möchte ich, wenn Sie es geſtatten, hier abwarten, was mit Dmitrij Fedorowitſch geſchehen wird."

Sie verließ das Zimmer. Mitjá war ruhig und ſchien wieder Mut und Kraft geſchöpft zu haben, — doch ſchien das nur eine kurze Zeit ſo. Es überkam ihn immer wieder eine ganz ſonderbare körperliche Schwäche, und je länger die Verhandlung dauerte, deſto häufiger und ſtärker fiel ihn dieſe Schwäche an. Seine Augen fielen ihm faſt zu vor Müdigkeit. Endlich war auch das Zeugenverhör beendet. Dann ſchritt man zur endgültigen Redaktion des Protokolls. Mitjá erhob ſich und ging von ſeinem Stuhl in die Ecke zum Vorhang, wo er ſich auf eine große, mit einem Teppich bedeckte Truhe hinlegte und ſofort einſchlief. Da hatte er einen ſonderbaren Traum, der eigentlich gar

nicht zu ſeiner Stimmung paßte. Es war ihm, als fahre er irgendwo in der Steppe, dort, wo früher vor langer Zeit ſein Regiment geſtanden hatte: und er fährt in einem offenen Wagen, in dem vor ihm noch der Kutſcher ſitzt, ein Bauer, und es ſchneit und regnet. Nur ſcheint es kalt zu ſein, etwa Anfang November, und der Schnee fällt in dichten naſſen Flocken und taut ſofort auf, ſobald er die Erde berührt. Und der Bauer knallt mit der Peitſche, und die beiden Pferde greifen tüchtig aus. Der Bauer hat einen langen Bart, er iſt aber noch nicht alt, ungefähr fünfzig Jahre, und er hat einen grauen Bauernkittel an. Und da ſieht er in der Ferne ein Dorf, die Hütten ſind ſchwarz, ganz ſchwarz, und die Hälfte der Hütten iſt abgebrannt, und es ſtarren von ihnen nur noch die verkohlten Dachſparren durch den grauen Tag. Und vor der Einfahrt ins Dorf haben ſich an der Landſtraße die Bauernweiber aufgeſtellt, viele Weiber, eine ganze Reihe, und alle haben ſie ſo magere und abgezehrte, ganz abſonderlich braune Geſichter. Beſonders die eine am Rande, eine ſkelettartige, hohe Geſtalt: ſie ſcheint vierzig Jahre alt zu ſein, vielleicht iſt ſie auch nur zwanzig, ihr Geſicht iſt lang, mager, und auf dem Arme trägt ſie ein weinendes Kindchen, ihre Brüſte aber müſſen ganz ausgetrocknet ſein, keinen Tropfen Milch mehr enthalten. Und das Kindchen weint und weint, und es ſtreckt die Ärmchen aus, nackte magere Ärmchen mit kleinen Fäuſtchen, die vor Kälte ganz blau ſind.

„Warum weinen ſie? Worüber weinen ſie?“ fragt Mitjá, indem er in ſeinem Wagen an ihnen vorüberfliegt.

„Das ist das Kindchen," antwortet ihm der Bauer, mit dem er fährt, „das Kindchen weint."

Und Mitjá ist ganz verdutzt darüber, daß er es so auf seine Art sagt: „das Kindchen", und nicht das Kindchen. Und es gefällt ihm, daß der Bauer Kindichen gesagt hat: es ist, als ob mehr Mitleid darin läge.

„Aber warum weint es?" fragte Mitjá ungeduldig weiter, als wenn er zu dumm wäre, um es zu begreifen. „Warum sind seine Ärmchen bloß, warum wird es nicht eingewickelt?"

„Das Kindchen hat's kalt, die Kleiderchen sind dünn und feucht, und da wärmen sie das Körperchen nicht mehr."

„Aber warum ist das so? Warum?" fragt immer drängender der dumme Mitjá.

„Weil sie doch arm sind, abgebrannt, Brot haben sie kein Stückchen mehr; sie bitten für den abgebrannten Ort."

„Nein, nein," ruft Mitjá, als verstehe er noch immer nicht, „aber so sag mir doch: Warum stehen so die abgebrannten Mütter, warum sind sie arm, warum ist das Kindchen arm, warum ist die Steppe so nackt, warum umarmen sie sich nicht, warum küssen sie sich nicht, warum singen sie nicht fröhliche Lieder, warum sind sie so schwarz geworden von dem schwarzen Elend, warum wird das Kindchen nicht genährt?"

Und er fühlt, daß er sinnlos und unvernünftig fragt, aber er hatte unbedingt geradeso fragen wollen, und er glaubt, daß er auch geradeso habe fragen müssen. Und er fühlt noch, daß sich in seinem Herzen eine noch nie empfundene Rührung erhebt, daß er

weinen möchte, daß er für alle etwas tun will, auf daß das Kindchen nicht mehr weine, auf daß auch die ſchwarze verhärmte Mutter des Kindchens nicht mehr weine, auf daß von dieſem Augenblicke an niemand mehr eine Träne vergieße, und daß er ſofort, unverzüglich ſo etwas tun will, ohne Aufſchub oder Verzug, ohne Rückſicht oder Bedenken, mit der ganzen Karamaſoffſchen zügelloſen Leidenſchaft.

„Und ich bin bei dir, jetzt verlaſſe ich dich nie mehr, das ganze Leben lang gehe ich mit dir," ertönen neben ihm Gruſchenkas liebeatmende, inbrünſtige Worte.

Und da entbrennt ſein ganzes Herz und ſtrebt zu etwas Lichtem, Lichtem, und leben will er, leben, auf einem Wege will er gehen, gehen zu dem neuen ihm winkenden Lichte, nur ſchneller, ſchneller, jetzt gleich, ſofort!

„Was? Wohin?" ruft er aus, ſchlägt die Augen auf und ſetzt ſich auf ſeine Truhe, als ob er aus einer Ohnmacht erwache, und lächelt verklärt.

Vor ihm ſtand, etwas zu ihm herabgebeugt, Nikolai Parfenowitſch Neljudoff und forderte ihn auf, das Protokoll anzuhören und dann zu unterzeichnen.

Mitjá erriet, daß er vielleicht eine Stunde geſchlafen hatte oder noch länger, aber er hörte nicht, was Neljudoff zu ihm ſprach. Es machte ihn plötzlich ſtutzig, daß auf der Truhe ein Kopfkiſſen lag und er auf ihm geſchlafen hatte; vorhin aber, als er todmüde hier eingeſchlafen war, da hatte er kein Kiſſen geſehen.

„Wer hat mir dieſes Kiſſen unter den Kopf geſchoben? Wer iſt dieſer gute Menſch geweſen?" rief

er mit einem begeisterten, dankbaren Gefühl und einer gleichsam vor Tränen bebenden Stimme, als hätte man ihm weiß Gott was für eine große Wohltat erwiesen.

Er hat es nie erfahren, wer dieser gute Mensch gewesen war. Vielleicht hatte es einer von den Ortsbewohnern oder der kleine Schreiber Nikolai Parfenowitschs aus Mitleid getan. Mitjá aber fühlte, wie seine ganze Seele vor Tränen gleichsam erbebte. Er trat zum Tisch und sagte, daß er alles unterzeichnen werde, was sie von ihm verlangten.

„Ich habe einen guten Traum gehabt, meine Herren," sagte er, und seine Worte klangen so sonderbar, und er sprach sie mit einem ganz neuen, freudeverklärten Gesicht.

IX.

Wie Mitjá fortgeführt wurde

Als das Protokoll unterzeichnet war, wandte sich Nikolai Parfenowitsch mit feierlicher Miene an den Angeklagten und verlas die „Verfügung", — daß in dem und dem Jahre, an dem und dem Tage, an dem und dem Ort der Untersuchungsrichter des und des Kreisgerichtshofs nach dem Verhör des und des (d. h. Mitjás), der angeklagt war, das und das verübt zu haben (alle Anklagen waren peinlich genau aufgezählt), und in Anbetracht dessen, daß der Angeklagte, der sich der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt werden, nicht für schuldig bekenne, anderseits nichts zu seiner Recht-

fertigung vorzubringen habe, während die Zeugen (die und die) und die Umstände (die und die) ihn vollständig überführen, er, der Untersuchungsrichter usw. auf Grund der und der Paragraphen des Strafgesetzbuches usw. verfüge: um dem und dem (Mitjá) die Möglichkeit zu nehmen, sich der Untersuchung und dem Gericht zu entziehen, ihn in das und das Gefängnis einzuschließen, wovon dem Angeklagten Mitteilung zu machen, die Kopie dieser Verfügung dem Vertreter des Staatsanwalts einzuhändigen sei usw. usw. Kurz, es wurde Mitjá mitgeteilt, daß er von diesem Augenblicke an ein Gefangener war, und daß man ihn unverzüglich in die Stadt führen werde, um ihn dort im Gefängnis unterzubringen. Mitjá der alles aufmerksam angehört hatte, zuckte nur mit den Schultern.

„Nun was, meine Herren, ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen, ich bin bereit ... Ich sehe es ja ein, daß Ihnen weiter nichts zu tun übrig bleibt."

Nikolai Parfenowitsch erklärte ihm darauf in möglichst sanfter Weise, daß ihn Mawrikij Mawrikjewitsch, der Polizeioffizier unseres Städtchens, der kurz vorher in Mokroje angekommen war, sofort in die Stadt bringen werde ...

„Einen Augenblick," unterbrach ihn plötzlich Mitjá und sich an alle Anwesenden wendend, sagte er mit überströmendem Gefühl: „Meine Herren, alle sind wir grausam, alle sind wir Unmenschen, alle Menschen machen wir weinen, alle Menschen, Mütter und Kinder, doch von allen — mag das jetzt so entschieden sein — von allen bin ich der allerniedrigste Unmensch. Mag das jetzt einmal

geſagt ſein! An jedem Tage meines Lebens habe ich mich vor die Bruſt geſchlagen und mir vorgenommen, mich zu beſſern, und doch habe ich jeden Tag wieder dieſelben Scheußlichkeiten begangen. Jetzt begreife ich, daß für ſolche Menſchen, wie mich, ein Schlag nötig iſt, ein Schickſalsſchlag, damit ſie wie mit einer Wurfſchlinge gefangen und von einer äußeren Kraft bezwungen werden. Niemals, niemals hätte ich mich aus eigener Kraft erhoben! Nun aber hat der Donner gegrollt und der Blitz hat mich getroffen. Ich nehme die Qual der Anklage und meiner öffentlichen Schmach auf mich, ich will leiden, und ich will mich durch das Leid läutern! Und das wird mir jetzt vielleicht auch gelingen — was meinen Sie, meine Herren, wird es mir gelingen? Doch nun hören Sie es noch einmal, ich ſage es Ihnen zum letzten Male: Am Blut meines Vaters bin ich unſchuldig! Ich nehme die Strafe nicht deshalb auf mich, weil ich ihn etwa erſchlagen habe, ſondern dafür, daß ich ihn hab erſchlagen wollen und vielleicht auch tatſächlich erſchlagen hätte ... Doch immerhin, ich will mit Ihnen kämpfen, um mein Leben kämpfen, und das kündige ich Ihnen jetzt im voraus an. Ich werde mit Ihnen bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, und dann wird Gott entſcheiden! Leben Sie wohl, meine Herren, und tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Sie während des Verhörs angeſchrien habe, oh, es war mir ja noch alles ſo unklar ... Nach einer Minute bin ich Arreſtant, doch jetzt ſtreckt Ihnen Dmitrij Karamaſoff zum letztenmal noch als freier Menſch ſeine Hand entgegen, zum letzten Abſchiedshändedruck. Ich will

mich von Ihnen verabſchieden, von den Menſchen will ich Abſchied nehmen . . .“

Seine Stimme wurde unſicher, und er ſtreckte in der Tat ſeine Hand aus, doch Nikolai Parfenowitſch Neljudoff, der von allen am nächſten bei ihm ſtand, zog plötzlich, als ob er zuſammengezuckt wäre, ſeine Hände zurück und kreuzte ſie auf dem Rücken. Mitjá hatte es ſofort bemerkt, und fuhr zuſammen. Seine hingehaltene Hand ließ er im Augenblick herabſinken.

„Die Unterſuchung iſt noch nicht abgeſchloſſen,“ ſtotterte Neljudoff etwas verwirrt, „wir werden ſie in der Stadt fortſetzen, und ich bin natürlich meinerſeits gern bereit, Ihnen jeden Erfolg zu wünſchen . . . zu Ihrer Rechtfertigung . . . Und was Sie als Perſönlichkeit betrifft, Dmitrij Fedorowitſch, ſo bin ich immer geneigt geweſen, Sie für einen ſozuſagen mehr unglücklichen als ſchuldigen Menſchen zu halten . . . Wir ſind hier alle bereit, wenn ich wagen darf, im Namen aller zu reden, wir alle ſind bereit, Sie für einen im Grunde edlen Menſchen zu halten, der ſich nur leider von einigen Leidenſchaften in etwas gar zu ſtarker Weiſe beherrſchen läßt . . .“

Die zarte kleine Geſtalt Nikolai Parfenowitſchs drückte zum Schluß der Rede die ganze Höhe ſeiner Würde als Unterſuchungsrichter aus. Mitjá zuckte plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß dieſer „dumme Junge“ ihn gleich unter den Arm faſſen werde, um ihn ſcherzend in eine Ecke zu führen und dort ihr Geſpräch über die „Mädels“, das ſie vor ein paar Tagen gehabt hatten, wieder aufzunehmen. Doch — fliegen denn nicht ſelbſt einem Verbrecher,

der zum Tode geführt wird, nicht zur Sache gehörende und vielleicht gar alberne Gedanken durch den Kopf?

„Meine Herren, ich weiß, Sie ſind gut, — kann ich ſie noch einmal ſehen, mich zum letztenmal von ihr verabſchieden?“ fragte Mitjá.

„Oh, natürlich ... nur ... in Anbetracht ... mit einem Wort: Es geht nicht, daß ... unter vier Augen geht es nicht, aber in Gegenwart ...“

„Schön, meinetwegen in Ihrer Gegenwart!“

Gruſchenka wurde hinaufgebeten, doch es kam nur zu einer ganz kurzen, wortkargen Abſchiedsſzene, die Nikolai Parfenowitſch eigentlich wenig befriedigte. Gruſchenka verneigte ſich tief vor Mitjá.

„Ich habe dir geſagt, daß ich dein bin und ewig dein bleiben werde. Mit dir gehe ich bis in die Ewigkeit, wohin man dich auch verſchicken ſollte. Leb wohl, du, der du dich unſchuldig zugrunde gerichtet haſt!“

Ihre Lippen bebten, Tränen blitzten an ihren Wimpern und rollten plötzlich herab.

„Gruſcha, vergib mir meine Liebe, vergib mir, daß ich durch meine Liebe auch dich ins Unglück ſtürze.“

Mitjá wollte noch etwas ſagen, doch jäh brach er ab und ging hinaus. Er wurde im Augenblick von Männern umringt, die ihn nicht aus den Augen ließen. Unten vor der Treppe, wo er noch geſtern mit Andreis Troika dröhnend vorgefahren war, ſtanden zwei Wagen bereit. Mawrikij Mawrikjewitſch, ein ſtämmiger, kleiner Mann mit einem aufgedunſenen Ge-

ſicht, ſchien durch etwas ſehr gereizt zu ſein, wahrſcheinlich durch irgendeinen Zwiſchenfall oder eine unvorhergeſehene Unordnung; jedenfalls ſchrie er wütend, und man ſah ihm an, daß er ſich ärgerte. So forderte er denn auch Mitjá etwas gar zu barſch auf, in den Wagen einzuſteigen. „Früher, als ich ihm im Gaſthauſe ‚zur Hauptſtadt' Wein und alles mögliche vorſetzte, hatte der Menſch ein ganz anderes Geſicht," dachte Mitjá, als er einſtieg. Auch Triſon Boriſſytſch ſtieg die Treppe hinab. An der Hofpforte drängten ſich Leute: Bauern, Weiber, Fuhrknechte, Kutſcher, und alle ſtarrten ſie Mitjá an.

„Lebt wohl, Ihr Gottesmenſchen!" rief ihnen Mitjá vom Wagen zu.

„Vergib auch du uns, Väterchen," hörte man zwei, drei Stimmen den Gruß erwidern.

„Nun, auch du leb wohl, Triſon Boriſſytſch!"

Doch Triſon Boriſſytſch wandte ſich nicht einmal nach ihm um, vielleicht weil er gar zu beſchäftigt war. Er ſchrie gleichfalls und gab verſchiedene Befehle, denn der zweite Wagen, in dem zwei Gerichtsdiener Mawrikij Mawrikjewitſch und Mitjá begleiten ſollten, war noch nicht ganz zur Abfahrt bereit. Der Fuhrknecht, der ſie fahren ſollte, zog vorläufig noch langſam ſeinen Kittel an und redete wortreich darüber, daß nicht er, ſondern Akim an der Reihe ſei, zu fahren. Akim aber war nicht zur Stelle; da lief man denn, um den Akim zu ſuchen; der Bauer beſtand aber auf dem Seinen und bat, daß man warten ſolle.

„Ach, Mawrikij Mawrikjewitſch, dieſes Bauernpack iſt doch bei uns ganz ohne jedes Schamgefühl!" rief

Trifon Boriſſytſch kummervoll. Und zu dem Fuhrknecht: „Dir hat Akim noch vorgeſtern einen Fünfundzwanziger gegeben, und du haſt ihn verſoffen, jetzt aber reißt du wieder das Maul bis an die Ohren. Ich wundere mich nur tagaus, tagein über Ihre Güte, Mawrikij Mawrikjewitſch, hat doch dieſes Lumpenpack ſo was nicht mal von weitem verdient. Ich weiß, was ich ſage!“

„Aber wozu brauchen wir denn noch eine zweite Troika?“ miſchte ſich da Mitjá in die Angelegenheit ein. „Fahren wir nur ruhig in einer, Mawrikij Mawrikjewitſch, ich werde ja nicht rebellieren, nicht von dir fortlaufen, wozu alſo die Bedeckung?“

„Bitte, gefälligſt zu begreifen, mein Herr, daß Sie nicht ſo zu mir zu reden haben, falls Sie es noch nicht wiſſen ſollten. Ich verbitte mir Ihr Du und desgleichen Ihre Ratſchläge, die Sie für beſſere Gelegenheiten aufſparen können . . .“ ſchrie plötzlich, wild aus ſich herausfahrend, Mawrikij Mawrikjewitſch Mitjá an, — als hätte er ſich über die Gelegenheit gefreut, ſeine Galle an ihm auslaſſen zu können.

Mitjá ſchwieg. Das Blut war ihm heiß ins Geſicht geſtiegen. Nach einem Augenblick fror ihn plötzlich ſehr. Der Regen hatte aufgehört, doch der trübe Himmel war ganz von Wolken bedeckt, und ein ſcharfer Wind blies ihm gerade ins Geſicht. „Sollte das etwa ein Fieberſchauer ſein?“ dachte Mitjá, der ſich in den Schultern ſchüttelte. Endlich ſtieg auch Mawrikij Mawrikjewitſch ein, ſetzte ſich gewichtig und breit hin, wobei er — als bemerke er es überhaupt nicht — Mitjá gehörig an die andere Seitenlehne preßte. Frei-

lich war er nicht bei guter Laune, und der ihm zuteil gewordene Auftrag behagte ihm ſehr wenig.

„Leb wohl, Trifon Boriſſytſch!“ rief Mitjá nochmals zurück, und er fühlte ſelbſt, daß er es nicht aus Gutmütigkeit, ſondern aus Bosheit, gegen ſeinen Willen gerufen hatte.

Doch Trifon Boriſſytſch ſtand ſtolz auf ſeiner Treppe, hielt die Hände auf dem Rücken und ſah Mitjá ohne mit der Wimper zu zucken an; er blickte ſtreng und geärgert und antwortete auf Mitjás Gruß kein Wort.

„Leben Sie wohl, Dmitrij Fedorowitſch, leben Sie wohl!“ ertönte plötzlich die Stimme Kalganoffs, der ganz unerwartet von irgendwoher aufgetaucht war.

Er eilte zum Wagen und ſtreckte Mitjá die Hand entgegen. Er war ohne Mütze herausgelaufen. Mitjá gelang es noch, ſeine Hand zu erfaſſen und einmal zu drücken.

„Leb wohl, du lieber Menſch, werde dich und deine Großmut nie vergeſſen!“ rief er ihm heiß zu.

Da zogen aber die Pferde an, und ihre Hände wurden auseinander geriſſen. Die Glocken tönten . . . — ſo wurde Mitjá fortgeführt.

Kalganoff aber lief in den Flur, ſetzte ſich dort in eine dunkle Ecke, vergrub das Geſicht in den Händen und weinte bitterlich. Lange ſaß er ſo und weinte, — er weinte, als wäre er noch ein kleiner Knabe und nicht ein zwanzigjähriger junger Mann. Oh, er war faſt ganz von Mitjás Schuld überzeugt! „Was ſind denn das für Menſchen, wie können denn, danach

zu urteilen, die Menſchen überhaupt ſein!“ rief er innerlich in bitterer Schwermut, wenn nicht gar Verzweiflung. Er verlor allen Lebensmut: „Ich will überhaupt nicht mehr leben,“ ſagte er grollend, und „iſt denn das Leben das wert, iſt es das wert?“ rief der betrübte Jüngling immer wieder aus.

WESTERN DAY 100
LOAN DEPT.
Pay only to the order of any Western Union office or agent
DATE
TIME
SENT BY
RECEIVED BY
RECEIVED $
SENT $
TOTAL $
CHECK NO.

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY